Sommerfäden



LELAND·STANFORD·JVNIOR·VNIVERSITY

Sommerfäden

Adolf Wilbrandt

	Geheftet:	In Leinenband:
Das lebende Bild u. andere Geschichten. 3. Aufl.	M. 3.—	M. 4.—
Der Dornenweg. Roman. 4. Auflage	M. 3.50	M. 4.50
Erika. Das Kind. Erzählungen. 3. Auflage	M. 3.50	M. 4.50
Familie Roland. Roman. 3. Auflage	M. 3.—	M. 4.—
Fesseln. Roman. 3. Auflage	M. 3.—	M. 4.—
Feuerblumen. Roman. 3. Auflage	M. 3.—	M. 4.—
Franz. Roman. 3. Auflage	M. 3.50	M. 4.50
Die glückliche Frau. Roman. 4. Auflage	M. 3.—	M. 4.—
Fridolins heimliche Ehe. 4. Auflage	M. 2.50	M. 3.50
Schleichendes Gift. Roman. 3. Auflage	M. 3.—	M. 4.—
Hermann Ifinger. Roman. 6. Auflage	M. 4.—	M. 5.—
Hildegard Mahlmann. Roman. 3. Auflage	M. 3.50	M. 4.50
Irma. Roman. 3. Auflage	M. 3.—	M. 4.—
Ein Mecklenburger. Roman. 3. Auflage	M. 3.—	M. 4.—
Meister Amor. Roman. 3. Auflage	M. 3.50	M. 4.50
Novellen. Inhalt: Die Brüder — Heimat — Reseda	M. 3.—	M. 4.—
Die Osterinsel. Roman. 4. Auflage	M. 4.—	M. 5.—
Die Rothenburger. Roman. 7. Auflage	M. 3.—	M. 4.—
Der Sänger. Roman. 4. Auflage	M. 4.—	M. 5.—
Die Schwestern. Roman. 3. Auflage	M. 3.—	M. 4.—
Vater Robinson. Roman. 3. Auflage	M. 3.—	M. 4.—
Vater und Sohn u. andere Geschichten. 2. Aufl.	M. 3.—	M. 4.—
Villa Maria. Roman. 3. Auflage	M. 3.—	M. 4.—
Große Zeiten und andere Geschichten. 3. Auflage	M. 3.—	M. 4.—
Sommerfäden. Roman	M. 3.—	M. 4.—
Die Maler. Lustspiel. 2. Auflage	M. 2.—	M. 3.—
Die Tochter d. Herrn Fabricius. Schauspiel. 2. Aufl.	M. 2.—	M. 3.—
Der Meister v. Palmyra. Dram. Dicht. 11. u. 12. Aufl.	M. 3.—	M. 4.—
Die Eidgenossen. Schauspiel	M. 2.—	M. 3.—
Hairan. Dramatische Dichtung	M. 2.—	M. 3.—
Timandra. Trauerspiel	M. 2.—	M. 3.—
Gespräche u. Monologe. Sammlung verm. Schriften	M. 6.—	M. 7.—
Erinnerungen. Mit Porträt des Dichters	M. 3.—	M. 4.—
Calderon, Der Richter von Zalamea. Schauspiel. Übers. von Adolf Wilbrandt. (Cotta'sche Handbibl.)	M. -.30	
Novellen aus der Heimat. (Cotta'sche Handbibliothek)	M. -.90	M. 1.40
Neue Gedichte	M. 4.—	M. 5.—
Lieder und Bilder	M. 3.—	M. 4.—
Adolf Wilbrandt. Eine Studie über seine Werke. Von Victor Klemperer	M. 2.50	M. 3.50

Sommerfäden

Roman

von

Adolf Wilbrandt

Stuttgart und Berlin 1907
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Meinem lieben Freund

Hugo Bertsch

zugeeignet

Erstes Buch

Als Herr von Wittich in das Wohnzimmer von Fräulein Melanie eintrat, hatte er dieselbe Freude wie immer: durch die Fenster auf den freien Himmel zu sehen und auf die hohen Wipfel und Laubkronen des Zoologischen Gartens, bis zum Tiergarten hin. Melanie von Karst und ihre Tante wohnten am alten Teil des Kurfürstendamms, der kein andres Gegenüber hat als diesen Park, in dem „die gelben und großmütigen Löwen wohnen", wie Melanie gerne sagte. Es war hier teurer, aber gesund und schön. Auch die phantastischen Gebäude, die den Zoologischen Garten vom Kurfürstendamm abgrenzen, die großen Elefanten am Eingang, die Rückseiten der bunten Glasfenster machten ihr Vergnügen; „es ist doch nicht das ewig Moderne! Es ist eine verrückte Poesie darin!"

Melanie war noch nicht im Zimmer; die Tante, Frau von Lenk, saß am linken Fenster, von dem sie so gern auf die lebhafte Straße hinuntersah; da sie nicht gut hörte, so störten sie die Geräusche nicht. Wunderbar, wie jung sie aussieht! dachte Wittich, während er näher trat und sie begrüßte. Die zarte Gestalt der Frau von Lenk hatte sich wohl seit zwanzig, dreißig Jahren nicht verändert; sie hatte sogar noch etwas Mädchenhaftes, ganz und gar nichts Verwitwetes. In ihrem grüßenden Lächeln lag

noch das träumerisch Bescheidene, beinahe Schüchterne, in das sich Herr von Lenk verliebt haben mochte, als er um sie warb. War in all den Jahren so wenig in ihr vorgegangen? Oder hatten sich alle die Eigenschaften, die sie zusammengeerbt hatte, so gemütlich friedlich in ihr vertragen, wie in einer sanftmütigen, immer einigen Familie? Auch die kleine Hand, die Wittich an seine Lippen führte, war noch so weich und so fein, als könnte sie wieder Körbe austeilen, wie sie vor einem Menschenalter manches Mal, wenn auch nie ohne Schüchternheit und tiefes Mitleid, getan hatte.

„Sie kommen von Schwerin, lieber Freund?" fragte sie mit ihrer angenehmen, obwohl hohen Stimme.

„Ja, aus meinem Haus am Schweriner See; war wieder einmal ein paar Monate dort. Fand es wieder wunderschön, — die alten Heimatsgefühle; und nun freu' ich mich mächtig auf unsre Reise in die Berge, zum Hohen Göll, zum Watzmann! — Melanie ist doch zu Hause?"

Frau von Lenk nickte: „Sie kommt gleich. Sie freut sich a u ch; hat den ganzen Morgen gepackt und wieder umgepackt; na, Sie wissen ja, wie schwer sie das nimmt; so ‚genial' sie sonst in so vielem ist. Tante, Tante, sagte sie vorhin, indem sie die Tür aufriß, es soll himmlisch werden! Dann warf sie sie wieder zu."

„Und die Tante?" fragte Wittich, indem seine lange Gestalt sich über die kleine, zarte neigte. „Freut die sich auch?"

„Aber ja, natürlich freu' ich mich auch. — Eine kleine Sorge — die geht ja immer mit —"

Sie stockte.

„Was für eine Sorge?"

Frau von Lenk hob die sanft bläulichen Augen mit einem klagend fragenden Ausdruck zu ihm empor, der noch stand; sie ergriff, wohl unbewußt, einen seiner Westenknöpfe, sie konnte leichter, freier sprechen, wenn sie etwas zwischen den Fingern hatte. „Ich wollt' Sie was bitten, lieber Wittich," fing sie zögernd an; „Sie müssen aber nicht böse sein. Sehn Sie, das Wetter ist so schön, rechtes Reisewetter, und der Barometer steht so hoch, und Melanie sagt, es soll himmlisch werden. Nun lassen Sie uns einmal diesen Monat recht harmonisch miteinander leben — ohne — ohne Szenen — ohne Differenzen. Ach, das wäre wunderschön!"

Achim von Wittich lächelte, ihm zuckte aber eine Wange. „Sie sind gar so friedliebend, holde Freundin."

„Sie sind's gar so wenig!"

„Also wenn Melanie und ich miteinander streiten, dann bin ich das Karnickel?"

„Das sag' ich nicht; aber —"

„Halten Sie mich für streitbarer als Ihre Nichte? Glauben Sie das wirklich? — Ich hab' Überzeugungen. Welcher Mensch auf Gottes Erdboden hat festere, zähere Überzeugungen als Melanie? Sie würde ja lieber ihren besten Freund opfern als ein Stückchen von —"

„Sehn Sie," fiel ihm Frau von Lenk ins Wort und hob sanft abwehrend eine ihrer kleinen Hände, „Sie fangen schon wieder an!"

„Nennen Sie das anfangen?" — Er richtete sich lang auf, strich sich wie beruhigend über die weiße Weste und lächelte. „Nein, fassen Sie Mut, ich bin keiner aus dem Zoologischen Garten, hier steht ein Lamm — beinahe so ein Lamm wie Sie. Ich komme ja mit Vorsätzen

allerersten Ranges, hab' sozusagen Urfehde geschworen. Gestern abend, als ich mit Prinzessin Anna bei Rabensteinfeld am Schweriner See stand und nach dem Schloß hinübersah — es war eine so wunderbare Stimmung, und im Westen das schönste Gebirg, das man sehen konnte —"

„Gebirg? Ja, ist denn bei Schwerin ein Gebirg?"

„Nein, bis jetzt noch nicht. Ich meine Wolkengebirge, wie wir sie in unsern Ebenen von Zeit zu Zeit haben, am Horizont. Das war gestern herrlich: in den warmen Abendfarben stand wie gemauert eine lange, bläuliche Alpenkette, sie sah ganz so echt und ahnungsvoll und feierlich aus wie die Alpen selber, beinah wörtlich so wie das bayrische Gebirg, wenn man von München auf der Bahn nach Südwesten weiterfährt. ‚Wozu braucht man noch hinzureisen,' sagte Prinzessin Anna mit ihrem reizenden, schwärmerischen Lächeln; ‚wir haben's ja hier!' Ich dachte aber: Wenn wir nun dennoch hinreisen werden — denn diese blauen Berge da drüben, die halten sich nicht — sie fingen auch schon an, sich langsam zu verändern, weniger natürlich zu werden —"

„Da nahmen Sie sich was vor? Was denn? Melanie unterwegs doch noch zu Ihren Ansichten zu bekehren?"

„Nein, meine Gnädige, im Gegenteil: sie in Ruhe zu lassen, ganz in Ruhe. Ich gelobte mir: sie soll in Gottes Namen mit ebenso festen und eigensinnigen Überzeugungen wieder nach Hause kommen, wie sie übermorgen in die Berge fährt!"

„Das haben Sie wirklich gelobt?" sagte Frau von Lenk; ihre sanften Augen sahen ihn noch etwas ungläubig an. „Ich dachte —"

„Bitte, was dachten Sie?"

„Weil Sie von Urfehde sprachen."

Wittich lächelte, aber ritterlich schonend. „Das Wort klingt allerdings kriegerisch; aber es soll ungefähr so viel wie Urfriede heißen. Ich will mit Melanie Frieden haben. Obgleich sie — — was macht die sich aus unserm Krieg? Der erfrischt sie nur; wenn sie's auch nicht wahr haben will."

Die Tante schüttelte den Kopf, jetzt in tiefem Ernst. „Nein, das müssen Sie nicht glauben; um Gottes willen! Dieser ewige Krieg zwischen Ihnen beiden —"

„Ewig? Von Zeit zu Zeit!"

„Der erfrischt sie nicht; ach, im Gegenteil. Davon weiß ich mehr als Sie. Er tut ihr weh, er greift sie an; er nagt ihr am Herzen, würd' ich sagen, wenn das nicht gar so pathetisch klänge. Lieber Freund, warum müssen denn so gute und gescheite Menschen so viel miteinander streiten und rechten? Ich versteh' es nicht. Ich begreif' es nicht. Ihr könntet das beste Leben haben, und ihr habt es nicht. Warum einer den andern bekehren wollen? Wenn doch Frieden und Harmonie und Eintracht auf dieser Welt das Schönste ist?"

„Ja, so sagen Sie. Ihnen, die Sie ein ewiger Frühling sind — ein Veilchen, das bis zum Winter blüht —"

„Aber, aber!"

„Ihnen steht's auch gut. Wenn aber eine große, ernste, im Kampf des Lebens erprobte Weltanschauung — die sich einem besonders lieben und verehrten Mitmenschen — — Ich hör' aber, sie kommt. Also — Urfehde! Urfriede!"

* * *

Die Tür links ging auf, und die Gestalt trat herein, auf die sich Wittich schon wieder einmal wochenlang gefreut hatte: Fräulein Melanie. Schon der stille, edle Gang tat ihm wohl, mit dem sie ins Zimmer kam; die kaum Mittelgroße, die mit ihren dreiunddreißig Jahren schon zur Fülle neigte und dagegen kämpfte; in ihren Bewegungen war aber so viel selbstverständliche, schlichte Vornehmheit, daß es ihn entzückte. Dazu der Kopf, gar nicht schön und doch herzerfreuend; eine Frisur, die er sonst nicht leiden konnte: fast glatt weggestrichenes Haar, an ihr nahm sie sich aber stilvoll aus. Die grauen Augen, nicht groß, nicht strahlend, hatten einen so lieben, guten, innigen Blick, daß sie für Wittich das ganze Zimmer erwärmten, sobald sie nur eintrat. So auch in diesem Augenblick. Er sah sie an, lächelte, ohne es zu wissen, und nickte.

Melanie stand vor ihm, sah ihn an und lächelte auch. „Na?“ sagte sie. „Sie machen nur eine kleine höfliche Verbeugung und sagen kein Wort und geben mir nicht die Hand?“

„Entschuldigen Sie,“ erwiderte er. „Ich mußte Sie anschaun. Ich s a h Sie ja w i e d e r; nach Monaten. Und Sie sahen so — so —“

„Also wie sah ich denn aus?“ fragte Melanie, fast etwas kokett, da er verstummt war. „Sie sagen ja nichts.“

„Ich freute mich plötzlich so nachdrücklich, daß Sie leben. Und ich wunderte mich, daß so was lebt; wie man sich zuweilen plötzlich über die ganze Geschichte: Welt, Schöpfung, Leben wundert. Und dann freute ich mich, daß ich morgen abend mit dieser lebendigen Dame nach Berchtesgaden und dem Königsee fahren soll!“

„Und dann," nahm Frau von Lenk das Wort, „und dann hat er die Urfehde abgeschworen und will Frieden halten!"

„Das heißt, ich hab' Urfehde geschworen," berichtigte Achim, dessen Augen noch nicht von Melanie ließen. „Ich will überhaupt ein recht guter Junge sein; es soll ein wahres Vergnügen sein, mit mir zu reisen. Übrigens, die romantische Prinzessin, die schöne Anna, kommt auch nach Berchtesgaden; das heißt, ein paar Tage; die hohen Herrschaften reisen nur so durch."

„Wo haben Sie Prinzessin Anna gesehn?" fragte Melanie.

„Im Schweriner Schloß und so weiter; mit ihrer Tante, der Prinzessin Christiane, war sie zum Besuch dort; sie wird ja nun in die Welt geführt. Ihre siebzehn Jahre stehn ihr allerliebst! Mir kam sie mit einer reizenden Mischung von Backfisch und Dame entgegen; noch eine Erinnerung an den Wildfang von Anno dazumal — ich kenne sie ja seit den Kinderjahren — und ein starker Zuschuß von Würde und Weiblichkeit. Sie beehrte mich aber mit der liebenswürdigen Zutraulichkeit, die sie eigentlich stets zu mir hatte; der Tante Christiane, schien mir, war es schon zu viel, da ich doch nur ein simpler Herr von Wittich bin."

„Ach, sie war ja ein drolliges Kind," sagte Frau von Lenk, die eben durchs Zimmer ging. „In Thüringen hab' ich sie früher auch einmal gesehn, ich weiß nicht mehr wo."

Wittich nickte: „Drollig war sie! und immer ein Geschöpfchen für sich, anders als die andern. Ich weiß noch die Zeit, wo sie oft gar nicht zu bändigen war, selbst von ihrer vortrefflichen Mutter nicht; die ist ja nun leider

schon lange tot. Das Prinzeßchen kam mir manchmal wie ein Papierdrachen vor, der im Winde zappelt; er steigt auf und fällt wieder und tollt über die Erde hin. Einmal wußte sich die Frau Mutter gar nicht mehr zu helfen, da ließ sie den Leibarzt kommen, einen vortrefflichen alten Herrn, den die Kleine respektvoll gern hatte: er sollte ihr in seiner weisen und eindringlichen Art zum Herzen sprechen. Na, das tut er auch. Als er fertig ist — sie hat geduldig und scheinbar andächtig zugehört — da guckt sie auf und sagt: ‚Du, wie hoch kannst du 'runterspringen? Ich kann jetzt s o h o c h!' Und wie ein Gazellchen steigt sie auf den Tisch."

Melanie lachte.

Wittich wandte sich zu ihr: „Prinzessin Anna läßt Sie übrigens herzlich grüßen; sie hat eine wahre Verehrung für Sie, wie sie gestern sagte. Den Sommer auf der Insel Sylt, wo sie Sie so oft sah und Sie Geschichten erzählten und Göthische Gedichte sprachen, könnt' sie nie vergessen. Mit ihrem großen Augenaufschlag sagte sie dann, es war wie ein Seufzer: Ach, wenn man doch mit solchen Menschen immer leben könnte! — Tante Prinzessin Christiane hörte das; sie machte ein bedenkliches Aja-Gesicht. Hätt' ich nicht dabei gestanden, hätt' sie wohl gesagt: Mein Kind, das ist eine Revolutionärin, eine überspannte Idealistin, eine Rote, mit der lebt man nicht!"

Melanie lächelte; ihrem milden Blick sah man die Revolutionärin nicht an. „Für überspannt gilt Prinzessin Anna ja a u c h; wenigstens in ihrer Welt. Liest sie noch so viel Poesie? Gedichte? Sie hat mir einmal einen Brief geschrieben — plötzlich, ohne Anlaß — der schwärmte sehr, und bekräftigte das durch allerlei Verse, ich weiß

nicht von welchem Dichter. Es war aber ein rührender Brief!"

„Für mich ist sie immer rührend," erwiderte Wittich, der am Fenster stand und in den Zoologischen Garten hinübersah. „Ich glaub', an allen deutschen Höfen zusammen gibt es kein so merkwürdiges, schwärmerisch angelegtes Wesen mehr wie dies feine Ding! — Sie scheint nur noch gar nicht zu fühlen, wie gefährlich das alles ist, und wie tragisch es enden kann."

„Gefährlich?" fragte Melanie. „Wieso?"

„Nun, wenn man doch Prinzessin ist. Wenn auch aus einem kleinen Haus; es ist doch ein Regentenhaus. Ihr Vater regiert nicht, nein, aber das kann kommen. Kurz, ich meine, dieses reizende Wesen — für das ich wie ein altdeutscher Ritter fühle — es lebt offenbar viel, viel mehr in der Poesie als in der Wirklichkeit. Wie wird's dann erwachen? Die Wirklichkeit kommt ganz gewiß. Die Wirklichkeit in der Fürstenwelt, die ist sehr gebieterisch, die treibt ihre Forderungen ohne Rücksicht ein. ‚Liebes Kind, gehorchen!' ‚Dich deinem hohen Hause opfern!' Iphigenie am Altar. Auf einmal sieht dann so ein Prinzeßchen: die Iphigenie, für die ich in den Tragödien so schön geschwärmt hab', um Gottes willen, die bin ich selbst!"

„Sie findet dann hoffentlich einen guten, schönen, liebevollen Opferprinzen," sagte Frau von Lenk mit ihrer gottvertrauenden, hoffnungsvollen Stimme.

„Liebe, gute Freundin! Wo findet so ein hochgestimmtes, in Idealen schwelgendes Mädchen seinen rechten Prinzen!"

„Wer ist dann schuld?" rief Melanie. „Sie oder die

Welt? Warum muß es denn ein P r i n z sein? Wo steht das geschrieben?"

„Wenn's doch bekanntlich der Brauch ist —"

„Und warum muß das ‚liebe Kind' gehorchen? Warum muß so ein ideal gesinntes Mädchen sich opfern, weil's eine Prinzessin ist? Ist sie zur Sklavin einer Dynastie, eines ‚hohen Hauses' geboren? Muß sie am Altar verbluten?"

„Bitte, regen Sie sich nicht auf," entgegnete Wittich lächelnd; „wir wollen ja nicht streiten. Es ist nur einstweilen nicht zu ändern, daß die dynastischen Interessen, die Fürstenhäuser —"

„Nun, dann hass' ich die!" rief Melanie. „Wenn sie so und so viele Menschen hindern, wahre Menschen zu werden — wenn das Edelste und Beste sich opfern soll, weil so ein kleiner Hof das für nötig hält — dann gehören die nicht in unsre Welt! Dann hinaus mit ihnen!"

„Liebe Melanie, Hof ist Hof. Ob klein oder groß —"

„Dann auch mit den großen weg! — Es ist immer die alte Geschichte, ich fühl's immer wieder. Wir leben in einer Unnatur, die empörend ist; die die törichten Menschen haben wachsen und wachsen lassen, bis sie zum Ungeheuer geworden ist. Ein Moloch, dem die Menschheit fort und fort Opfer bringen muß; wie in alten Märchen. D a r u m ist's ‚gefährlich', wenn ein so holdes Geschöpf wie ‚Schön Ännchen' in ihren Idealen lebt, auch ein Mensch werden will. Und Sie stehn nun da und lächeln so von oben herunter, als wär' ich ebenso wie Schön Ännchen eine gefährliche und verdrehte Schwärmerin — und nur Sie verlobt und verheiratet mit der Wirklichkeit!"

„Ich lächle nicht von oben herunter; ich lächle nur, weil Sie grade heut so streitbar sind, wo ich wie ein Lamm bin. Erlauben Sie mir nur, in aller Sanftmut zu sagen —"

„Ihre Sanftmut kennt man!"

„In aller Sanftmut zu sagen: Wenn Sie nun auch wirklich die Dynastien und die Höfe abschafften — was ich sehr bedauern würde, da wir sie nach meiner unmaßgeblichen Meinung ganz notwendig brauchen — so blieben doch immer die Staaten bestehn; und mit ihnen die Staatsraison, die grade so fordernd und unerbittlich ist wie die Hofraison. Da heißt es: du da, der Staat braucht dich, diene dem Staat als Soldat, dien' ihm als Beamter, als —"

„Aber die jungen Mädchen sind frei! Auch die Prinzessinnen freien alsdann, wen sie wollen!"

Wittich nickte mit Kopf und Hand: „Sehr wohl. Meinetwegen. Da der Staat aber immer wieder Unterschiede hervorbringen wird, höhere Menschenklassen, herrschende Elemente, Ehrbegriffe, Eitelkeiten —"

„Wenn er das tut, dann weg mit ihm!" rief Melanie unverzagt. „Dann ist er eben, was ich immer sage, kein Kulturbringer mehr — das ist er gewesen — dann ist er ein Hindernis, ein Hemmschuh, und die Menschheit muß über ihn hinweg, ihren höheren Zielen zu!"

„Über seine Leiche —"

„Gewiß!"

„Da haben wir Sie wieder! Die Anarchistin! Nieder mit dem Staat! Nieder mit Regiment und Zucht und Ordnung; das sind alles nur Hindernisse. Wenn jeder tun kann, was er will, dann kommen wir ins Paradies!"

Melanie stand auf; ihre Wangen glühten. In ihre Augen kam ein Feuer, das sie schöner machte; es war aber himmelstürmende, vor nichts zurückschreckende Schwärmerei darin. „Paradies — Paradies — kein mohammedanisches Paradies, gewiß nicht. Aber ins Land der Freiheit wollen wir hinein, wo die Ideale wachsen, blühen, sich erfüllen können. Aber was sind Ihnen die Ideale! Sie wollen keine Freiheit. Sie wollen nur Ordnung, Zucht, Regiment. Sie sind ein Reaktionär!"

„Ach du lieber Gott!" rief Frau von Lenk und hob beide Hände.

„Sie hören es, Tante Lenk!" rief Wittich, an dem nun die langen Arme auch lebendig wurden. „Ich bin ruhig wie der Tisch da — sanft wie eine Taube — aber Melanie — Melanie — ein entfesselter Sturm! ein Vulkan!"

„Laßt einander doch in Ruh!" flehte die Tante. „Ihr versteht ja doch einer den andern nicht!"

„Ich versteh' sie nicht? Da muß ich doch bitten. Nichts auf der Welt versteh' ich so gut wie sie! Ihren Idealen zuliebe, die gewiß sehr schön sind — Ideale einer schönen Seele — alles verrungenieren, keinen Stein auf dem andern lassen, Tohuwabohu! Weil eine siebzehnjährige Prinzessin vielleicht eines Tages Opfer bringen muß, sich nicht ideal ‚ausleben' kann — ausleben — das ist jetzt das große Wort — darum die Monarchie und den Staat und alles, was uns einigermaßen in Ordnung hält, in den großen Ozean werfen! Das ist Ihre Nichte!"

„In den großen Ozean werfen," wiederholte Melanie und trat kampfmutig vor den langen Wittich hin. „Ja-

wohl! Was wir nicht mehr brauchen, dafür ist der große Ozean gut! Was sich überlebt hat, das gehört ins Wasser! Sie klammern sich ja aber förmlich an alles Bestehende an; Sie kleben am Bestehenden; ich begreif' es nicht. Wenn man Ihren Verstand, Ihren Geist, Ihre Bildung hat —"

Wittich verneigte sich ironisch: „O, ich danke sehr!"

„Und wenn man eigentlich auch eine ideale Natur ist — im letzten Grunde teilen Sie meine Ideale —"

„Sogar Ideale lassen Sie mir!"

„Dann kann's doch nur eine Theorie, eine Art Aberglaube sein, was Sie so konservativ, so reaktionär macht. Wozu sehen Sie mich so erhaben lächelnd an? Sie wissen doch, das imponiert mir nicht. Sie beugen sich vor einem geerbten System! vor ein paar Begriffen!"

„Ah, tu' ich das —"

„Sie sehn da ein altes Kartenhaus und halten es für einen Palast, eine feste Burg —"

„Das sind ja prächtige Augen! und ein klarer Kopf!"

„Dagegen gibt es Worte, Worte, vor denen entsetzen Sie sich — als wär's Dynamit, oder höllischer Schwefel. Anarchist! Anarchistin! Wie kann eine Dame, ein Fräulein von, eine, die auf dem Kurfürstendamm wohnt, Anarchistin sein! — Ich bin doch nur was Tolstoi ist, Graf Leo Tolstoi. Ich will keine Dynamitbomben, keine Fürstenmorde; ich will nur, daß wir zu edler, schöner Freiheit kommen — durch die Kraft des guten Beispiels, durch Belehrung, durch die Macht der Zeit. Eintracht zwischen den Menschen, den Völkern, den Weltteilen! Keine Kriege mehr! Keine Vorurteile! Gottesglaube, Menschenliebe!"

„Das sag' ich ja auch!" rief Frau von Lenks helle Stimme. „Lieber Freund! Ist denn das nicht gut? nicht schön? Lassen Sie ihr doch ihre schönen Gedanken, ihre Ideale!"

Wittich biß die Zähne zusammen; es reizte ihn allemal, wenn diese hohe Stimme sich einmischte; sie hatte schon manchen Streit der beiden, ohne es zu wissen, zum höchsten Lodern gebracht. Er warf einen unguten Blick auf die Tante, dann war er wieder nur Aug' in Aug' mit der Nichte: „Liebe Melanie," sagte er mit leise erbebendem, etwas angeheisertem Ton. „Ihre schönen Gedanken in Ehren; Ideale — herrlich. Wenn wir nicht zufällig auf der Erde lebten — — Aber Sie, in Ihrem Wolkenkuckucksheim — wo auch Graf Tolstoi wohnt — Sie hausen da prächtig und in Freuden, Sie spüren unsern harten Boden, unsre Risse und Abgründe nicht! — Eintracht zwischen den Völkern, sagen Sie. Vortrefflich, wenn die Völker wollen; wenn nur nicht bloß die deutschen Träumer wollen und die andern nicht! Ich dächte, wir hätten unter unsern Träumereien wohl genug gelitten; unser ‚Weltbürgertum', mit dem wir uns einst so hoch und so groß fühlten, hat uns Schwäche und Elend und Schande genug und übergenug gebracht! Da wir nun endlich mit Gottes und Bismarcks Hilfe ein Reich, eine Macht, etwas Gesundes und Großes geworden sind, jetzt fliegen wieder die deutschen Ideale herum, bunte, prächtige, hohle Seifenblasen —"

„Ah!" stieß Melanie empört hervor. „Hohle Seifenblasen!"

„Sozialistische, kommunistische, anarchistische — friedensselige — alle vaterlandslos! alle undeutsch!

und alle stolz, das zu sein! Lauter Mäuse, die an unsrer Wurzel nagen; diese deutsche Eiche, was soll die? Eintracht der Völker — Friedensgewölk — ideale Rosawolken — dann braucht man die harte Eiche nicht. Und so denken nicht bloß die sogenannten Stiefkinder des Schicksals, die Mißvergnügten, denen das Vaterland ‚wurscht' ist — nein, auch von Gott Gesegnete! weil ihnen die schillernden Seifenblasen schöner sind als die Wirklichkeit — lieber als das Vaterland! So denken, man sollt's nicht glauben, gute, edle Frauen — für den ersten Anblick herrliche, himmlische Geschöpfe, schaut man aber näher zu — schaut man aber näher zu —"

„Nun, was dann?" fragte Melanie, der nun auch die Stimme zu zittern anfing. „Was sieht man dann?"

„Was man dann sieht? Das will ich Ihnen sagen. Dann sieht man etwas Krankes, etwas Ungesundes, das genesen, das sich bessern sollte. Die alten deutschen Krankheiten sieht man — an denen die andern Völker ihre Freude haben — denn so werden wir nie die Macht, die wir durch unsre großen Eigenschaften zu werden berufen sind — so werden wir immer wieder schwach, weich und dumm! Große Kinder sieht man, die im Gärtchen sitzen und wunderschöne Seifenblasen steigen lassen, während draußen das Leben vorbeizieht und die großen Schicksalswetter sich zusammenballen —"

„Ah! Ich bin so ein großes Kind? — Bin wohl auch eine schlechte Patriotin, wie Sie neulich von diesen emanzipierten Damen sagten? Bin wohl auch vaterlandslos?"

„Ich hab' damals nur gesagt und ich sage: Wer so unbekümmert um seines Vaterlands Wohl und Wehe seine

eignen Wege geht — wer irgend einem schimmernden Zukunftswahn zuliebe sich das Heimatsherz abgewöhnt, für die Größe und den Beruf und die Herrlichkeit seines Volkes kein Auge, keinen Sinn, kein natürliches Gefühl mehr hat, der — der — der verdient nicht ein Deutscher zu sein; der tut besser, sich ein andres Vaterland zu suchen!"

Melanie schüttelte die geballten, zitternden Hände. „Und wer so zu einer Dame, einer Freundin spricht, der verdient, daß man ihn — — Gute Nacht!"

Sie ging aus derselben Tür hinaus, durch die sie gekommen war, und warf sie hinter sich zu.

* * *

Es war noch l a n g e nicht Nacht. Der Abend schien noch hell durch die Fenster herein. Ja, was ist denn nun? dachte Wittich, dem der Kopf in die Schultern sank, der sich auf einmal wie von einem Wetterschlag betäubt und entgeistert fühlte. „Gute Nacht" ... Ich soll gehn? Sie weist mir die Tür? — Und was wird dann morgen? Was wird aus der Reise? — Ihm war ums Herz herum schauderhaft zu Mut. D a r u m heut von Schwerin nach Berlin gekommen? voll Vorfreude wie ein Kind? Voll unbestimmter Glücksgefühle, voll Freundschaft, Neigung — ach, was Neigung — voll L i e b e zu dieser Melanie — die da eben zur Tür hinausfuhr. Diesmal wird es werden! hatte er gedacht. Wie oft hatt' er's wohl schon gedacht in den langen Jahren; es war nie geworden; immer hatten sie sich wieder auseinandergeredet, den „Seelenbund" zunichtgestritten. Zwei Menschen, wie füreinander geschaffen! So viel Sympathien — so viel Ähnlichkeiten im Fühlen, im Denken — jeder so warm für des andern

Wohl — all die kleinen liebevollen Sorgen und Aufmerksamkeiten. Und die Sehnsucht, Frieden zu haben; — o Gott, wie hatte er die heut, grade heut gehabt. Aber ein Teufel will sie trennen! Der Bekehrungs-, der Empörungsteufel! Der Beelzebub des Widerspruchs! — Nun war sie aus der Tür! „Gute Nacht!"

Diesmal hat sie schuld! sagte Wittich zu sich; es glühte noch in ihm. Ich war wie ein Lamm. Sie, sie hat's gemacht! — — Ach, was nützt das alles. Wir sind b e i d e wild geworden, ich so gut wie sie. Verrückt sind wir beide. Wie sagte die kleine Tante vorhin — — Ja, wo ist die jetzt? Ich mag nicht hinsehn. Sie rührt sich nicht. In ihrem Köpfchen rührt sich a u ch nicht viel; aber sie hatte recht, vorhin; Gott, wie hatte sie recht. „Ihr könntet das beste Leben haben, und ihr habt es nicht!"

Er ging langsam, leise nach links zur Tür. Eine Weile horchte er; — warum eigentlich? Von selber kam sie doch nicht zurück. Endlich klopfte er; zart, dann lauter. „Liebe Melanie!" sprach er durch die Tür. „Liebe, gute Melanie! — Bitte, hören Sie. — Sind Sie da?"

Es kam keine Antwort.

„Haben Sie so 'nen furchtbaren Zorn auf mich? — Ich war schlimm, das weiß ich. Ich bin sehr zerknirscht. (Daß sie den Streit angefangen hat, dachte er, davon jetzt nicht sprechen!) Ich bin sehr zerknirscht. Will Abbitte tun; kommen Sie nur wieder! (Noch immer kein Laut!) Bitte! Sind Sie da?"

„Ich bin hier," antwortete sie jetzt, so nah an der Tür, am Schlüsselloch, daß er zusammenfuhr. „Aber ich muß Ihnen sagen —"

„Bitte, nicht so durch die Tür! Liebe, gute Melanie,

Sie kennen ja doch die Verse aus der Zauberflöte. Seien Sie gut und kommen Sie!"

Es war eine Weile still; darauf öffnete sich langsam die Tür. Melanie trat auf die Schwelle, blaß, mit rührend edel ernstem Gesicht; sie blieb stehn. Eine weibliche, fragende Neugier erschien um die Augen herum: „Was für Verse?" fragte sie.

„Aus der Zauberflöte."

„Daß man nicht so durch die Tür sprechen soll? Kann mich nicht erinnern."

„Ich meinte ja nur die Verse in Sarastros Arie:

Und ist ein Mensch gefallen,
Führt Liebe ihn zur Pflicht!"

„Ach, die meinten Sie. Ich dachte, weil Sie von der Tür sprachen —"

„Nun stehn Sie wenigstens in der Tür. Ach, kommen Sie doch ganz herein!"

„Ach, Sie!" sagte Melanie, mit einem Blick, der noch etwas Zorn und viel Kummer hatte; sie trat dann langsam ins Zimmer. „Sie sind von einer Grobheit —! Sie können einem Sachen sagen —!"

„Ich versteh's ja selbst nicht. — Sie sind eine Frau, ein Mädchen, sehr viel zarter, natürlich. Und besser; viel, viel besser. Aber —" er lächelte einen Augenblick — „starke Sachen sagen können Sie doch auch!"

„Wenn Sie mich so reizen! — Aber daß ich mir ein andres Vaterland suchen soll — — Wenn wir wieder miteinander sprechen wollen, so nehmen Sie das erst zurück!"

„Ich hab's nicht direkt auf Sie gesagt, keineswegs. Aber —"

„Mir hat's gelten sollen. Nehmen Sie's zurück!"

„Ich hatte schon ‚aber' gesagt. Ich war schon im Begriff, es zurückzunehmen. Also hiermit tu' ich's! — Melanie! — Beste, einzige Melanie!"

„Ach, es ist ein Elend mit uns. — Was hab' i ch denn gesagt? Was soll i ch zurücknehmen? Starke Sachen, sagen Sie. Ja, wie soll man denn nicht starke Sachen von sich geben, wenn Sie einen wild machen? wenn Sie einen durch Ihre — durch Ihre — — zur Empörung, zur Verzweiflung treiben?"

„Sie sollen ja nichts zurücknehmen; ich verlange gar nichts. Nicht das alte Kartenhaus, nicht das Klammern und Kleben; nichts. Wenn's nur wieder gut zwischen uns wird, beste Melanie. Wenn wir nur wieder wie Menschen, wie Freunde miteinander leben!"

„Ach, es ist ein Elend mit uns," wiederholte sie. „Was soll daraus werden? Es wird ja nie was Gutes draus! Der eine so eigensinnig, daß der andre immer —"

„Eignen Sinnes ist! — Aber hol' mich wer will, ich sage nichts mehr. Ich will mich zerknirschen wie noch nie. Ich will diese ganze Nacht schlaflos daliegen und bittre Medizin einnehmen: jede Stunde einen Eßlöffel voll Selbstverdammung und —"

„Nein, das sollen Sie nicht," fiel ihm Melanie ins Wort und sah ihn mit einem ihrer weichen, guten Blicke an. „Ich bitt' mir aus, daß Sie schlafen; das ist ja grad' Ihre schwache Seite. Von dem schlechten Schlafen kommt dann auch Ihre Reizbarkeit. Versprechen Sie mir lieber, heute durchzuschlafen!"

„Das verlernt man in meinen Jahren," sagte Wittich lächelnd. Heimlich war er schon wieder glücklich, daß sie

so ‚schwesterlich' schalt. „Ohne mehrfaches Aufwachen geht's nicht mehr."

„Lieber Gott, wie alt sind Sie denn? Achtunddreißig Jahre!"

„Neununddreißig."

„Also noch nicht vierzig. ‚In meinen Jahren' — das war nun wieder recht töricht gesprochen; nehmen Sie's nicht übel. Was wollen Sie mit meiner Hand?"

„Küssen; weiter nichts!" — Er küßte Melanies rechte Hand; sie war nicht so klein und fein wie die der Tante, aber so weich, daß es ihm eine Wonne war. — „Dann will ich's also lieber umdrehn und sagen: in meinen Jahren ist man noch zu jung, um nicht mehr töricht zu sein."

„Ach, so reden Sie hin und her; um sich nur immer herauszureden. Zu viel Geist und zu wenig Herz!"

„O Gott, wie Sie irren." Er warf einen Blick in ihre Augen, in dem eine Welt von Zerknirschung, Abbitte und Liebe war. „Wenig Geist, viel Herz!" — Er neigte noch einmal die Lippen über ihre Hand. „Melanie! Verzeihen Sie!"

„Gott sei Dank," kam nun aus der Fensterecke, wo Frau von Lenk still gesessen hatte, geduldig und dann gerührt. „Ihr seid wieder einig!" — Sie stand auf, und mit ihren noch jugendlich zarten Schritten ging sie aus der Tür.

„Viel Herz!" wiederholte Wittich, jetzt die Stimme dämpfend. „Ach, wenn Sie wüßten, Melanie. Mit was für Vorsätzen kam ich heut; und mit was für Hoffnungen. Diese Reise, dacht' ich — — Sie reisen doch noch mit mir?"

„Ich muß ja. Hab' es ja versprochen."

„Es soll schön werden, Melanie! — Heut die letzte

Vorstellung des naturalistischen Schauspiels: ‚Sie zanken sich'; von morgen an täglich das dramatische Idyll: ‚Friedenswochen'."

„Ach!" seufzte sie leise.

„Ich hab' guten Mut! — Es ist ja doch ein Band zwischen uns — das hält. Das soll unzerreißbar werden; das soll — —"

Er sprach's nicht aus, in seinen Augen redete es aber weiter: all seine Wünsche, Gefühle und Hoffnungen. „Melanie!" flüsterte er nur noch.

Sie verstand ihn wohl. Sie schüttelte aber langsam den Kopf. „Sommerfäden!" sagte sie.

„Sommerfäden? — Was meinen Sie damit?"

„Mariengarn!"

Weiter sprach sie nicht. Sie gab ihm nur noch die Hand, mit einem schmerzlich sanften, elegischen Druck. Dann ging sie langsam zur Tür. „Muß noch Briefe schreiben, Sie wissen," sagte sie, sich aus ihrer Versonnenheit aufraffend. „Sie entschuldigen. Also morgen abend auf dem Anhalter Bahnhof; kommen Sie nicht zu spät!"

* * *

Achim von Wittich stand auf dem hölzernen Balkon, der an den Schauseiten des Hotels zu den Vier Jahreszeiten entlang lief; gegen ein paar Regentropfen, die aus einer vorüberziehenden Wolke klein und fein herunterfielen, schützte ihn das vorspringende Dach. Es war ein schwül warmer Tag, aber angenehm. Er fühlte sich so wohl, so zufrieden. Das Ziel war erreicht, der Gasthof gefiel ihm, Melanie hatte ihre besten, heitersten, wärmestrahlendsten Augen, und das Berchtesgadener Ländchen

lag wieder in all seiner reichgeformten, hochaufgebauten Herrlichkeit da. Der Blick von diesem Balkon war besonders schön; er konnte in die Tiefe sinken, da der Ort hier so hoch liegt, und aus dem von blaugrünen Bächen durchrauschten Tal dann umso höher an den Bergriesen aufwärtssteigen. Ein hübsches Wolkenjagen wanderte durch das feuchtduftige Himmelsblau, Sonnenlichter und Schatten spielten miteinander, „wie junge Hunde", dachte Achim. Es versprach ein wirkungsvoller Abend zu werden, vielleicht gar mit Alpenglühen. Und heiraten tu' ich sie d o c h noch! fuhr ihm durch die mutige Brust. So lange wie die Belagerung von Troja hat's noch l a n g e nicht gedauert; und Achill, ein größerer Held als ich, hat sich noch viel länger geduldet und — — Zwar, er hat's nicht mehr erlebt. Der Vergleich war unglücklich. Ach, sie hat aber das goldenste Herz! Diese reine, lautere, selbstlose, unerschütterliche — darum auch so grenzenlos eigensinnige Idealität! — Sie gehört eigentlich nicht hierher; das ist's. Durch irgend ein unglückliches, unaufgeklärtes Versehen ist sie, statt in die Engelssphäre, auf die noch so unreife, materielle Erde gekommen. Da will sie nun Dinge erleben und Herrlichkeiten erreichen, die es im Berchtesgadener Land und überallherum nicht gibt!

Eben trat sie aus ihrem Zimmer auch auf den Balkon, die Dame, die er doch noch heiraten wollte. Sie hatte schon den Hut auf dem Kopf, zum Fortgehen bereit. Es sollte zum Freiherrn von Lindeck gehen, dem deutschen Staatssekretär des Äußeren, der sich für ein paar Monate in einer Berchtesgadener Villa angesiedelt hatte. „Kommt die Tante a u c h?" fragte Wittich, der sich wieder an ihrem schlicht edlen Gang erfreute, als sie auf ihn zu kam.

„Gleich, gleich ist sie fertig." Melanie schaute herum, vor Vergnügen lächelnd. „Das hab' ich gleich das erste Mal erlebt, als ich hier war, und erleb' es immer wieder: bald find' ich den Watzmann schöner, bald den Hohen Göll!"

„Ja, wenn der Watzmann den Gletscher nicht hätte; der gibt ihm gar so was Herrschaftliches. Und dann diese Teilung, dieser Doppelgipfel, der mich immer an den Vesuv erinnert. Der Watzmann und die Watzfrau; und dazwischen dann noch die Kleinen, die Watzkinderchen; von hier kann man sie nicht alle sehn. Eine der drolligsten Familien im ganzen Gebirg!"

„Der Hohe Göll ist aber doch ebenso schön," sagte Melanie.

Achim verneigte sich heiter. „Ich werd' mich wohl hüten, zu streiten!"

Frau von Lenk erschien auf ihrem Teil des Balkons, zum Aufbruch gerüstet; Achim nahm seinen Hut, und sie gingen. Um zu Lindecks zu kommen, mußten sie noch einen Hügel nahe beim Hotel ersteigen: es war fast die höchste Villa im Ort. Als sie die kleine Freitreppe erreichten, die zum Haus hinaufführte, hörten sie Klavierspiel durch die offnen Fenster. Offenbar war's Zigeunermusik, aufs Klavier gebracht; „eine wilde Sache", wie der horchende Achim sagte. Tiefe Schwermut, dann tolle Läufe, schrille Dissonanzen; sie standen eine Weile still und lauschten. „Das ist doch nicht die Baronin?" flüsterte die Tante. „Die spielt doch nicht so virtuos?"

„Nein, das kann sie nicht," erwiderte Melanie.

Achim wunderte sich: „Der, die oder das kann viel!"

„Es fallen auch viele Noten unters Klavier," sagte Melanie lächelnd.

„Na ja, Sie verstehen mehr davon als ich. Aber Temperament! Feuer! Brio!"

„Wenig Seele," murmelte Melanie.

Ein Diener kam ihnen entgegen, der die drei Freunde des Hauses kannte; sie traten ein und kamen in das Zimmer, wo die Musik eben unter Beifallklatschen zu Ende ging. Die Freifrau Alwine, eine kleine, blasse, kränkliche Dame, saß in einem Lehnstuhl, der Freiherr von Lindeck hinter ihr, neben seiner schon ergrauenden Schwester. Die Dame, die am Flügel so mit Brio gespielt hatte, erhob sich eben; eine junge Blondine mit rötlichem Haar und auffallenden, sehr wirksamen Augen; die Gestalt konnte man fast schon üppig nennen. „Famos, ganz famos!" rief der Freiherr ihr zu. „Ah, da sind die hohen Reisenden! — Willkommen in Helsingör!" Er stand auf. Mit seinen Damen ging er dem Besuch entgegen; man begrüßte sich, schüttelte die Hände. Lindeck nickte mit väterlicher Freude der Melanie, seinem besonderen Liebling, zu. „Fräulein Seraphine," sagte er lächelnd zu der Klavierspielerin, „jetzt brauchen wir Ihre Zauberkünste nicht mehr: das ist Melanie von Karst, von der ich Ihnen sagte, der geborene Sonnenschein!"

„O weh!" seufzte die junge Blondine mit einem etwas erkünstelten Lächeln. „Bin ich abgesetzt?"

Der Freiherr stellte sie vor: „Fräulein Seraphine von Mohrmann — die wir unsern David nennen: wenn wir mal Grillen zu fangen drohn, erheitert sie uns durch Musik."

„Ach, Exzellenz!" sagte das Fräulein, „Sie und Grillen fangen! Sie haben ja die ewige olympische Heiterkeit auf Ihrer Ministerstirn."

„Auch der große Zeus hatte seine Sorgen," entgegnete der Freiherr. „Nun gar so ein armer Staatssekretär des Äußeren, um den sich auch die noch ungeborenen Wetterwolken sammeln! — Fräulein von Mohrmann, der bewußte David, unsre jüngste Freundschaft, wohnt da unten am Fuß des Hohen Göll, diesen ganzen Sommer; als Antigone ihres alten, leider kränklichen Vaters, in einer allerliebsten Villa —"

„In einem Häuschen," berichtigte das Fräulein, indem sie die schönen Augen gen Himmel schlug. „Wir sind arme Leute!"

„Es ist aber eine reiche Gegend," fuhr der Freiherr in seiner behaglichen Heiterkeit fort. „Reich an interessanten Menschen und Dichtern —"

„Ach, Exzellenz!" fiel ihm die Blondine wieder ins Wort. Sie flehte ihn mit den Händen an: „Mich in der ersten Minute schlecht zu machen!"

„Lassen Sie mich doch; ich mache Sie ja interessant, wenn ich von Ihrem interessanten Umgang erzähle. Nämlich ein bajuvarischer Dichter wohnt im nächsten Haus — schön wie Apollo oder Adonis — ich hatte leider noch nicht die Ehre, ihn zu sehn —"

„Das hört man Ihrer Schilderung an, Exzellenz! Er ist blond wie ich, aber ebensowenig schön wie ich. — Aber ein netter, guter Bursche ist er —"

„Den Sie mit Ihrer Freundschaft beehren; und der sich wahrscheinlich an Ihnen zu neuen Dichtungen begeistert." Lindeck lächelte: „Ich wollte, er könnte sich auch an mir begeistern —"

„Das tut er gewiß, Exzellenz, wenn er das Vergnügen hat, Sie kennen zu lernen; was ich ihm so wünsche!"

„Kann er haben, Fräulein Seraphine; sehr gern. Unsre Tür steht offen!"

Das Fräulein lächelte vor Freude und verneigte sich. „Darf man fragen, wie der Dichter heißt?" sagte Achim, dem die junge Blondine entschieden auf die Seele oder wohl mehr auf die Sinne ging.

„Erich Krieger," antwortete sie.

„Aber den kenn' ich ja!" rief Achim. „Gedichte, Balladen, Märchen, Novellen. Ein warmes, frisches, starkes Talent!"

Sie verneigte sich wieder, als dankte sie für den Dichter. — „Der wohnt hier?" fragte Frau von Lenk.

„Ja, und zwar jetzt das ganze Jahr. Sein Vater war Schulprofessor in München; vom Ersparten oder einem kleinen Vermögen, ich weiß nicht, kaufte er da unten ein Bauernhaus, das er für sich ausbaute; in dem er zuletzt auch gestorben ist. Der Sohn, dieser Erich, hat's dann aus Pietät behalten; er liebt auch die Gegend sehr, ist hier wie zu Haus."

„Aber das g a n z e J a h r hier leben?" fragte die blasse Baronin. „Kann man das?"

Fräulein Seraphine zuckte die Achseln: „Erich Krieger kann's, Exzellenz. Na, wie lange? Das weiß man nicht. Er hat die Gebirgsbewohner gern, spricht ihren Dialekt mit ihnen. Er ist Bergkraxler, Wanderer, jagt wohl auch zuweilen;" sie lächelte: „na, und dichten tut er das ganze Jahr, Hochdeutsch und im Dialekt!"

Lindeck durchbohrte sie mit einem seiner heiteren, klugen Diplomatenblicke: „Hat er Sie noch nicht angedichtet? Gestehen Sie!"

„Aber, Exzellenz! So eine simple Norddeutsche wie ich."

„Na, na, na! Mit Ihren Augen!"

Donnerwetter, Augen hat sie! dachte Achim, der diese lebhaften Gucker schon eine ganze Weile studierte. Was für eine Farbe eigentlich? Sie waren weder blau noch grau noch grün; er war versucht, sie blond zu nennen. „Schöne Augen, was?" flüsterte er an Melanies Ohr.

„Falsche!" flüsterte sie zurück.

Das Gespräch kam auf Erich Kriegers bayrische Gedichte, dann auf die Stielerschen, auf Hebels alemannische, Kobells bayrische und pfälzische, und so zu den Plattdeutschen hin. „Man sieht, daß wir gründliche Deutsche sind!" sagte Lindeck lächelnd. Der Diener trat ein und meldete: Ihre Hoheiten Prinzessin Christiane und Prinzessin Anna.

„Ah! Sind sie angekommen?" rief Lindeck, und die bewegliche kleine Gestalt sprang auf. Er lief zur Freitreppe hin; die Baronin folgte ihm, so geschwind sie konnte.

* * *

Prinzessin Christiane, die mit Lindecks plaudernd eintrat, hatte ein regelmäßiges, angenehmes, aber verblühtes Gesicht; die norddeutsche Aristokratin war nicht zu verkennen. Viel weniger norddeutsch sah die siebzehnjährige Prinzessin Anna aus, die ihr langsam folgte; die schlanke, fast noch magere Gestalt trug einen dunkelhaarigen, leise zart gebräunten Kopf mit Augen vom schönsten Braun, die aus tiefen Höhlen groß und gerne träumend hervorblickten. Es waren Augen, neben denen die der Blondine ihre Kraft verloren; in all ihrer Unschuld, die man beinahe noch kindlich nennen konnte, zogen sie doch sogleich die Augen von jedermann zu sich hin. Melanie stieß Achim

mit einem leisen Zucken ihres Ellbogens an; „das sind Augen!“ flüsterte sie. „Die sind nicht falsch!“ — Indem sie das flüsterte, kam Prinzessin Anna schon auf sie zu, mit einem herzlichen, holden Lächeln, das ihre noch werdende Schönheit reizend machte. „Die Erzählerin von der Insel Sylt!“ sagte ihre ebenso herzliche, etwas dunkle Stimme. „Wie freu' ich mich, Sie wiederzusehn. Sie gehören zu den Menschen, nach denen man Heimweh hat!“

„So geht mir's mit Ihnen, Hoheit,“ erwiderte Melanie.

„Ach, wer bin ich!“ sagte die Prinzessin. „Bitte, tun Sie das nicht!“

„Was nicht?“

„Mir was Schönes sagen. Ich möcht' von Herzen gern so werden, daß man mir so was sagen kann; aber noch bin ich nichts, gar nichts!“

„Meine hohe Gönnerin!“ hörte sie nun hinter sich eine ihr bekannte Stimme sprechen und wandte den Kopf. Seraphine von Mohrmann hatte sich der Prinzessin Christiane mit einer tiefen Verbeugung genähert und küßte ihr ehrfurchtsvoll die Hand; darauf hob sie den Kopf und umschmeichelte sie mit einem ausdrucksvollen, verehrenden Blick. „Wie freue ich mich, Eure Hoheit wiederzusehn. Sie gehören zu den Gottbegnadeten, die man nie vergißt!“

Hm! dachte Achim, den Melanies Flüsterworte schon etwas ernüchtert hatten, wie's ihm häufig ging. Die Blondine sagt da fast dieselben Worte wie Prinzessin Anna; aber — Gold und Talmi!

Seraphine eilte auch auf die junge Prinzessin zu; sie begrüßte sie, erinnerte an schöne, begeisternde thüringische

Zeiten. Die Prinzessin nickte freundlich. Endlich saßen alle; Prinzessin Christiane, nach einem mütterlich lächelnd kritischen Blick auf ihre Nichte, heftete die grauen, sehr gutherzigen Augen auf den Freiherrn von Lindeck. „Liebe Exzellenz!" sagte sie. „Wie ich Ihren Geist, Ihren Esprit verehre, das wissen Sie. Und Sie kennen die Welt, die Völker, die Sprachen; sind als Diplomat in Paris, in London, im Orient gewesen. Ich wende mich an S i e; bitte, Sie sollen mir Ihre Meinung sagen in einer Sache, in der ich mit der jungen Dame da nicht einig bin. Ja, mit meiner Nichte. Sie hat ja immer ihren eigenen Kopf, das wissen Sie schon lange. So auch in dieser Sache!"

Lindeck sah heiter von rechts nach links. „Ihre Hoheit, Prinzessin Anna, lächelt aber so sanft — so mild."

„Ja, ja, lächeln kann sie. Aber so lächelt sie sich durch Wände durch! — Sie kennen mich, Exzellenz: ich bin gewiß keine Verehrerin der modernen französischen Literatur, mit ihrer ewigen Erotik — und mit all den Auswüchsen. Aber es ist doch immer das Volk des ‚gallischen Esprit', nicht wahr, das geistreichste Volk. Und die Sprache — diese bezaubernde Eleganz. So nichts von unsrer guten deutschen Schwerfälligkeit... Na, also meine Nichte. Ich bemuttre sie — soweit sie sich das gefallen läßt. Glauben Sie, ich finde bei ihr ein einziges französisches Buch? Kaum einmal ein e n g l i s c h e s. Lauter deutsche, deutsche! Von allen Arten. Hochdeutsche, süddeutsche, Dialekte, humoristische, tragische. Was sagen Sie dazu, Exzellenz? Finden Sie das richtig? Oder schütteln Sie den Kopf wie ich?"

„Ich möcht' nur ein Wort dazu sagen, Exzellenz," begann Prinzessin Anna etwas hastig und ungelenk, mit

einem eigentümlich lieblichen Erröten; das sich noch einige Male wiederholte, sobald sie das Wort ergriff. „Ich gehe nicht den französischen Büchern aus dem Wege, weil sie französisch sind, sondern — — ich m a g sie nicht. Die deutsche Literatur will ich aber doch kennen lernen: bin doch eine Deutsche."

„Auch die Dialekte, Exzellenz!" rief die Tante. „Alle Dialekte! Jetzt, da wir ins bayrische und österreichische Gebirg reisen, hat sie sich auf Anzengruber, Rosegger, Kobell, Stieler, Krieger geworfen — wer weiß all die Namen. Diese Volksdichter verschlingt sie nun!"

„Ich will doch die schönen deutschen Mundarten kennen," sagte Prinzessin Anna mit ihrer schüchternen Tapferkeit. „Und durch die Volksdichter komm' ich doch zum Volk."

„Ja, so verteidigt sie ihre Sache, so spricht sie. Was sagen Sie dazu, Exzellenz?"

Lindeck lächelte. „Verzeihen Sie, Hoheit — da werd' ich Ihnen nicht gefallen; da stell' ich mich auf die Seite Ihrer Hoheit der Prinzessin Anna! Ich hab' in meinem Leben v i e l e französische Bücher gelesen — v i e l von ihnen gelernt — sehr viel — aber daß ich eine junge deutsche Prinzessin vor mir sehe, die sich so herzhaft aufs D e u t s c h e wirft, sehn Sie, das gefällt mir. Verwöhnt sind wir darin nicht! Ich glaube fast, es ist ein neuer Fall! Wenn man so herumschaut: unsre Plutokratie, unsre Aristokratie, unsre hohen regierenden Häuser — ich glaube, da kommt noch immer auf je ein deutsches mindestens ein französisches Buch! — Die Franzosen machen es bekanntlich anders. Wir Deutschen haben, wie a l l e Völker, die Fehler unsrer Tugenden! ‚Weltliteratur' — unser großer Goethe, nicht wahr, hat uns dieses Ideal aufgesteckt. Wir marschieren

drauf los. Wir haben den Sinn, die Begabung, das selbstlose Verständnis dafür, mehr als all die andern. Bravo! Macht uns Ehre! — Aber das Unkraut: die Schande, wächst unmittelbar daneben. Ja, es macht uns Schande, wie wir noch immer, noch heut, mit krankhaft übertreibender Verehrungswut jedem Ausländer nachlaufen, der bei irgend einem Nachbarvolk sich einen sogenannten Namen als Schriftsteller gemacht hat; her mit ihm! Übersetzen wir ihn! Schreiben wir in allen Zeitungen Anpreisungen über ihn — als wär's Odol oder Kalodont! Und dann verdrehn wir die Augen, krümmen unsern Rücken: ‚So einen ersten Akt schreibt doch nur ein Franzose!‘ Oder: ‚So erzählen kann doch nur ein Russe!‘ Oder: ‚Dieser skandinavische Tiefsinn — wer kann den erreichen?‘“

„O wie wahr, Exzellenz!“ rief Achim aus, mit einem unwillkürlichen Blick auf Melanie, die „Weltbürgerliche“. „Leider noch so wahr wie vor hundert Jahren!“

Prinzessin Christiane schüttelte sanft den Kopf. „So schlimm ist's wohl nicht.“

„Doch, Hoheit,“ erwiderte Achim, „es ist so schlimm. Und wenn's früher vielleicht noch schlimmer war — ein großer Trost ist das noch nicht. Als vor Voltaire die ganze Welt auf den Knien lag, die Deutschen voran, da lebte ein gewisser Gotthold Ephraim Lessing; was wußte da draußen die Welt von dem? Er war nur ein Deutscher. Und der stand so hoch über Voltaire, wie der Watzmann über dem Blocksberg steht!“

„Ich will Lessing lesen,“ murmelte Prinzessin Anna leise vor sich hin.

Lindeck hob die rechte Hand gegen Achim: „Lieber Freund, wer weiß: was damals mit Voltaire und Lessing

geschehn ist, das könnte vielleicht auch heut noch geschehn! — Darum erlauben Sie, Hoheit: an dieser jungen deutschen Prinzessin hab' ich meine deutsche Freude; und ich wünsch' mir noch m e h r davon. Und lassen Sie sie doch getrost die Volks- und Dialektdichter lesen; das hat uns allen das Blut verbessert; das macht kerngesund!"

Prinzessin Anna errötete noch einmal, es stand ihr besonders gut: sie erhob sich, ging zu Lindeck hin und gab ihm die Hand. „Ich dank' Ihnen, Exzellenz," sagte sie mit kindlich gedämpfter Stimme. Dann kehrte sie auf ihren Platz zurück.

Achim sah ihr nach; sie gefiel ihm heut besser als je. Und um die hatte er sich neulich am Kurfürstendamm mit Melanie gestritten!

„Ja, was soll man da sagen," nahm Prinzessin Christiane nach einer kurzen Stille das Wort, mit etwas gekränktem, aber gutmütigem Lächeln, wie es ihre Art war. „Ich hab' mich auf Ihr Urteil berufen, Exzellenz, und Sie — lassen mich so ganz im Stich! — Das muß ich denn mit Würde tragen. Vielleicht haben wir b e i d e recht: jeder halb. Der V a t e r meiner Nichte, der ist meiner Meinung! — Sie wissen ja aber, auf Ihre Ansichten legt er großen Wert. Kurz — ich danke Ihnen! — — Nun hätt' ich eigentlich n o ch eine Frage, liebe Exzellenz; darf ich damit auch noch kommen?"

„Aber Hoheit! Tausend!"

„Diese selbe Nichte nämlich, die Ihnen so viel Freude macht, wäre für Sie wohl überhaupt die richtige Deutsche: sie hat schrecklich viel Bildungsdrang, alles will sie lernen. Und so —"

„Erschrecken Sie nur nicht, Exzellenz," fiel Prinzessin

Anna der Tante ins Wort. „Gar so vichel ist's nit! Ich möcht' noch Geschichte und Italienisch und bildende Kunst lernen, und etwas Musik."

„Na," sagte die Tante, „das ist genug! Nach allem, was du schon in dein junges Köpfchen — — Aber das ist ja die neue Zeit! — Also mein Schwager, Prinz Karl, der sagt: In Gottes Namen, man schaffe ihr eine neue, höhere weibliche Lehrkraft ins Haus! — Das ist aber leichter gesagt als getan. Wie viel Vorsicht, Gott im Himmel, und wie viel Auslese ist da nötig. Da fiel mir heut in Salzburg ein: Baron Lindeck! Der kennt so erstaunlich viele Menschen — und seine Bildung, seine — — und unser guter Freund, nicht wahr. Den sehn wir ja in Berchtesgaden, da sitzt er! — Und so fuhren wir her."

Lindeck neigte sich ihr entgegen: „Das war auch ein schöner, freundschaftlicher Gedanke, Hoheit; und hier sitzt der gute Wille in Person — das kann ich wohl sagen. Leider ist's nur in diesem Augenblick nichts als guter Wille: eine ‚weibliche Lehrkraft', wie Sie sie brauchen, fällt mir gar nicht ein." In scherzhaftem Ton fuhr er fort: „Wenn's eine m ä n n l i c h e sein dürfte und wenn ich nicht Minister wär', so würd' ich m i c h s e l b e r anempfehlen, Hoheit: die junge Prinzessin imponiert mir so, daß ich mich gern in den Dienst ihres Bildungsdranges stellen möchte. Aber das geht ja nicht."

„Sie wissen niemand? Niemand?"

Der Freiherr zuckte die Achseln; plötzlich warf er dann einen Blick auf Fräulein Seraphine. „Ja, da säße eine — die Richtige — ist nur nicht zu haben, Hoheit! Meine neueste Freundin, Fräulein von Mohrmann; Sie kennen sie ja auch; aber wohl nicht so gut wie ich. In der jungen

Dame bin ich bei meinem gewohnten Schürfen auf überraschende Erzgänge gestoßen, unheimliche Kenntnisse; grad' auf den Gebieten, in die Prinzessin Anna hinein will. Hab' mit ihr stundenlang — — Wie sind Sie eigentlich zu all der Wissenschaft gekommen, Fräulein Seraphine?"

„Daran ist mein armer Vater schuld," antwortete das Fräulein, so schlicht wie möglich; in ihren Augen leuchtete aber einen Augenblick eine heimliche Freude oder Erwägung auf, die Achim bemerkte. „Eh' er so jämmerlich leidend wurde, war's sein größtes Vergnügen, mich zu unterrichten. Und ich —"

„Kurz, Fräulein Seraphine weiß für ihre Jahre —"

„Ach Gott, ich bin ja nicht mehr jung!"

„Also für ihre vielen Jahre weiß sie doch erstaunlich viel," sagte Lindeck lächelnd. „Das nützt uns nur leider nichts. Sie ist nicht zu haben."

„Wieso nicht zu haben?" fragte Prinzessin Christiane, die einen flüchtigen Blick mit ihrer Nichte gewechselt hatte. „Das betrübt mich; wirklich. Denn eine Dame, die Sie uns mit solcher Wärme und — — Und sie ist uns ja schon lange sympathisch; meiner Nichte auch."

Lindeck nickte: „Das glaubt' ich zu wissen." Er feuerte aber einen seiner neckenden Blicke auf Seraphine ab: „Die Dame, die nicht mehr jung sein will, ist nur sehr für die Freiheit. Sie hat mir's gestanden. Ungefähr mit Marquis Posas Worten: ‚Ich kann kein Fürstendiener sein'; sie hat's aber noch schöner gesagt."

Seraphine ward plötzlich glühend rot; es verging aber fast ebenso schnell, nach einem Aufzucken der Willenskraft, wie ihr Beobachter Achim zu sehen glaubte. Mit einem

zweiten Aufzucken fing sie an zu lächeln. „Exzellenz neckt so gern,“ sagte sie mit dem Ausdruck eines Opferlamms; „Sie kennen ihn ja, Hoheit. Und er hat ein so großes Talent, aus Mücken Elefanten zu machen. So auch hier aus einer Äußerung, die ich neulich — — Was sagt man nicht alles im Wortgefecht! Ja, ich bin für Freiheit, natürlich, bin gern unabhängig. Aber wenn Sie, meine hohe Gönnerin — wenn meine geliebte Prinzessin Anna mich — —“ Sie bekam ein kindlich heiteres Gesicht: „Dann lach' ich den Marquis Posa aus!“

Prinzessin Christiane machte ein gemütliches „Hm, Hm!“ und tauschte wieder einen Blick mit der Nichte. „Das klingt ja schon besser. Also — wenn sich's machte — wenn ich Ihnen sagen würde: kommen Sie auf ein oder zwei Jahre zum Prinzen Karl, als geistige Führerin seiner Tochter — so sagten Sie nicht Nein?“

„O wie gerne würd' ich dann —“

Seraphine unterbrach sich aber und in ihre emporgehenden Augen kam etwas wehmütig Madonnenhaftes: „Nur daß mein armer Vater — der nun niemand mehr hat als mich — — Das ist ja immer meine Schicksalsfrage, Hoheit. Exzellenz nennt mich seine Antigone. Ich sag' nur: solang' er mich nötig hat, leb' und sterb' ich für ihn! — Ich hoffe ja aber, er wird gesund. Wenn also Eure Hoheit mir das sagen würden — das Ehrenvollste, was ich mir wünschen kann — dann würd' ich ganz gewiß nicht Nein sagen, aber bitten würde ich: lassen Sie mir in Ihrer Huld und Gnade noch eine kurze Frist!“

Gut gemacht! dachte Achim. Und den armen Vater gut vorgeschoben. Das wär' aber interessant zu wissen,

was für ein jüngeres und gesünderes Schicksalsfragezeichen hinter dem armen Vater steht!

Wie er sie so betrachtete, war ihm merkwürdig selbstverständlich, daß diese reizende Blondine noch so ein zweites Fragezeichen vor ihren „blonden" Augen habe.

Die Prinzessin Tante stand auf. „Also gut, also gut," sagte sie, dem Fräulein huldvoll zunickend. „Ich dank' Ihnen — und verstehe Sie. Was sich finden soll, das findet sich! — Jetzt leben Sie wohl, liebe Exzellenzen; wir steigen wieder in unsern Wagen und fahren nach Salzburg zurück. Dort werden wir jetzt den Prinzen Karl und meinen Gemahl finden; wir waren ihnen voraufgereist. Schön, daß wir Sie trafen! Das Leben ist so kurz, nicht wahr; man sieht sich so selten, und es fliegt dahin. Der August soll so schön bleiben! Adieu!"

* * *

Erich Krieger saß vor seinem Haus unter dem Hohen Göll, am Tisch, auf dem noch die Reste eines zweiten Frühstücks standen; die schon hochgestiegene Sonne beschien sie jetzt. Er genoß den erquickenden, wolkenlosen, noch nicht heißen Morgen, ohne sich zu rühren; eine schöne Faulheit war über ihn gekommen. Doktor Martens, sein Freund und Gast, stand seitwärts, an die Hauswand gelehnt; er vertiefte sich noch einmal in die Gegend, den Watzmanngletscher, die Schönau, das aufsteigende Berchtesgaden mit Lockstein und Untersberg, eh er Abschied nahm. Sein reisefertiger Ruckſack lag schon auf einem Stuhl an der Wand; sein Bergstock stand daneben. In Alpenwandrertracht wie Erich, mit dem Gamsbart am grünen, abgetragnen Hütchen, in der verwitterten Joppe,

der schwarzsamtenen Kniehose, die einst jung gewesen, dem offenen Hemd, den nackten, gebräunten Knien, sah er wie ein echter Älpler aus; Erich tat's nicht besser. Sie waren auch miteinander viel herumgestiegen; die Gegend kennt mich! dachte Martens, der auf seine vieljährigen Leistungen als „Bergfex" stolz war. Er strich sich über den dichten, schwarzbraunen Bart. Dann nach rechts auf den „schönen Erich" blickend, wie er ihn zu nennen liebte (Erich liebte es nicht), fragte er mit langsamer, träger Stimme: „Woran denkst du denn, altes Haus? Schaust so tiefsinnig aus."

Erich Krieger hob den Kopf von den Händen, auf die er ihn gestützt hatte: „Ich wundre mich nur eben, was der Mensch alles zusammenträumt. Mir fiel wieder ein, was ich diesen Morgen vor dem Aufwachen gefaselt hab'; ganz verrücktes Zeug! Da kam mein verstorbener Bruder Heinrich nach Haus, mit vierundzwanzig Schiffen —"

„Mit Schiffen?" fragte Martens.

„Ja; es war hier oder in München, ich weiß nicht; aber wir waren Meeranwohner, die vierundzwanzig Schiffe fuhren in den Hafen. Kreszenz*), unsre alte Kreszenz, hatte übernommen, für die ganze Flotte zu sorgen; — na, warum auch nicht, sie kann ja alles. Wie ich dann aber an den Hafen komm', seh' ich die Schiffe in zwei dichtgedrängten Klumpen auf dem Wasser, und von jedem Schiff — lauter Segler waren's, keine Dampfer — steigt ein mächtiger weißer Rauch wie ein Strahl in die Luft; so was hast du nie gesehn! — Wozu das nur? denk' ich; denn so gescheit war ich auch im T r a u m noch, daß ich mir keinen vernünftigen Grund dafür denken konnt'.

*) Der Ton liegt auf der ersten Silbe.

Kreszenz! sag' ich, denn eben kommt sie, warum hast du denn das gemacht? — Es ist doch wohl gut so, sagt sie. — Daß diese Segelschiffe, alle vierundzwanzig, so wahnsinnig viel Dampf ausstoßen? Das muß doch eine Unmasse Geld gekostet haben. Denkst du, daß mein Bruder das bezahlen kann?"

„Nimm mir's nicht übel," sagte Martens: „Dein Kopf und ihr Kopf, da dreh' ich die Hand nicht um."

„Ich hatte aber doch immer noch etwas Denkendes, und sogar Berechnendes. — Da kommt sie grad!"

Kreszenz trat aus der Haustür, um die Frühstücksreste abzuräumen; in ihrem noch frischen, rüstigen Gang, denn ihre sechzig Jahre trug sie leicht, kam sie an den Tisch. „Du, Kreszenz," sagte Erich in tiefem Ernst — er hatte von den Kinderjahren her Brüderschaft mit ihr, sie war seine Amme gewesen — „das g'fallt mir nit, was du heut in der Früh' g'macht hast, mit den Segelschiffen. So recht g'scheit sind' ich's nit."

„Segelschiffe?" fragte die Alte. „Ich weiß von keine Segelschiff'."

„Daß die so haben dampfen müssen — warum denn? Ich glaub', die Seeleut' hätten lieber was zum essen g'habt; nach der weiten Fahrt von Asien her."

„Asien? Bist unklug, Erich?"

Erich nahm ihre Schultern zwischen seine Hände und streichelte dann ihr wetterbraunes, runzelreiches Gesicht. „Weißt, das entschuldigt dich ja ein bissel, altes Pergament, daß du's nur im Traum getan hast; mir hat's nämlich geträumt, heut früh. Aber soviel Verstand hätt'st doch haben sollen, daß du dir gesagt hätt'st —"

Kreszenz starrte ihn an: „Ja, wann ich's doch nur ge-

träumt hab', du narrischer Bub! Und nit amal ich, sondern du!"

Erich streichelte sie wieder, wie vergebend: „Ich sag' ja auch, du hast die Entschuldigung; versteht sich, natürlich. Nur —"

„Na, das will ich meinen!"

„Nur wenn man gar so 'ne hohe Meinung von sich hat wie die alte Kreszenz — als könnt' sie halt alles — und halt alles am besten — "

„Aber na, so bin i nit!"

„Dann sollt man doch so was auch im Traum nit machen; denn weißt, die G'schicht' ist doch gar zu dumm. Die Seeleut' wollen essen und trinken, du sollst's ihnen schaffen; wenn du statt dem vierundzwanzig kolossale Dampfspritzen anschaffst — jede wohl zum wenigsten fünfhundert Gulden — und damit den ganzen Hafen von Berchtesgaden verräucherst —"

„Den Hafen?" rief Kreszenz, der bei dem furchtbaren Ernst in Erichs Gesicht doch ein wenig wirr im Kopf wurde; es ging ihr leicht so, er kannte sie. „Wie meinst du das? Wo ist hier der Hafen?"

„Aber nein, wie wird denn hier ein Hafen sein; die Königsseer Ache und die Ramsauer Ache, und gar ist's. Das ist ja halt das Dumme, was man für verdrehtes Zeug zusammenträumt! — Ich nehm's dir nur ein bissel übel, Alte, daß du bei deinen Jahren und bei deiner G'scheitheit so wenig Einsicht in die Natur der Verhältnisse und in die Möglichkeiten der Wirklichkeit und in den Übersinn des Unsinns gehabt hast; das macht mich halt tiefsinnig, Kreszenz!"

Die Alte sah den Doktor Martens an, mit einem Ge-

sicht, als wollte sie sagen: ist d e r verrückt oder i ch? — Auf einmal entschloß sie sich, dem Erich auf die Hand zu schlagen, die jetzt auf ihrer Schulter lag: „Ach, du — Galgenstrick! — Alleweil macht er mir solche Sachen, Herr Doktor — und alleweil sitz' ich ihm wieder auf, ich alte Gans. Nein, ist das ein Spitzbub. Aber wie Fräulein Seraphine gestern oder wann zu mir g'sagt hat, die kennt ihn: Wissen Sie, was Ihr Erich ist? Der ist meschugge!"

Sie nahm ein wenig Geschirr vom Tisch und war weg, ins Haus.

„Ist von mir die Rede? Wie schmeichelhaft!" sagte Seraphine von Mohrmann, die eben auf der Fahrstraße von ihrem Häuschen herankam, unter ihrem aufgespannten blauen Sonnenschirm schlendernd; es waren nur etwa hundert Schritte bis zu Erichs Haus. „Ich soll aber von dem Dichter Erich Krieger so respektlos gesprochen haben? Das ist unwahrscheinlich; er steht mir doch so hoch, so hoch!"

„Sie mögen noch ganz anders über mich lästern, wenn Sie eine Ihrer langen Plauderstunden mit der Kreszenz haben. Übrigens schönen Guten Morgen!" Erich gab ihr die Hand. Sie drückte sie.

„Wie lang' ich wohl meine Augen hätte," erwiderte Seraphine, „wenn ich in Gegenwart Ihrer Kreszenz Sie verlästern wollte. Das ist ja eine Vergötterung — fast schon ‚nimmer schön', wie ihr hier sagt. Seit Sie ihre Ammenmilch getrunken haben, sind Sie ihr allmählich heilig geworden; Sanctus Ericus." Sie machte jetzt ein ernstes, holdes Gesicht: „Nein, es ist wirklich furchtbar rührend, wie die Frau an Ihnen hängt; als wär' sie Ihre

Mutter. Nein, mehr: außerdem noch Ihre Leibeigene, die vor ihrem Herrn auf den Knien liegt."

Erich lächelte: „Nun fehlt nur noch, daß Sie sie zu meiner Geliebten machen; dann ist alles beisammen!"

„Ach, die arme alte Person — reichlich ‚schiech' geworden. Zur Liebe reizt die wohl nicht! — Wenn man Sie überhaupt zur Liebe reizen kann ..."

Seraphine vermied, ihn jetzt anzusehen, sie schaute auf Martens' Rucksack und dann auf Martens. „Wirklich reisefertig, Herr Doktor? — Nach München heim?"

„Muß sein," murmelte der Doktor. Er bohrte seine kleinen, klugen Augen in ihre sanften, saugenden, die ihm den Abschied noch schwer machen wollten, wie er bei sich dachte. Wenn ich sie nur so recht mit Wollust hassen könnt'! fuhr ihm durch den Kopf.

„Es ist uns also gar nicht gelungen," sprach sie weiter, „Sie noch eine Weile zu halten?"

Ach du, du treibst mich ja fort! dachte Martens, dem nicht recht gut vor den Augen wurde; er hätte sie lieber nicht mehr gesehn. Nach dem schönen Erich angelst du, mit unsereinem spielst du. Erzkokette nennt man das. Was war ich für ein dummer Kerl, mich so zu verplempern. Säß' ich nur erst in München und hätt' dich verschwitzt!

Er schielte nach seinem Rucksack; eins, zwei, drei, ihn über die Schulter werfen und mit einem kurzen „Bfiat Gott!" auf den Weg zum Bahnhof! — Nun stand sie aber da — und er hier. Es war so ein schweres Stück. Ob er beim raschen Davongehn die nötige Würde behaupten könnt'? Und die nötige Grazie? — Er blieb lieber stehn. Er sah, wie Kreszenz wieder aus der Haustür trat,

wie sie den Tisch vollends abräumte; er schaute ihr nach, wie sie ins Haus zurückging, und machte zu seinem grimmigen Verdruß — denn auf seine „kluge Visage" war er eitel — ein leeres, dummes Gesicht.

Seraphine hoffte vergebens, daß er gehen sollte; endlich, da er wieder festwurzelte, machte sie sich Luft aus ihm und begann das Gespräch mit Erich, für das sie gekommen war. „Wissen Sie übrigens, Erich, wen ich gestern gesehen hab'? Die liebenswürdigste Prinzessin Europas; eine Perle, ein Unikum. Nein, wahrhaftig, so was gibt's nicht weiter."

„Wo haben Sie denn dieses Wunder gesehn?"

„O, ich kannt' sie schon; vom vorigen Herbst, in Thüringen. Wo ich sie gestern gesehn hab'? Beim Freiherrn von Lindeck, dem Staatssekretär."

Erich schaute sie mit seinen sonst so menschenfreundlichen blauen Augen scharf und forschend an. „Was sind Sie eigentlich für ein Mensch, Seraphine? Hier reden Sie wie eine Republikanerin und dort begeistern Sie sich für Minister und Prinzessinnen."

Seraphine setzte sich, an den Tisch, an dem sie schon so oft gesessen hatte; „Sie sind komisch!" sagte sie. „Daß Sie, ein Poet, sich darüber wundern, sehn Sie, das wundert mich. Prinzipienreiten, wie weit kommt man damit in dieser schoflen Welt? Leben muß man doch. Wenn ich von meinen Gesinnungen leben könnte, dann wär' ich der liebe Gott! Wenn man aber nur ein simples Fräulein von ohne mit, auf und zu ist — und wenn das Alter droht —"

„Alter! Sie!"

„Es grollt doch schon in der Ferne. Übrigens, die

Prinzessin, von der ich eben spreche, ich glaub', die ist selber eine halbe Republikanerin. Die hat Ideen und Ideale — da würden Sie staunen!"

Martens mischte sich ins Gespräch, kritisch lächelnd: „Bitte, wie alt ist die Prinzessin?"

„Siebzehn Jahre."

„So was dacht' ich mir. Junge Besen kehren gut!"

„Sie meinen, die wird später anders denken?"

„O ja, und wie!"

Seraphine schüttelte den Kopf, ehrlich überzeugt. „Das geschieht gewiß hundertmal; Backfischträume sterben. Aber von der glaub' ich's nicht. Die halt' ich wirklich und wahrhaftig für ein Unikum."

„Wie heißt denn dieses Phänomen?" fragte Erich.

„Anna heißt sie. Der gute Prinz Karl ist ihr Vater, der stolze Prinz Nikolaus ihr Onkel. Wissen Sie, ich hab' schon schönere Prinzessinnen gesehn, aber so 'ne holdselige nicht. Ich bin ganz verliebt! — Lachen Sie nicht. Sie wären's auch!"

Erich lachte nun wirklich. „Ich in eine Prinzessin verliebt!"

„Na, das ist doch schon vorgekommen. Sie liest übrigens bayrische Dialektdichter; auch Gedichte von Ihnen liest sie, das hab' ich gestern gehört. Und raten Sie mal, was sie von mir will?"

„Ich bin vierunddreißig Jahre alt und hab' noch nicht zehn Rätsel geraten."

„Na, dann will ich's sagen. Sie will meine Schülerin werden; Geschichte und Kunst und so weiter will sie bei mir lernen. Ich soll — — Was machen Sie für ein verhageltes Gesicht?"

„Sera! Sie an den Hof? Hofdame?"

„Entsetzt Sie das? — Oder tut es Ihnen leid um mich?" Ihre Augen lächelten ihn forschend an: „Wollen Sie mich retten?"

„Hofdame!" rief Erich nur wieder.

„D a s doch grade nicht. Angestellte Lehrerin. Nein, so wenig Hofdame, wie Prinzessin Anna eine richtige Prinzessin ist. — Sie machen aber doch ein rührendes Gesicht. Tut es Ihnen leid um mich?"

Ihre schönen Augen fragten wieder. Erich schien bewegt. Er hatte vielleicht die wärmsten und redlichsten Augen, die sie kannte; nur was sie schon so oft drin gesucht hatte: Verliebtheit, Liebe, das hatte sie noch nicht gesehn. War das jetzt zu sehn? — Oder war's doch nur Mitleid? Güte?

Sie stampfte endlich mit dem rechten Fuß heimlich auf die Erde, da er nur herzlich dreinschaute und so lange schwieg. Was nützt mir dein Mitleid! deine Güte! dachte sie erbittert.

„Was soll man da sagen, Sera?" fing er endlich an. — „Sie sind arm, sagen Sie."

„Ja, das bin ich auch. Wenn mein armer Vater stirbt, so stirbt auch seine Pension. Wenn ich nicht einen braven Mann finde — wie es in den alten Geschichten heißt — den ich lieb hab' und der mich nimmt, so bin ich dann so ziemlich vis-à-vis de rien. Was ich von meinem guten Vater gelernt hab', muß mich dann ernähren. Kann es das an einem Hof, bei einer liebenswürdigen und hochbegabten Prinzessin, so ist das noch ein Glück, für das der Mensch bekanntlich seinem Schöpfer auf den Knien danken muß. Sehn Sie, lieber Freund, so steht die Geschichte!"

Sie blickte ihn mit einem ebenso tapferen wie wehmütigen, zu Herzen gehenden Lächeln an.

„Sera! Sie sind zu gut dafür."

„Wofür bin ich denn nicht zu gut?"

Erich überhörte, was in dieser Frage lag, er verstand es nicht. „Ich will Ihnen sagen, wie ich mir das denk', was in Ihnen vorgeht! Sie fürchten, er lebt nimmer lang', Ihr Vater. Sie machen sich Zukunftssorgen. Da kommt nun so ein Angebot. Wie der Mensch schon ist, flugs machen Sie sich aus der kleinen Prinzessin ein Wundertier — damit die Sach' schöner und stolzer ausschaut — und flechten sich ein paar Gloire de Dijon in den Dornenkranz und setzen sich auf ein Steckenpferd. Und die Reise nach dem Glück geht los!"

Ach, wie klug du bist, dachte Seraphine, die auf einmal ein wildes Mitleid mit sich selbst bekam und der die Tränen nach den Augen drängten. Daß du einem helfen könnt'st — und daß man so dumm, so verrückt, so blödsinnig ist, dich liebzuhaben — darauf verfällst du nicht! — Sie drückte sich eine Hand gegen die Brust; dann ließ sie sie fallen. „Ich mach' mir aus ihr ein Wundertier? — Ach, mein lieber Erich. Wenn Sie sie nur kennten! — Sie verdienen allerdings gar nicht, sie zu kennen —"

Sie hielt inne und warf den Kopf zurück.

„Warum verdien' ich das nicht?"

„Warum nicht? — Ich sag' nur so. — Also weiter wissen Sie mir keinen Rat?"

„Rat? — Liebe, gute Sera, meinen Rat hatten Sie ja gar nicht verlangt."

„Liebe, gute Sera," wiederholte sie stumm, in Gedanken; drei so kühle, leere, leichte Worte — wie Luft.

In ihr ging alles rasch, auf und ab; in diesem Augenblick war ihr, als haßte sie ihn. Da stand dieser Martens, der sie liebte; das wußte sie. Da stand dieser Erich Krieger, dessen gute Hundeaugen sie bemitleideten und weiter nichts. ...

„Ich dachte, um Ihren guten Rat hätte ich Sie gebeten."

„Nein. Ich kenn' ja auch die Herrschaften nicht."

Kennst du mich denn? dachte sie. — O du! du! — Eisblock, der du bist!

„Ja, ja, ich war dumm," sagte sie und machte ihren Sonnenschirm zu; „wer kann mir da raten? — Ich will nur noch zur alten Kreszenz hinein; wir tauschen Küchenrezepte und ähnliche schöne Sachen aus. Aber apropos: verlästern wie ich Sie bekanntlich tue — feines Deutsch, was? — hab' ich auch dem Freiherrn von Lindeck ein so abstoßendes Bild von Ihnen gegeben, daß er Sie gern kennen lernen möchte. Wenn sie dieser Tage einen Ausflug nach dem Königs- und Obersee machen, lassen Sie sich dann vielleicht herab und machen ihn mit? Denn steife Visiten, sagt der Freiherr, werden wir uns doch hier im Gebirg nicht machen."

„Offenbar ein gescheiter Mann," versetzte Erich. „Gut, diesen Pakt mit der Hölle geh' ich ein. Es soll der Dichter mit dem Minister gehn. ... Übrigens, wie huldreich Sie mich begönnern!"

„Spotten Sie auch noch? nach alledem?"

„Wieso nach alledem?"

„Sagt' ich das?"

„Ja."

„Ach, das kam nur so. — Also, wenn ich's melde —?"

„So schließ' ich mich an!"

„Er wird Ihnen gefallen; er hat Geist und Humor, er ist liebenswürdig. — Also Herr Doktor, glückliche Reise und leben Sie recht wohl! Sie wissen, wie es im Volkslied heißt: Wenn Menschen auseinandergehn —"

Martens sprach weiter: „So denken sie, wozu wiedersehn!"

„Pfui!" sagte Seraphine, den schöngefärbten Mund verziehend. „Ich denk' nicht so. — Ihr Männer seid doch unausstehlich. Adieu!"

Sie huschte ins Haus.

Martens sah ihr schweigend nach; dann nahm er seinen Rucksack, den Bergstock, und zuletzt Erichs Hand. „So, jetzt ist auch Eva überstanden, jetzt schau' ich, daß ich weiterkomm! — Küchenrezepte tauschen mit der alten Kreszenz. Weißt, die Kreszenz ist der Sack, auf den sie schlägt; aber den Erich meint sie; — nichts für ungut. Leb wohl, altes Haus! Bist die drei Wochen rührend gut zu mir gewesen. Ich dank dir schön! Nicht mehr mitgehn; das wollen wir ja nicht. Bfiat di Gott!"

Er winkte noch mit dem Hut und ging.

* * *

Erich stieg die Treppe in seinem Häuschen hinauf und trat in sein „Träum- und Dichterzimmer"; nirgends war ihm so wohl wie in der schlichten, getünchten, unten braungetäfelten Stube mit dem schönen Watzmannblick. Hier hatte der Vater — den er über alles liebte — jahrelang gewohnt, eh' er, an den Füßen schwach und kümmerlich geworden, hinunterzog. Hier hatte dann er, der Sohn,

so viele Jugendtage verschäumt, Seelengärungen ausgetobt und in Prosa und Vers zu Papier gebracht, sein Talent gefunden. In einer Ecke, unter Geweihen und anderen Trophäen, hingen noch seine ersten Lorbeerkränze, kleine, von liebevollen, zarten Händen geflochten und ihm auf das blonde Haupt gedrückt. Auch verwelkte Blumen sahen ihn durch einen Glassturz an; was sie ihm einst bedeutet hatten, das war nicht mehr, sie wegzuwerfen konnte er sich doch nicht entschließen; es war noch eine Art von Treue über die Treue hinaus. Ach, dachte er, die Hände hinter dem Kopf verschränkend und mit den Bildern und all dem „Gramuri“ an den Wänden liebäugelnd, schön ist's doch, wieder ganz allein zu sein! Martens, ein recht guter Kerl, mit all seinem kritischen Lächeln und der Freud' an sich. Aber wie wenig Menschen man findet, die einem recht ins Innere schauen und ins Innere gehn! — — Sera — was wollte die heut? Sie sah mich ein paarmal so sonderbar, so fragend oder verlangend an. Ihr helfen? Wie soll ich ihr helfen? Da müßt' ich schon — —!

Er warf den Gedanken weg, weit weg, so weit wie er konnte, und setzte sich an seinen Arbeitstisch. Dort lagen noch Sammlungen von bayrischen und österreichischen Schnadahüpfln, diesen Vierzeilern in Ernst und Scherz, aufgeschlagen, auch mit Lesezeichen; in diesen geselligen und zerstreuten Tagen hatte er damit gespielt, indem er das und jenes umdichtete, weiterdichtete, neue dazu schrieb. Die Vierzeilerform verführt so schön. ... Er schaute auf ein offenes Blatt, ihm fiel wieder ein Schnadahüpfl in die Augen, dessen Fassung ihm nicht ganz behagte:

Uf de Berg' ischt es lieble,
So feierle still,
Do redt' eis'r Hearrgott,
Dear weiß aber viel.

Um Gedanken loszuwerden, die ihn bedrücken wollten, nahm er die Feder und schrieb's nach seinem Sinn, zugleich für sein Bayrisch mundgerecht:

Da drob'n auf die Berg'
Is's so feierli still.
Da red't halt nur Oaner,
Der woaß aber viel!

Ja, dachte er, aber wer hört ihn denn? Wie viele haben denn ein Ohr für ihn? Da gehn sie herum in der „feierlichen Stille" und verstehn ihn nicht. ...

Wie die Bazillen sich teilen, so spaltete sich von diesem Vierzeiler flugs ein zweiter ab; er schrieb ihn hin — fast schon hochdeutsch —:

Und was hilft's euch, was tuat's euch,
Wann der Herr droben spricht?
Er spricht wohl zu leis,
Denn ihr hört ihn ja nicht.

Und geschwind wuchs ein dritter nach:

Er spricht halt so leis
Und die Welt spricht so laut;
Und den hört bloß, wer tägli
Aus der Welt aufi schaut!

Was will sie denn? Was soll ich tun? begann es plötzlich wieder in ihm zu denken; diesem „es" entkam er nicht. Wie sagte sie, als sie mich so forschend oder flehend anschaute: „Tut es Ihnen leid um mich? — Wollen Sie mich retten?" — Als sie von dem „braven Mann" sprach,

„den ich lieb hab' und der mich nimmt" — galt das alles mir? — Ja, ich muß glauben, sie hat mich lieb. Sie zeigt's. So wie sie es zeigt, tut's die Zehnte nicht! — Fragt sich halt nur: wie lieb? Kannst du so „in die Erd' hinein" lieben, daß es bis zum Begraben reicht? — Und ich, Erich Krieger, kann ich dich so lieben?

Es stieg etwas die Treppe herauf, Kreszenz trat ins Zimmer, einen Brief in der braunen, haarigen Hand. „Das bringt er eben," sagte sie, den Briefträger meinend, und legte ihn auf den Tisch. „Ich dank' dir," erwiderte Erich; der Alten zu danken vergaß er nie. Sie stapfte wieder hinaus. „Ist Seraphine noch bei dir?" lag ihm auf der Zunge; er besann sich aber noch und hielt's zurück.

Er nahm den Brief und las die Aufschrift; „kenn' ich denn nicht die Hand?" Es war offenbar eine Frauenhand; eine junge, noch unausgeschrieben, aber doch schon besonders, charaktervoll. Ja, er hatte sie schon gesehn! gewiß! Nur daß er nicht wußte, wie und wo. ... Er öffnete. Vier beschriebene Seiten; ohne Anrede, kein Ort, kein Datum; — wohl auch keine Unterschrift! — Doch; aber nur „Anna", weiter nichts. Anna! Nun wußte er's. Vor vier Wochen etwa war ebensolch ein Brief gekommen; nach dem Poststempel auf dem Umschlag aus irgend einer mitteldeutschen Stadt. Ein rührender, verehrender, schwärmerischer, jugendlicher Brief. ... Auch auf so schlichtem, weißem Papier; aber mit einem feinen, ihm unbekannten, schwachen Duft; — er hob die Blätter an sein Gesicht. Ja, es war derselbe Duft!

Er begann zu lesen:

„Sie haben mich schon vergessen, nicht wahr. Sie wissen nicht mehr, daß ich Ihnen schon einmal schrieb.

Nun bin ich auch gar in Ihrer Nähe gewesen, ohne daß Sie's wußten; habe von weitem Ihr Haus gesehn; viel an Sie gedacht. Vielleicht hätt' ich auch gern Sie selber gesehn; — ich weiß es nicht. Vielleicht auch nicht. Das Bild, das man sich von einem verehrten, hochverehrten Menschen macht, ist wohl immer schöner — oder vollkommener — wie soll ich sagen — als die Wirklichkeit. Nein, ich will Sie lieber nicht sehn! Und Sie, Sie werden mich nicht sehn. Sie werden nie erfahren, wer die ‚Anna' ist, die Ihnen wieder einmal schreiben muß, in der stillen Nacht, weil ihr so ums Herz ist.

„O was sind Sie mir! Mit Ihren Dichtungen ist etwas Neues über mich gekommen. Als hätten Sie für mich gedichtet; keiner von den andern so. In Ihren Liedern les' ich so oft, es ist wunderbar, les' ich so oft Antworten auf Fragen, die ich an die Welt, an das Leben richte. Oder es singt mich ein süßer Trost daraus an, der meine bange Seele wieder mutig macht, der mir vielleicht Tränen macht, aber mich doch aufrichtet. Ich brauch' es zuweilen; ich bin wohl nicht feig, aber das Leben liegt nicht leicht auf mir. Eine Gefangene! Ja, so etwas ist's. Da erklingt dann ein Lied von Ihnen, wie Blondel vor dem Turm des eingekerkerten Königs Richard sang; mein Herz horcht auf, die Hoffnung erwacht: o, ich werd' noch frei!

„Immer hab' ich Ihnen zu danken, so oft ich in Ihren Büchern lese; für dies oder das. Auch Ihre bayrischen Berglieder les' ich, Ihre Dialektgedichte; die sind mehr lustig; — das bin ich auch. Denken Sie nur nicht, daß ich so eine Tränenweide bin. Ich kann, wie Sie in Ihrem ‚Selbstgespräch' sagen, ‚weinen und lachen' wie

Sie. Ach, zuweilen denk' ich, meine Seele ist ähnlich wie Ihre Seele; eine Schwesterseele. Nur daß sie nicht so singen und sagen kann, was sich in ihr regt. Das tun Sie für mich. O wie dank' ich Ihnen. Wie dank' ich Gott, daß Sie sind!

„Ich bin viel, viel jünger als Sie; aber Sie sind doch auch noch jung, nicht wahr, Sie verstehn die Jugend. Und als der schwermütige und heitere Dichter, der Sie sind, verstehn Sie die ganze Welt! Darum erlauben Sie mir, ich bitte Sie, daß ich Ihnen zuweilen schreibe, wenn mir so ist. Es tut mir so wohl. Wie wenn mir ein paar Flügel wüchsen, wie wenn ich aus dem Käfig in den hohen Wald, in die Freiheit käme. Ich werd' auch besser, wenn ich an Sie schreibe; glauben Sie mir das. Hohe Vorsätze, tapfere Gedanken. Ihnen nachzustreben! Mir ist, als sähen mich dann Ihre Augen, edle Dichteraugen, freundlich, sonnig, ermutigend an, und ich könnt' durch die Hölle gehn, würde nicht verzagen.

„Schlafen Sie süß! — Ich will's nun auch.

„Gott beschütze Sie!"

„Anna" stand darunter. Erichs Augen hafteten noch lange an den vier Buchstaben dieses Namens; es ward eine Gestalt daraus, ein Mädchengesicht — nebelhaft — ein Traum. Wie mag sie aussehn? dachte er, bewegt und gerührt. Die Schrift ist bei aller Jugend fest, persönlich. Mehr als das, auch hübsch. Armes Mädel du, bist du selber hübsch? Nennst dich eine Gefangene? Lebst vielleicht so recht im Engen, in einem kleinen Nest, unter kleinen Menschen, die dich nicht verstehn. Deine Seele fliegt hoch. Dein Körper — kann vielleicht nicht mit. Zart, verkümmert, schattenhaft. Da sind dir Erich

Kriegers Gedichte und Geschichten in die Hände gefallen; die helfen dir nun träumen — träumen, daß du ganz 'ne andre bist. Daß du die wirst, die du werden möchtest ...

„Nein!" sagte er laut (das geschah ihm oft) und stand auf, ging durchs Zimmer hin und her. „Wozu willst du sie dir kleiner machen! Ob schön oder nicht, gewiß ein holdes Geschöpf, ein goldener Mensch. So einem Wesen ein Tröster und ein Helfer sein — dank du deinem Gott, von Herzen, daß er dir das gegeben hat!"

Er sah Seraphine und diese andre daneben; freilich nur ein Traumbild von ihr, aber es lebte doch, er fühlte es. Eine Edle, Reine neben der Berechnenden, neben der Kokette; hier ein vornehmer Kopf und Leib, o ja, dort ein vornehmes Herz. Ja, ein verführerisches Weib, diese Seraphine; mit den rätselhaften Augen, dem schwebenden Gang, den schlanken Händen, und all der Bildung und dem Geist dazu. Eine feine Mischung... „Aber, das da!" sagte er und griff nach dem Brief. „Wie viel besser ist das!" — Er sog noch einmal den schwachen Duft des Papiers ein, der auch etwas Edles, Zartes hatte; er durchflog den Inhalt. Ihm ward romantisch weich zu Mut wie in den Jünglingsjahren, er drückte die Blätter an seinen Mund.

Ja, schütz du mich nur vor Seraphine! dachte er. Du bist gut. Dir bin ich gut!

„An die Unbekannte" fiel ihm ein. Er begann Verse „an die Unbekannte" zu dichten.

Zweites Buch

Zwei Tage später — das hatte die unternehmende Seraphine erreicht — fuhr mit ihr und Lindecks auch Erich Krieger über den Königssee. Es war ein richtiger Sommertag, von der Sonne durchwärmt, doch nicht allzusehr. Der Himmel war so blau und der See so grün wie je; nur ein langer weißer Wolkenstreif, wie eine Milchstraße bei Tage, zog sich darüber hin. Auch Lindecks Schwester und Achim von Wittich mit seinen Damen waren mit in dem großen „Schiff"; alles in allem acht Fahrgäste, von einem männlichen und zwei weiblichen Ruderern in schneeweißen Wadenstrümpfen geführt. Der See war voll Leben, der Schiffmeister hatte kein einziges Fahrzeug mehr im Hafen, alle schwammen auf dem smaragdenen Wasser zwischen den himmelhohen Felsen, von der kleinen Insel Sankt Johann bis zum Obersee. Von Zeit zu Zeit stiegen von einem der gefüllten Schiffchen blaue Wölkchen auf, und Echoschüsse rollten an den steilen Kalkfelswänden hin; ein vorlauter Jodler oder Juchzer ließ sich wohl auch einmal vernehmen. Sonst lag auf dem herrlich öden See die feierliche Stille, die zu ihm gehört, die freilich an menschenleeren Tagen im Herbst oder im Frühling noch erhabener ist.

Seraphine, heut mit der Welt und den Menschen ganz zufrieden, glücklich — so spielte sie sich wenigstens —, war

auch auf „ihren Dichter" stolz, der ihr Ehre machte: er sprach lebhaft und gut, er hatte den Träumer zu Haus gelassen, der zuweilen in munterer Gesellschaft still und versonnen blieb. Seine schönen Augen leuchteten, seine Farben blühten; wenn die Sonne ihm unter den Hut sah und seine weichen blonden Haare streifte, machte sie auch jetzt noch Gold daraus. Sein Lachen, in das Seraphine sich zuerst verliebt hatte, klang oft hell über den See; es war ansteckend, besonders Achim, dem der Poet gefiel, lachte gerne mit. Nur eins kränkte Seraphine: Erich war nicht in seinem Bergwandrerkostüm, er hatte sich zum „Salonmenschen" gemacht, nur die Joppe erinnerte noch an den Alpenmann, sie war aber fein und neu. Auch so noch ein sehr hübscher Bursch! dachte sie, mit etwas Zorn, ihm gram und gewogen zugleich. Aber wenn er so v e r w e t t e r t daherkommt, mit dem grünen Hütl und dem Gamsbart, das bunte Schnürl unter dem offenen Hals, das Schwarzsamthöslein — ah, da wüßten sie doch alle gleich, warum es Seraphine von Mohrmann so schwer wird, diesen Mann zu hassen!

Sie fuhren an Bartholomä vorbei, das von Menschen überfüllt schien — wohin sollten die auch sonst, da dort die einzige Wirtschaft ist — und gleich bis zum Ende des Sees, wo man aussteigt, um zum Obersee zu gehn. Als sie hier nun aber am Ufer standen, am Anfang der Salletalp, die sich zehn Minuten weit als ein Gemenge von Felstrümmern mit Moos- und Graswuchs bis zu dem kleinen Obersee hinzieht, und auf den langen, majestätisch hoch umrahmten Königssee zurückblickten, geriet die Baronin in übertreibendes Entzücken, denn sie ging nicht gern: „Ah, hier ist ja der schönste Punkt! Hier bei diesem herrlichen Baum

sollten wir bleiben; der einzige, aber wie g e m a l t so schön. Wenn man zum Obersee hingeht, auf dem schlechten Weg — eigentlich gar kein Weg —, so wird man enttäuscht: zu wenig Wasser. Aber hier, fast der ganze Königssee! in all seiner Pracht!"

„Freilich ist's wohl der schönste Blick!" erwiderte Melanie, die mit der zarten, kränklichen Lindeck Mitleid hatte.

„Auf den See und auf den Watzmann!" sagte die Baronin mit ihrer etwas singenden Stimme. „Wo ist der so prachtvoll wie hier!"

„Der Watzmann?" fragte Frau von Lenk. „Entschuldigen Sie — den seh' ich nicht."

„Den sehen Sie nicht?" Die Baronin lächelte. „Über Bartholomä die gewaltige Felswand, die sich so weit von links herunterzieht, in den See hinein."

Frau von Lenk empörte sich ein wenig: „Das, das ist der Watzmann? Wo hat er denn seine beiden Gipfel? Wo hat er seinen Gletscher?"

„Liebe Tante," sagte Melanie, „das ist alles auf der andern Seite; wir sind halb um ihn herum."

„Aber nicht mehr eine A h n u n g von ihm! Das sollte doch nicht sein, das ist ungehörig, daß so ein Berg, wenn man weiterkommt, gar nicht mehr zu erkennen ist!"

„Ja, Frau Tante, diese großen, vornehmen Berge sind schon wie die Menschen: so oft sie sich von einer neuen Seite zeigen, überraschen sie uns — geben uns zu denken."

„Bravo!" rief Lindeck. „Gut erklärt!"

Die Baronin siegte, die Gesellschaft lagerte sich hier, bei dem Watzmannblick. Mäntel und Tücher mußten helfen, leidlich glatte Felsbrocken auch. Seraphine und

Melanie hatten Körbchen mit Früchten, Butterbrot und Schokolade mitgenommen, auch ein wenig Wein dazu; so ließ sich hier der erste kleine Hunger stillen, auf den zweiten wartete Bartholomä. Es kam ein leichtes, erfrischendes Windchen über die Salletalp vom Obersee herüber. Achim seufzte vor Wohlbehagen. Er hatte sich lang ausgestreckt, und Melanie, seine barmherzige Schwester, fütterte ihn. „Sie sind wie ihr Kind!“ sagte Lindeck.

„Ja, sie bemuttert so gut!“

Frau von Lenk, die nur Schokolade aß, wie ein Vögelchen, schüttelte verwundert den Kopf: „Wie kommt das nur, wie ist's möglich, daß auf diesem steinigen Boden so ein schöner Baum gewachsen ist, wie der da? gradzu malerisch?“

Achim hob den Kopf, in tiefstem Ernst: „Liebe Freundin, das haben die Münchner Maler gemacht.“

„Das haben die Münchner Maler gemacht?“

„Ja, auf die gewöhnliche Art, wie sie so was machen. Der Baum ist früher ein recht trauriger Herr gewesen, sagt man, „vermißquemt“, wie man bei uns in Mecklenburg sagt; da sind aber die Maler gekommen, haben diese Landschaften hundertmal und von allen Seiten gemalt; das hat natürlich auf den Baum gewirkt. So nach und nach hat er sich ihre Schönheitsgefühle zu Herzen genommen, ist malerisch geworden, ist ein Baum der alten Münchner Schule geworden; denn es ist nun schon lange her.“

„Sagen Sie das im Ernst?“ fragte Frau von Lenk mit ihrem noch immer jugendlichen Träumergesicht.

Erich lachte auf. Er war der Meinung, daß diese Frage ein Spaß sei, eine Schelmerei, und so echt gespielt, daß sie ihn erheiterte. Jetzt sah er aber an den Gesichtern der

andern, er hatte sich geirrt. Es entstand eine kleine, beklommene Stille. Erich ward verlegen. Achim konnte nicht antworten, denn er hatte sich sein Taschentuch vor den Mund gedrückt.

Lindeck, der alte Diplomat, machte dem Schweigen ein Ende: „Sie haben natürlich recht, gnädige Frau, Freund Wittich als wohlbekannter Spaßvogel hat das nicht im Ernst gesagt!" Um abzulenken, wunderte er sich plötzlich: „Aber was sitzt denn da hinten bei dem großen Felsstück? bei dem roten Sonnenschirm? Ist das nicht unser Ahlfeld, der Generalmajor — und unter dem Sonnenschirm seine Amazone von Tochter?"

Er hatte sie schon vor einer Weile erkannt, aber noch nichts gesagt. „Ja, wahrhaftig," rief Achim, „die sind es!"

Lindeck schmunzelte: „Meine Herrschaften, die Tochter ist eine so schöne Person, daß ich dafür stimme, sie in unsern Kreis zu ziehen; denn ein Kreis kann nie zu schön sein — wie wohlassortiert er auch schon ist."

„Ich weiß, du hast ein Faible für sie," sagte seine Schwester.

„Leugn' ich gar nicht; sie imponiert mir; ein Rasseweib! So waren die Häuptlingstöchter bei den Zimbern und Teutonen, die sich zuletzt in ihrer Wagenburg töteten. Das täte Lea von Ahlfeld auch, ohne Wimperzucken. Die beiden sitzen da pikfolo, ich glaub', das Rasseweib langweilt sich. Laden wir sie ein?"

„Sie ist amüsant," sagte die Baronin.

„Sie ist etwas derb," sagte Melanie.

„Prachtvoll gebaut," sagte Achim.

„Reichlich schneidig!" sagte Frau von Lenk.

Lindeck lächelte. „Herr Krieger, wofür stimmen S i e?"

Erich zuckte die Achseln: „Ich hab' hier keine Stimme, Exzellenz. Aber ich bin immer für schneidige Häuptlingstöchter."

„Hört, hört!" rief Lindeck. „Bayern ist für Preußen! Denn Fräulein Lea ist eine Preußin vom Wirbel bis zur Zehe. Werd' ich also abgeschickt, die Herrschaften geziemend einzuladen?"

Achim hob seine Hand; alle andern folgten ihm, Frau von Lenk zuletzt. Lindeck stand auf, und die kleine, rasche Gestalt bewegte sich zu dem großen Felsstück hinüber, an dem Ahlfelds saßen. Der General, in Zivil, rauchte eine Zigarre und sah etwas stumpf vor sich hin; die Tochter trank Likör aus einem Gläschen. Ahlfeld, aus einem alten adligen Haus, noch in echt preußischer Luft kräftig aufgewachsen, ein wenig an den alten Wrangel und manchmal sogar an Roon erinnernd, war doch eigentlich nur ein braver Oberst gewesen, den man bei der Pensionierung zum Generalmajor avancieren ließ. Er hatte aber eine echte Soldatenfrau geheiratet, die, solange sie lebte, das Haus und auch ihn regierte. Als ihre echteste Fortsetzung war ihre dritte Tochter Lea in die Welt getreten; schon als Kind hatte man sie „Die Forsche" genannt, als „Die Schneidige" galt sie jetzt. Sie hatte Reize, die dem entsprachen, eine große, nicht feinknochige, aber verführerisch üppige Gestalt von auffallendem Ebenmaß, nur der Hals war ein wenig zu lang. Die grauen Augen blitzten gern, die Lippen rümpften sich gern, waren aber wie zum Kuß gewölbt; der Kopf warf sich gern in den Nacken zurück.

Lindeck begrüßte die beiden mit seiner gewinnenden, anmutigen Heiterkeit; er hatte den Fall übrigens richtig beurteilt: sowie er sein Anliegen vorbrachte, sprang Fräu-

lein Lea auf, wie von einem Alp befreit. Der General folgte ihr; mehr ritterlich oder mehr gehorsam? dachte Lindeck. Sie zogen zu den andern hinüber, die bei dem malerisch gewordenen Baum aus der Münchener Schule saßen. Die Herren standen auf; Erich staunte die „Häuptlingstochter" an, so ein preußisches Rasseweib hatte er noch kaum gesehn. Sie war ebenso groß wie er, der doch auch nicht klein war; aber die Größe machte es nicht: Schultern, Busen, Arme, alles schien von Saft geschwellt und von Kraft gespannt zu sein, wie ein idealer Buchenstamm. Ihr Lächeln war aber reizend, jung. Fast naiv verwundert schaute sie Erich an; seine blühende Schönheit schien ihr ebenso aufzufallen, wie ihm ihre Rassigkeit.

„Nun, wie steht's, Fräulein Lea?" fragte Lindeck, als sie alle saßen und lagen. „Ihr Bruder verläßt die Armee?"

„Hat sie schon verlassen," antwortete das Fräulein. „Bei diesem faulen Frieden, sagt er, ist es hochgradig öd! Er hat auch recht; der Frieden wird ja förmlich eine internationale Einrichtung, wie der Weltpostverein. Ich hielt's auch nicht aus, wenn ich ein Mann wär'. Die Lorbeeren, auf denen wir Deutschen ausruhen, riechen wohl schon wie muffiges Heu!"

„Also Krieg muß sein?" fragte Melanie.

Lea warf einen flüchtigen Seitenblitz auf die lang Hingelagerte: „Ach ja, Sie gehören zu den Friedensaposteln. — Ich bin ja nicht fürs Dreinhauen bloß damit gehauen wird. Da sitzt ja auch der Herr Staatssekretär des Äußern, der würd' mich schön, wenn ich mir herausnehmen wollt', frivole Kriege vom Zaun zu brechen. Aber — ich find', unsere Luft wird so dick! so schlapp! Lieb Vaterland ist gar so ruhig; als hätten wir auf der Welt

nun nichts mehr zu tun. Unser Reichstag — ach Gott! Eine graue Wolke von Philisterium liegt über der schweren goldenen Kuppel. Handelsverträge und gut essen und trinken und weiter nichts!"

Melanie drehte den Kopf zu Achim herum, der neben ihr lag: „Da haben Sie ja, was Sie brauchen, einen Kriegsapostel. Mein Vaterland muß größer sein!"

„Muß es etwa nicht?" entgegnete Lea.

„Freilich, freilich muß es!" rief Achim. „Aber ich hab' mir ja gelobt, mit Melanie von Karst nicht zu streiten."

Leas Augen funkelten ihn verwundert an: „Ah! So was geloben Sie? Also doch auch für den Frieden?"

Der Blick, mit dem sie ihn etwas kränken wollte, gefiel ihm sehr; er gab ihr dafür ein Lächeln zurück. „Ich hab' doch noch so viel Mut, gnädiges Fräulein, Ihnen zu bekennen, vor versammeltem Volk, daß ich ganz Ihrer Meinung bin; und daß ich mich freue, aber tüchtig, so deutsche Kraftworte aus einem schönen Mund zu hören. Ja, die Philister sind obenauf! Geldverdienen, Ruhe und Vorsicht! Wenn uns nicht zuweilen ein kleiner Aufstand in unsern Kolonien daran erinnerte, daß wir auch draußen in der Welt was zu tun haben, ich glaub', wir vergäßen allmählich, daß wir ein großes Volk sind, eins der allergrößten. ‚Weltpolitik'! Schon vor dem Wort graut so einem deutschen Spießer. Nein, mit der Regierung zanken, mit dem Landrat in Fehde leben, die Zensur bekämpfen — und sonst die Welt gehen lassen, wie sie gehen will!"

„Sollten Sie nicht doch ein wenig übertreiben, lieber Freund?" sagte Lindeck lächelnd.

„Nein, Exzellenz, er übertreibt nicht!" rief Lea mit

ihrer kraftvollen, aber wohlklingenden Stimme aus; sie kam leicht ins Rufen. „Wir sehn auch in unsrer Provinz, wie das geht. Sehn Sie, wie mein Vater nickt. Ach Gott, Exzellenz! Als ich Backfisch war — ist schon lange her! — da las ich so gern unsre Kriegsgeschichten — die von Sechsundsechzig und Siebzig, mein' ich —"

„Die lasen Sie als Backfisch?"

Der General nickte eifrig: „Ja, das war damals ihr Sport, Exzellenz. Sie konnt' über den Büchern sitzen und sitzen — bis das Köpfchen glühte. Ich hab' ihr das Buch manchmal weggenommen —"

Lea fiel ihm ins Wort: „Ich hab' mir's dann wiedergeholt! — Ja, die las ich und kriegte ein so großes Herz, daß es mir — wie sagt man — ‚an die Rippen pocht das Männerherz'. Und mußte dann singen und tanzen und jauchzen, wußt' mich oft nicht zu lassen vor Glück. Da war ich so stolz auf mein Vaterland! Angebetet hab' ich's. Ich bin eine Preußin, ich bin eine Deutsche! Das war mein höchstes Gefühl. Konnt' mir's aber auch gar nicht anders denken als: das wird nun so weiter gehn! Wie aus Brandenburg allmählich Preußen geworden ist und aus Preußen Deutschland, so wird nun aus Deutschland — — ich wußt' nicht, was. Es hatte keinen Namen, ich gab ihm einen: Germanien. Daraus konnt' nun werden, was wollte. Wird schon werden! dacht' ich. — Ja, und nun sitz' ich da — auf der Salletalp. Ist noch nicht geworden. Nichts, nichts ist geworden! — Exzellenz, das fuchst mich!"

Lindeck lächelte über das letzte Wort. Achim lächelte wohl auch ein wenig, aber mit leuchtenden Augen; unablässig schaute er die „Germania" an. So schön zu sein

und so deutsch! — Sie gefiel ihm mächtig; neben ihr war Seraphine eine leere Larve. Ihm schien nur, daß die Germania weniger zu ihm als zu Erich Krieger sprach; dem flogen so oft ihre Blicke zu. Er hätte sie alle auffangen mögen...

„Gnädiges Fräulein," nahm er das Wort, „wenn Sie so eine Patriotin sind, dann sind Sie vielleicht auch die Dame, von der ich neulich gelesen hab': die gern ein großes deutsches Panzerschiff sein möchte, um unsrer noch so kleinen Flotte auf die Beine zu helfen."

„Hat sich das eine gewünscht? — Das hätt' ich als Backfisch a u c h getan. — Und ich könnt's auch n o c h!"

„Sehr ehrenwert!" rief Lindeck. „Verdient Nachahmung, Fortsetzung!"

Um Leas volle Lippen zuckte ein Mißbehagen; „worüber lächeln Sie, wenn ich fragen darf?" sagte sie zu Erich. Ihr schien, daß seine stille Heiterkeit ihrer spotten wollte.

Erich blickte sie aber harmlos an: „Mir kam nur ein Gedanke — eine Phantasie — ich glaub', recht was Dummes. Ein kindliches Märchen. Lassen wir's."

„Nein, nein, bitte, sagen Sie's. Sie sind ja hier unser D i c h t e r, wie ich vorhin hörte."

„Ja, aber was mir einfällt, ist oft das dümmste Zeug! — Mir fuhr nur so durch den Kopf: acht große Schlachtschiffe sind ein Doppelgeschwader; wenn nun in einem Kränzchen acht junge Mädels wären, alle patriotisch — so patriotisch wie Sie. Und d a s wär nun das Märchenhafte: die acht jungen Mädels könnten, sobald sie wollten, acht Panzerschlachtschiffe werden, fürs Vaterland. Und es käm' zum Krieg mit England; in der großen Seeschlacht entschieden die acht den Sieg für uns. England liegt am

Boden, muß Frieden machen. Die acht fahren heim — und zu Haus werden sie wieder die acht Kränzchenmädels, machen eine Bowle, singen ‚Heil dir im Siegeskranz‘, tanzen um den Tisch herum und feiern so ihren Sieg."

Lindeck und Achim lachten über diese Phantasie; Seraphine lachte mit. „Das haben Sie so in zwei Sekunden zusammengedichtet?" fragte Lea, die den Poeten mit drollig unheimlicher Bewunderung betrachtete.

„Es ist ja nur eine Gaukelei, eine Dummheit."

„Nein — es macht mir Spaß. Ein kleines Marinemärchen. Das müssen Sie aufschreiben; ja, das müssen Sie."

„Um Gottes willen —!"

Lea versuchte, was ihre preußischen Augen über diesen bayrischen Dichter vermöchten; sie legte allen Glanz hinein, den sie aufzubieten hatte, und alles Schmeichelnde, Streichelnde dazu. „Aber wenn eine Dame, die Germanien geschaffen hat, Sie recht herzlich bittet! Ich möcht's haben, das kleine Märchen; schön ausgeführt und ausgeschmückt — so schön wie Sie wollen. Zur Erinnerung an diese Stunde. Möcht's von Ihrer Hand geschrieben haben. Täten Sie das nicht?"

Erich ward rot, er wußte nicht, warum. Es ging ihm ein warmer Strom über die Brust; den hatten doch die preußischen Augen gemacht. „Gnädiges Fräulein," antwortete er mit einem plötzlichen Eifer — warum dieser Eifer? dachte er — „wenn Sie's zur Erinnerung an diese Stunde verlangen, das ist was andres. Ich werd's also ordentlich zusammendichten und niederschreiben; aber nur für Sie."

„Nur für m i ch? — Das ist d o p p e l t lieb von Ihnen. Ihr Wort?"

„Ja, mein Wort!"

* * *

Vom Obersee kam jetzt eine kleine Gesellschaft über die Salletalp gegangen; zwei Damen und drei Herren, denen ein paar Diener folgten. Sie sahen vornehm, aber nicht kurzweilig aus, auch etwas fremd zwischen diesen hochaufragenden, feierlichen Felsen; denen stehen die Berge nicht! dachte Seraphine. Jetzt erkannte sie die Herrschaften: ihre „hohe Gönnerin" mit den Ihrigen; offenbar von Salzburg gekommen. Auch Prinzessin Anna war dabei, sie ging hinterdrein, neben ihrem Bruder, dem jungen Gardeoffizier in Zivil, dem Prinzen Oskar. Seraphinen klopfte das Herz; ihre Schicksalsmenschen! Unwillkürlich flog ein Blick auf Erich; der schien aber in sich versunken zu sein, er sah vor sich nieder. Die Herzoglichen strebten dem Baum mit dem schönen Watzmannsblick zu; als sie aber die dort Lagernden bemerkten, blieben sie stehn und sprachen miteinander. Sie nahmen dann dort Platz, wo sie standen und wo der Blick auch schon herrlich war; die Diener stellten Klappstühlchen auf, die sie unter den Armen getragen hatten, und die hohen Herrschaften setzten sich.

„Wie praktisch das ist!" sagte die Baronin Lindeck, die dem zugeschaut hatte; sie dämpfte ihre schon zarte Stimme, mehr als nötig war. Leise stieß sie ihren Gatten an: „Siehst du, wer dort sitzt?"

Lindeck nickte.

„Wir sollten sie begrüßen; nicht?"

„Nein, liebe Alwine, im Gegenteil. Wer sich so rück-

sichtsvoll hütet, seinen Bekannten zu nah zu kommen und sie in ihrer Ruhe zu stören, der wünscht, daß man's ihm ebenso macht."

Seraphine beugte sich ein wenig zu Erich hinüber: „Jetzt könnten Sie meine Prinzessinnen sehn, wenn Sie wollen."

Erich hörte nicht. Er war wieder ins Träumen gekommen; es nahm ihn oft plötzlich, wie nach einem Gesetz des Gegensatzes wirkend, vom Vater geerbt. Den heiteren Stimmen um ihn her wie entronnen — er vernahm nur noch ein unbewußtes Branden oder Rauschen — war er bei seiner „Unbekannten", an die er vorgestern gedichtet hatte. Wo du nun wohl bist? dachte er, mit einem weichen, wehmutsvollen Gefühl. Ach du liebes, edles Geschöpf, könnt' ich dir besser helfen als durch meine Verse! — Ja, wo du nun wohl bist? — „Salzburg" hatte auf dem Poststempel ihres zweiten Briefs gestanden; sie war ja auch an ihm vorbeigereist. Aber ihr erster Brief war aus einer kleinen mitteldeutschen Stadt gekommen; wie sie hieß? Vergessen. Dort mochte wohl ihre Heimat sein... Er war in Gedanken dort, er besuchte sie. Ein altes Fachwerkhaus, mit bemalten Schnitzereien, verwittert; in einer alten, krummen, malerischen Straße. Er trat in ihr Zimmer; sie saß in einem Erker und nähte — das ewige Nähen der armen Mädchen! — und das Abendlicht fiel durch die schmalen Fenster auf sie. Klein, blaß, rührend saß sie da; ihm war unendlich mitfühlend ums Herz...

„Erich!" hörte er reden. „An was denken Sie?" — Es war Seraphinens Stimme; sie klang ihm nun kalt und fremd. „Wollen Sie Prinzessin Anna nicht sehn?"

Erich hob den Kopf. Er folgte Seraphinens Augen, die nach rückwärts blickten. Mitten auf der Alp, überraschend nah — im Hintergrund dunkelte das Landhaus des Herzogs von Meiningen, das einzige in der wilden Einsamkeit — saß eine Gruppe feingekleideter Menschen, aus der eine weiße Gestalt herüberleuchtete. „Ja, die sind's, die sind's!" sprach Seraphine weiter, immer in gedämpftem Ton. „Die Weiße ist natürlich die Junge — meine Zukunft — wenn's werden soll. Der hübsche, elegante Bursch ist ihr Bruder; daneben der Schlanke, mit den abfallenden Schultern, ihr Vater, Prinz Karl."

„Und der andre, der Größere?" fragte Erich. „Der einen Bart hat wie der Herzog Georg von Meiningen?" Außer dem majestätischen Bart hatte er auch sonst noch eine oberflächliche Ähnlichkeit mit dem schönen Fürstenkopf des Herzogs Georg, aber ohne dessen Geist.

„Das ist der Despot in der Familie," sagte Seraphine leise. „Prinz Nikolaus. Die im dunklen Kleid ist seine angetraute Sklavin, Prinzeß Christiane."

Erich sah die andern nicht mehr, er sah nur noch die Weiße, die links saß, in der Sonne leuchtend. In einem ganz schlichten weißen Kleid, das eine weiße Atlasschleife umgürtete, auf dem dunklen Haar einen weißen Hut mit zwei lichtgrauen Federn, saß ein schlankes Mädchen da; so schneeig eingefaßt hatte das Gesicht etwas Dunkelndes, aber wie eine warm gefärbte, sonnenbräunlich zart angehauchte Blume. Sie saß neben den andern, aber doch wie abgewandt; ihre Augen gingen ins Weite, oder auch zur Erde. Ihren Sonnenschirm hatte sie nicht aufgespannt, er lag neben ihr im Moos oder Gras. Jetzt sprach der Bruder zu ihr. Langsam, wie im Traum, ging

ihr Kopf herum; mit einer melancholischen Anmut, daß sich Erichs Herz in der Brust bewegte. Nun sah er erst das ganze, junge, frühgereifte, ernste, liebliche Gesicht. Sie erwiderte etwas, die blaßrosafarbenen Lippen bewegten sich. Dann zog sie sich in sich selbst zurück, wieder abgewandt. Die weiße Gestalt saß nun so einsam da, als sei sie allein.

„Böcklin!" murmelte Erich.

„W a s sagten Sie?" fragte Seraphine, zu ihm vorgeneigt.

Er mochte nicht antworten. Auch er fühlte sich wie allein.

„Böcklin, sagten Sie?"

„Nun ja," murmelte er wieder, erst nach einer Weile. „Wie von Böcklin gemalt; die junge, weiße Prinzessin da."

„Gefällt sie Ihnen?"

Erichs Schultern und Rücken zogen sich zusammen. „Ich bitte," stieß er tonlos hervor, „g e f a l l e n — reden Sie nicht so!" — Wie von ihm gemalt, dachte er. „Die Schwermut der Jugend" heißt das Bild. — Wunderbar: sie sitzt doch noch ein Stück Wegs entfernt, ich seh' nur das G a n z e — und es ist eine Prinzessin, eine wohlerzogene, und so mitten in der Welt sitzt sie da — und doch so ein Bild der jungen Schwermut ... Man kann's nicht schöner, nicht trauriger sehn. — Oder seh' ich das alles h i n e i n in dich? — Ach, du arme junge Prinzessin, es ist wohl tragisch, in deiner Welt ein Unikum zu sein!

Er hielt's nicht mehr aus, so still dazusitzen; ich muß sie besser sehn! fuhr ihm durch den Kopf. Zwischen dem Baron und Lea war ein lustiges Wortgefecht entstanden, an dem sich die andern beteiligten. Erich stand leise, lang-

sam auf, als wollte er nur einmal die Glieder rühren und die schönen Felswände des Obersees mit freieren Blicken betrachten. Von dem farbigen Marmorkalk einer dieser Wände stürzte ein feiner, dünner Silberbach zu Tal, mit kaum hörbarem Rauschen; die helle Stimme eines „Mankei“ oder Murmeltiers durchzitterte diesen rieselnden Ton. Erich ging dem Obersee zu, in einiger Entfernung an den Hoheiten vorbei. Als er der jungen Prinzessin am nächsten kam, stand ihm das Herz auf Augenblicke still. O! so feig? sagte er zu seinem Herzen. Weil's 'ne Hoheit ist? — Er fühlte aber, das war es nicht: die Poesie, der Böcklinzauber, der diese liebliche Jugend umgab, hatte den Schlag des Lebens in ihm angehalten. Sie hatte die Wimpern gesenkt, nun konnte er sehn, wie hold ihr Gesicht ohne Augen war. Die langen Wimpern lagen regungslos still; so die zart rötlichbläulichen Lider auch. Der Mund, wie die schon rosig gewordene Knospe einer Blume, lag auch so ruhig wie alles, was wird; aber wie wenn sie in Schmerzen würde. Es ging nur ein leises Spielen des Lebens durch die Nasenflügel, die zierlichsten Gebilde dieses edlen Kopfes.

Er staunte sie halb träumend an. Woher kam die zu diesen andern? Zu dem Bruder, dem schmucken Gardeleutnant, der eben sein Bärtchen so alltäglich selbstzufrieden strich? Zu dem Vater mit dem gutmütig schwächlichen Ausdruck in dem Aristokratengesicht? — Freilich, die Mutter. Sie hatte auch eine Mutter gehabt.

Ein Knabe kam von seitwärts gegangen, Erich hatte ihn bisher nicht bemerkt; er war ärmlich gekleidet, als Älplerbub, und trug ein offenbar noch junges Murmeltier auf den Armen. Vor den Hoheiten blieb er stehn und

bot es zum Kaufen an, mit etwas schüchterner, angenehmer Stimme. Prinzessin Anna blickte nun auf, schaute den Buben und das Tierchen zuerst erstaunt, dann freundlich teilnehmend an. „Das sollen wir dir abkaufen?“ fragte sie. Ihre Stimme war eher tief, sie klang aber klar und schön durch die reine Luft.

Der Bub nickte nur.

„Aber was sollen wir damit?“ sagte sie, gutherzig lächelnd. „Wir sind auf der Reise, durchs ganze Land. Und wenn wir nach Hause kommen, brauchen wir's a u c h nicht.“

„Auch beim Regiment nicht,“ sagte Prinz Oskar, der Bruder, und lachte einen Augenblick.

Der Bub ergab sich noch nicht; er versicherte, es sei ein schönes Tier und leicht zahm zu machen. „Wie kommst du dazu?“ fragte Prinzessin Christiane.

„Hab's gefangen,“ antwortete der Bub fast stolz.

„Wo denn?“

„Dort oben!“ Der Bub deutete hinter sich.

„Kann man da hinauf? Da ist ja kein Weg!“

„Doch, hinauf kann man schon. Bin doch auch herunterkemma.“

Prinzessin Christiane zuckte die Achseln; Prinz Oskar, mit einer entlassenden Bewegung, bedeutete dem Knaben, zu gehn. Mit enttäuschtem, kläglichem Gesicht schickte sich der Bub dazu an; Prinzessin Anna winkte ihm aber: Bleib' noch stehn! Sie sah mit herzlichem Mitgefühl an ihm auf und nieder. „Wo wohnst du, kleiner Mann?“ fragte sie.

Erich, der regungslos horchte, nickte unwillkürlich. Der Bub hatte etwas Frühgereiftes, gleichsam um die Kindheit Betrogenes.

„Auf der Alm," erwiderte er und deutete wieder hinter sich.

„Und was tust du da?" fragte die Prinzessin weiter.

Der Bub, der offenbar einen frischen Mut faßte, begann weitschweifig und schwerverständlich eine etwas verworrene Geschichte zu erzählen: wie viel er da zu tun und zu hüten hab', manchmal ganz alleinig. Jetzt sei aber der größere Bruder, der schon ganz erwachsene, hinaufgekommen und hab' ihm gesagt, er kann auf ein paar Täg' hinuntergehn und tun, was er mag. „Bin oft ganz allanig," wiederholte er.

„O du armes Kind!" sagte die mitleidige Einsame; denn so fühlte sich auch die wohl oft. „So jung, und man läßt dich allein?"

„Auf mich schaut halt niemand," versetzte der Bub, leise seufzend.

Die Prinzessin zuckte, wie es Erich schien; dann schaute sie an dem „kleinen Mann" wieder auf und ab, während ihre Hand in die Tasche griff. „Bist du so verlassen?" sagte sie mit einem wunderbaren Ton ihrer holden Stimme. Sie zog ihre Geldbörse hervor, öffnete sie und legte ein paar Markstücke auf seine braune, magere Hand. „Weißt du, dein Murmeltier können wir nicht brauchen; aber das Geld kannst du brauchen. — Nun? Was kaufst du dir dafür?"

Der Bub betrachtete die Silberstücke mit Andacht. „Zusammensparen," erwiderte er dann; „für a Paar neiche Schuh."

„Neiche Schuh? Was ist das?"

„Er meint offenbar n e u e," erklärte der Bruder, der gelangweilt gähnte.

Prinzessin Anna schaute gerührt. „Zusammensparen!" wiederholte sie. Ihre Geldbörse öffnete sich noch einmal: „Wart, nimm noch was! Das hab' ich selber schon zusammengespart, da brauchst du's nicht mehr." Sie nahm ein Goldstück, eine Krone, heraus und legte sie zu den Silberlingen auf die erschrockene Hand.

„Mein!" stammelte der Bub.

Sie lächelte über sein freudewirres Gesicht; ihre Hand legte sich auf seinen Kopf und strich an seiner Wange entlang. „So, jetzt geh! Leb wohl! Geh dir's gut!" — Prinz Nikolaus und die andern waren aufgestanden, offenbar zum Weiterziehn; sie erhob sich nun auch.

Der Bub stammelte noch etwas und wanderte über die Alp, dem Landhaus des Meininger Herzogs zu.

Erich zog es, er ging ihm nach. Sein Herz war wie weit aufgetan; die kleine Szene hatte ihn mehr gerührt, als er verstehen konnte; ihm war sonderbar jauchzerisch zu Mut. Dieses Männlein aus dem Volk und dies Prinzenkind! O Gott, nein, dachte er, da war nichts herablassend Gemachtes, Gespieltes, über die Seele weg. Das war alles echte, süße Natur! Ein grundgutes Herz. — O du glücklicher Bub du! — Er holte ihn ein.

„Gelt, heut hast du 'nen guten Tag?" sagte er. Der Bub blieb stehn. „So gut geht's nicht immer?"

„O mein!" seufzte der kleine Mann. Darauf lachte er über das ganze Gesicht.

„Weißt auch, wer die gewesen ist, die dir das geschenkt hat?"

Er schüttelte den Kopf.

„Eine Prinzessin ist's gewesen; und das kannst du jedem erzählen — und kannst stolz drauf sein, du. So

ein Bub, und wird von der schönsten, besten Prinzessin gestreichelt übers ganze Gesicht. Bist rechtschaffen stolz, Bub?"

„Jetzt hab' ich m e h r als für ein Paar neiche Schuh. Kann mir n o ch was kaufen!"

„Ach, du Mammonsknecht. Aber wart — wenn du das von der Prinzessin erzählst, dann erzähl' auch noch, daß nachher ein Dichter kommen ist und dir a u ch noch so ein Goldstück auf die Hand gelegt hat — damit die zwei beisammen sein. — Kannst auch juchaz'n? Was?"

Er drückte sein Goldstück zum andern hin, dann gab er dem Bürschlein einen herzhaften, herzlichen Stoß, daß er ein paar Schritte weiterflog. Es war, wie wenn dem Buben die ganze Geschichte nicht mehr geheuer und für seinen Weltverstand nicht zu fassen wäre; er fing an zu laufen, wie er konnte. Erst nach ein paar Minuten blieb er stehn und stieß einen lauten Juchzer aus.

Nun ging auch Erich, zu seiner Gesellschaft zurück; — beinahe hätte er mitgejuchzt. Die Hoheiten waren unterdessen bis zum Baum gekommen, sie begrüßten eben Erichs Leute, ein paar Worte wurden ausgetauscht. Dann schritten sie weiter, zum Landungsplatz am Königssee, wo ihr Schiff auf sie wartete. Sie stiegen ein; auch die jungfräuliche weiße Gestalt. In diesem Augenblick wollte es Erich dunkel werden vor den Augen; ein Hauch von Schwermut überschauerte ihn. Das besonnte Schiff stieß ab. Es schwamm auf den grünen See hinaus. Ihm war, als verließe ihn etwas Schönes, Hohes, für immer.

* * *

Im Gasthof „Zu den vier Jahreszeiten" begann nach diesem Tag eine neue Zeit. Dem General von Ahlfeld

gefiel es in seinem Berchtesgadener Hotel nicht, das mitten im Ort gelegen war; Achim hatte ihn während der Rückfahrt über den See beredet, auch in die „Vier Jahreszeiten" zu ziehn, und mit ihm und seiner unternehmenden, welthungrigen Tochter kam nun „Leben in die Bude", wie sie lachend sagte. Es ward gestritten, gesungen, gespielt; es ward überall bergan gestiegen, dazu war man doch im Gebirg. Die sanften, ebenen Spaziergänge in den schönen Tälern, von denen Berchtesgaden umgeben ist, das Paradies der Frau von Lenk und wohl auch Melanies, waren der „Amazone" unleidlich; sie mußte ihren Überschuß loswerden, sie mußte dem Land und den Leuten auf die Köpfe sehn. Auf den Watzmann! Auf den Hohen Göll! Über das Torrener Joch nach Golling hinüber! Der General, der durchaus noch jung sein wollte, stimmte allem zu. Achim, zwischen seinen Damen, mit denen er gekommen war, und dem stürmischen Rasseweib, suchte sich zu teilen; Lea riß ihn aber mehr und mehr mit fort. Die Lebensfülle in ihr entzückte ihn. Ihre Gefühle, ihre Gesinnungen waren meist wie die seinen; und wenn sie wild, übertrieben, derb hervorbrachen — sie war noch so jung! Und kam man auf die hohen Berge hinauf, so klang das alles so natürlich, so wahr in die freie Luft hinaus, wie wenn dieses Kraftmädel ein Kind des Erdgeistes wäre und mit seiner Stimme seine Worte spräche.

Erich ging's nicht so; nach dem Königsseer Tag zog er sich zu Leas Verdruß wieder in sein Haus zurück. „Wie eine Schnecke!" murrte sie. In sein Leben war ein Märchen gekommen, das ihm noch ungekannte Gefühle gab, das ihn wie durch einen breiten, blauen Fluß von Seraphine und Lea trennte, wie sehr er auch mit den Sinnen

ihre Reize fühlte. Ja, ein Märchen! dachte er immer wieder, wenn er an die weiße Erscheinung der Prinzessin Anna auf der Salletalp dachte. Dort war sie vor ihm aufgetaucht, von dort war sie ihm um die Felswand des Wundersees auf der grünen Flut entschwunden, entrückt; als könne sie nun nicht wiederkommen. Ihm war's recht so; was konnte sie ihm sein oder werden, wenn sie wiederkam? Der „Volksdichter", die Prinzessin ... Aber in ihm leben konnte sie, ein lebendiges Gedicht, ein Teil von ihm. Er fühlte, immer wieder staunend, wie sehr sie da lebte. Wenn er Abends im Bett die Augen schloß, schwebte sie vor ihm, in dem weißen Kleid. Wenn er Morgens erwachte, saß sie an seinem Bett. Nach einer Stunde so unvergeßlich! — Er schüttelte oft verwundert den Kopf. Wie hatte er damals zu Seraphine gesagt? Gelacht hatte er: „Ich in eine Prinzessin verliebt!" Und nun war er's wirklich?

„O welch ein Unsinn! Ein Wahnsinn!" rief er manchmal laut, wenn er oben in seinem Zimmer am Fenster stand und nach links, nach dem unsichtbaren Königssee schaute. Es blieb aber so; das Märchen blieb.

Mit den Ohren hatte er wohl gehört, daß die Prinzessin mit den Hoheiten nach Salzburg zurückgefahren und von dort ins Salzkammergut und so weiter gereist sei. Es kümmerte ihn nicht. Nur kein Wiedersehn! Es bleibe so!

Nein, dachte er, bleib' es so ein stilles Bild, so ein Seelentraum wie die Unbekannte, die mir diese holden Briefe schreibt; wie in dem Uhlandschen Gedicht:

Zween, die mit mir überfuhren,
Waren geistige Naturen.

Sie leben ja doch beide mit mir, die eine in ihrer Schrift und in ihren Worten, die andre in ihrem Bild und in ihrer Stimme!

So waren ein paar Wochen vergangen; der August, der viele sonnige Tage gebracht hatte, strebte seinem Ende zu, es rührten sich in der Luft die ersten herbstlichen Gefühle. Achim stand nach dem Nachtmahl auf dem Balkon vor seinem Zimmer; Frau von Lenk hatte sich, da sie etwas erkältet war, früh zurückgezogen, Melanie war mit ihr gegangen, und Achim hatte sich von Ahlfelds unter einem Vorwand getrennt. Es lag ihm heute schwer auf der Brust, was er diese Tage fortgeschoben, aber doch nicht hinausgedrückt hatte: daß nicht alles so war, wie es sollte, weder zwischen ihm und Lea, noch zwischen Melanie und ihm. Wie anders hatte er vor siebzehn, achtzehn Tagen auf diesem Balkon gestanden als heut! „Ich heirate sie doch noch!" hatte ihm die innere Stimme gesagt; so hoffnungsfreudig war ihm zu Mut gewesen, und so recht zugehörig zu Melanie. Wie war's nun? Er lebte mehr mit Lea als mit Melanie. Ja, ja, er lebte mehr mit ihr; nicht nur, daß er mit ihr auf die Berge stieg, halbe, ganze Tage: er hing auch an ihrem Mund, wenn sie alle gemeinsame Gespräche führten, er freute sich, wie sie zu fühlen, er entschuldigte ihr Übermaß, verteidigte ihre unreifen Verwilderungen — er tat, was ein Verliebter tut. Ja, ja, ja, dachte er, ich muß ihnen ja schon wie ein Verliebter erscheinen; so sehr, daß ich mich fragen muß: treib' ich's nicht zu weit? Heißt das nicht, Hoffnungen in Lea wecken? gleichsam um sie werben? — Will ich denn das? Ich will ja nicht. Ich will, was ich wollte!

Und Melanie — wie sah's in der aus? Litt sie unter

alledem? M u ß t e sie nicht leiden? — Aber nie ein Wort. Nie ein Blick. Sie ging still dahin. Spürte sie denn nichts von Eifersucht? Gibt es auf der Welt so reine, hohe, edle Seelen, die unfähig sind zur Eifersucht? Oder fühlte sie für ihn wirklich nur „mütterlich“ und weiter nichts? — Ach, es schien doch mehr zu sein; seit Jahren schon; lebte sie nicht mehr für ihn als für irgend einen Menschen sonst? — Dann hatte sie also eine Herrschaft über sich, eine riesenhafte, daß sie nie verriet, was sie bei seiner Hinneigung zu Lea fühlte? — So tief kannte er sie nicht. Vielleicht war ihr weiblicher Stolz so abgrundtief, daß kein psychologisches Senkblei ihn ergründen konnte ...

„Melanie!“ seufzte er leise. Sie war offenbar aus der Tante Zimmer in das ihre gekommen, das neben dem seinen lag: auf ihren Teil des langen Balkons fiel jetzt ein Lichtschein durch ihre offene Tür, ein schwächerer durch das verhängte Fenster. Achim sehnte sich, ihr zu zeigen — noch heut — sogleich —, daß er trotz alledem noch der alte war. Wirklich von ihr lassen? Nein, nein! „Das Dauernde im Wechsel!“ murmelte er vor sich hin; es war wohl nicht sehr logisch gedacht, aber warm gefühlt. Sollte er sie anrufen, oder bei ihr klopfen? — Eh er sich noch entschlossen hatte, erschien sie in ihrer Tür und trat auf den Balkon hinaus. Es überraschte sie offenbar, ihn zu sehn. „Sie sind hier?“ sagte sie.

Er nickte. Er blickte sie mit weicheren Empfindungen an, als sie ahnen mochte. Ihre stille, edle Erscheinung, in dem ungewissen Licht jetzt, rührte ihn; keine pomphafte Wohlgestalt wie Lea, aber die rechte Hülle einer vornehmen, innigen, liebevollen Seele, die nicht prunken, nicht herrschen, die nur wohltun will. Er hätte ihr ab-

bitten mögen, was er in diesen zwei Wochen durch sein „Leafieber" an ihr gesündigt hatte ... „Ja, ich bin hier," erwiderte er; ihm war's noch wie ein Nebel, was er sagen sollte. „Ist Ihre Tante zu Bett gegangen?"

„Ja, Sie wissen, das tut ihr gut. — Wie still die Fahrstraße schon ist. Man sieht keinen Menschen."

„Man sieht keinen Menschen. — Die Tage werden schon so viel kürzer. Natürlich. — Ganz natürlich. — — Liebe Melanie!"

„Was?"

„Ich will Sie schon lange etwas fragen; das heißt, seit drei Wochen. Es war vor drei Wochen, bei unserm Wiedersehn in Berlin — das so traurig ausfiel —"

„Nun? Was war da?"

„Da sprach ich nachher von dem Band, das uns trotz all der — Dummheiten doch zusammenhält; und meinte, es soll unzerreißbar werden; und —"

„Nun, und?"

„Dann schüttelten Sie den Kopf, sagten: ‚Sommerfäden. Mariengarn'. Weiter nichts. — Liebe, gute Melanie. Was haben Sie damit gemeint?"

Sie sah ihm in die Augen und lächelte; so klug und so fein lächelt doch nicht bald jemand! dachte Achim. „Lieber Freund — warum fragen Sie mich das erst jetzt?"

„Warum ich —"

„Sie konnten es ja a l l e T a g e tun?"

„Ich — ich wollte nicht. Oder auch — — ich weiß nicht. Man denkt ja oft: es wird schon die Gelegenheit kommen — da findet sich's. — Was heißt das: Sommerfäden?"

„Was das heißt?" — Melanie lächelte noch, aber es

war nun anders, ernster. „Es heißt zum Beispiel: Lea von Ahlfeld.“

„Entschuldigen Sie — das versteh' ich nicht.“

„Verstehn Sie das wirklich nicht? — — Ich wollte damals sagen: wenn Sie von einem unzerreißbaren Band zwischen uns träumen, das wird's niemals geben; das ist ein Wahn, lieber Freund. Unser Band ist wie die flatternden Sommerfäden — oder Herbstfäden eigentlich — die im September und Oktober über die Lande ziehn. Die glänzen so schön in der Sonne, nicht wahr; und schlingen sich so fest um den Menschen, und von einem zum andern. Aber daß sie das Gegenteil von unzerreißbar sind, na, das wissen Sie.“

„Melanie! Warum glauben Sie, zwischen uns ist es so?“

Ihre schönen, geschwungenen Brauen gingen hoch, ihr rechter Mundwinkel zitterte ein wenig. „Diese Frage — heut abend — hier, in den Vier Jahreszeiten — könnt' man drollig finden. Ich will aber nur sagen: warum sollt' es auch nicht so sein? Sommerfäden sind ja schön; nur nicht dauerhaft. Und was ich in unserm Fall Sommerfäden nenne — wie viel Gutes haben wir davon gehabt. Wie viel Gutes können wir noch davon haben! — Bis der Winter kommt. Na, dann ist's aus.“

„Dann ist's —“

„Warum soll's nicht aus sein? So viele schöne Dinge sind ja für ein kurzes Leben gemacht. Vielleicht alle schönsten! — Ich will nur den Wahn nicht, verstehn Sie. Ich kann das Sichtäuschen und Sichverblenden nicht leiden; — wenn ich auch in Ihren Augen eine in Märchen lebende Schwärmerin bin.“

„Melanie! Teure Melanie!“

Sie lächelte wieder. „Wissen Sie, was ich eben fürchtete? Sie würden sich versprechen und sagen: teure Lea!“

„Hm! — Damit machen Sie mich freilich stumm.“

„Sehn Sie wohl —!“

„O nein, Lea — Melanie — so nicht. Nur für einen Augenblick machten Sie mich stumm! — Ich hab' allerdings in diesen vierzehn Tagen gezeigt, daß ich — — daß ich noch sehr jung bin —“

„Und damals, in Berlin, nannten Sie sich alt!“

„Nein, Melanie; ich nannte mich dann ‚noch zu jung, um nicht mehr töricht zu sein‘. — Ach, mir ist heut abend so — reuig, so zur Vernunft gekommen zu Mut! Sehn Sie, bei den schwarzen Bergen da — und bei dieser stillen Nacht — nur am Bahnhof da unten, da pfeifen sie — bei unsrer alten Freundschaft, Melanie, das ist schon ein hoher Schwur — ich bin in meinem Innersten nicht verändert! Ich bin noch der Achim! — Lea von Ahlfeld — Sie kennen sie ja selbst. Was mir an ihr so gefällt, na, das wissen Sie. Die Urwüchsigkeit, die Schneidigkeit —“

„Und das ‚prachtvoll gebaute‘ Rasseweib!“

Ah, dachte Achim, sie ist doch eifersüchtig! Es war ihm eine Art von Trost, eine Hoffnung.

„Ich geb' alles zu,“ fiel er ihr ins Wort. „Und dann, daß sie so viel meiner Meinung ist; das schmeichelt uns Männern, das wissen Sie. Ihnen geht's nun eher umgekehrt! Darum mögen Sie sie wohl nicht. Für Ihre friedlichen Ideale, Ihre Zukunftsträume hat sie keinen Sinn —“

„Den haben Sie ja auch nicht!“

„O doch. Im tiefsten Herzen hab' ich ihn; nur sind

mir das so ferne Zeiten — für andre Menschen als wir. Lea von Ahlfeld will nichts davon. Und wie sie überschäumt von Kraft, von Willen zum Leben. Alles, was Entsagung heißt, Resignation, Ausgleichung, allgemeine Menschenliebe — ‚Seid umschlungen, Millionen‘ — wie hat davon einmal der große Bismarck gesagt? ‚Eine Schneiderphantasie!‘ — das alles versteht sie nicht, oder es widert sie an. Wo Kraft ist, da soll Wille sein! Wo Wille ist, da soll was geschehn! Und so muß es auch Herrschende und Beherrschte geben; alles gleich — ein Unsinn. Und weil Gott die Deutschen so klug und so tapfer und so groß geschaffen hat, sollen sie auch herrschen!"

Zum ersten Mal zog ein erregtes, etwas bitteres Lächeln um Melanies ausdrucksvollen Mund. „Sehn Sie, wie gut Sie's jetzt haben: Sie können durch Lea hindurch mit mir streiten. Sie brauchen nur alles zu sagen, was Lea sagt, und vernichten mich!"

„Erlauben Sie; das ist witzig, aber — — Ich will gar nicht streiten, will Sie nicht vernichten. Aber ich höre ja aus allem heraus, was mich an Ihnen überrascht, was mich wundert: Sie sind eifersüchtig!"

Melanie warf den plötzlich verfinsterten Kopf zurück. „Ich eifersüchtig? — Auf wen? Auf das Rasseweib? Da muß ich doch bitten, verschonen Sie mich mit so einer Zumutung. Es ist durchaus unter meiner Würde, auf —"

Sie mochte nicht weitersprechen, mit einer wegwerfenden Gebärde brach sie ab.

„Unter Ihrer Würde? Warum?"

„Hübsch, daß Sie noch fragen. Weil diese Dame, Ihre Lea —"

„Meine Lea! Aber Melanie —!“

„Bitte, nicht so laut. Am Balkon liegen auch noch andre Zimmer, und von unten kann man —“

„Neben mir wohnt zwar jetzt niemand,“ sagte Achim leiser; „und unten ist alles still. Aber wie Sie befehlen! Sehr wohl! — Also es ist unter Ihrer Würde, weil diese Dame —“

„Weil sie zwar eine Schönheit, eine ‚Häuptlingstochter‘, wie Lindeck sagt, eine große Sportdame, aber doch — ganz ehrlich herausgesagt — aber doch nicht meinesgleichen ist! Sie reitet, sie jagt, sie radelt, sie schwimmt auch, alles first rate, berühmt dafür; sie exzelliert im Tennisspielen, im Schlittschuhlaufen. Aber Sie müssen schon erlauben, daß mir das nicht viel mehr als ein Athlet im Zirkus ist! Sowie die Kunst und das Gute und das Edle kommt, da ist's aus mit ihr. Mit ihrem schlechten Singen fängt's an, mit ihrem schlechten Herzen hört's auf!“

„Aber Melanie! Melanie! Ich staune nur. Ich bin außer Fassung! — Dieser Ausbruch — plötzlich — nachdem Sie all diese Tage kein Wort —“

„All diese Tage hab' ich geschwiegen — so still wie die Wand da — aus — aus Freundschaft für Sie. Ich will ihn nicht stören, nicht kränken, nicht reizen, dacht' ich; er wird zur Besinnung kommen, er wird's selber fühlen. An eine Lea von Ahlfeld verliert sich ein Achim von Wittich nicht! — Aber nun seh' ich ja, wie es steht. Sie haben den Mut, sie vor mir zu preisen — in dem Augenblick, wo Sie mir mit Ihrer weichen Stimme beteuern, daß Sie noch der Achim sind. Sie feiern sie; ihre überschäumende Kraft, ihre starken, herrlichen Gesinnungen.

Und Sie tun mir die Schmach an, mir zu sagen, daß ich auf diese Athletin eifersüchtig bin!"

„Aber Melanie!" Er rang die Hände. Er streckte seine langen Arme aus. „Sie zeigen es ja in jedem Wort. Sie beschimpfen, Sie beleidigen eine junge Dame, die hier in unsrer Gesellschaft ist — die kein Engel, aber auch kein Teufel ist — ‚ihr schlechtes Herz', sagen Sie. Sagen das von einer Dame, die ich mit aller Mäßigung, aber als ihr Ritter in Schutz nehme —"

„Sie mit aller Mäßigung? Wenn Sie mir einen Vortrag über ihre großzügige Weltanschauung halten? Und wie Ihre Augen dabei feurig wurden... Leas Weltanschauung! Eine Soldatentochter. Sie haben ruhig dabeigesessen, wenn sie mit ihrer lauten, vorlauten Stimme über alles, was mir heilig ist, herfiel; wenn sie von hysterischen, bleichsüchtigen Frauenzimmern sprach, die alle Mannhaftigkeit aus der Welt hinauswinseln, eine Universalanstalt für gegenseitiges Mitleid aus ihr machen wollen —"

„Das hat sie nicht gesagt! Hat sie nie gesagt!"

„Vielleicht mit etwas andern Worten. Oder wenn sie gestern — ja, gestern war's — wenn sie jeden einen schlechten Deutschen nannte, der nicht —"

„Mit dem hatte sie recht, was sie gestern sagte!" fiel ihr Achim ins Wort, in seiner ganzen Länge aufgerichtet.

„Ah! — O Gott! — Sie hatte recht mit dem, was sie gestern sagte?"

„Ja, sie hatte recht!"

„Nun, dann sag' ich Ihnen: ich will lieber eine schlechte Deutsche als so ein kerndeutsches Kraftweib ohne ein warmes Ideal in der Brust, ohne Menschenliebe, ohne

weibliches Zartgefühl, ohne Frömmigkeit des Herzens sein! In einer Welt, wie Lea von Ahlfeld sie will, möchte ich nicht leben! In einer Welt, wo es viele solche Kraftweiber gibt, möchte ich nicht leben! Ja, lieber noch in einer Universalanstalt für gegenseitiges Mitleid als in einem Deutschen Reich von hundert oder fünfhundert Millionen, wo die Leas und ihre Freunde herrschen!"

Achim lächelte; das Lächeln verzerrte aber sein gutes, hübsches Gesicht. „Sie haben's ebenso gut wie ich: durch diese verhaßte Lea hindurch können Sie mit mir streiten und mich, als einen ihrer Freunde, vernichten!"

„Ich bedaure Sie nur, wenn Sie einer ihrer Freunde sind —"

„Verachten mich wohl gar!"

„Hab' ich das gesagt?"

„Sie wissen, der Ton macht die Musik. Ja, diese Ihnen verhaßte Lea, ja, sie hatte gestern recht, als sie Ihnen sagte: der ist ein schlechter Deutscher, der als sogenannter friedlicher Anarchist in diesen unsern Zeiten den idealen Zukunftsbrei predigt und Regierung, Ordnung, Staatsgewalt, so gut er kann, unterwühlt. Denn gerade wie die Deutschen sind, die so gern nicht gehorchen und der eigenen Nase nachgehen, ist das ein vaterlandsmörderisches Beginnen!"

„Also gut; Sie haben gewählt." Melanie trat in ihre Tür zurück. Ihre Schulter lehnte sich an den Pfosten an. „Hier ist die schlechte Deutsche und dort in der Dependance ist die gute," sprach sie so kalt weiter, daß es ihn überlief. „Haben Sie mir sonst noch was zu sagen?"

„Melanie!"

„Ob Sie mir sonst noch was zu sagen haben?"

Es ging ihm wieder kalt über den Leib; so einen schneidenden, aufreizend zurückstoßenden Ton hatte er noch nie von diesem „Engel" gehört. Ihm stieg plötzlich alles Blut ins Gesicht. Ein wilder Grimm stieg mit hinauf. „Ob ich Ihnen sonst noch —? — O ja! Ich möchte noch bekräftigen, was diese — diese Lea gestern sagte — was sie sehr, sehr richtig sagte: daß vielleicht Geister ohne Materie, sogenannte Engel, die nicht wie wir erdgeborenen Stoffmenschen und Kraftweiber essen, verdauen, sich fortpflanzen müssen —"

„Bitte, bitte!" Melanie hob eine Hand.

„Daß die so schön ‚anarchisch' leben können, in eurem staatlosen Paradies! — Und was sie dann über den ewigen Frieden sagte: Wenn wir den hätten, was würde draus? Bei uns lauter Professoren und alte Jungfern —"

„Bitte, bitte!"

„Und Vereine zur Abtötung überflüssiger Lebenskraft!"

Melanie zitterte. „Was Sie weiter noch sagen möchten, sagen Sie der Lea. Ich hab' genug. Gute Nacht!"

Sie trat in ihr Zimmer und schloß die Tür hinter sich zu, ließ den Vorhang nieder.

* * *

Am zweitnächsten Abend saß Erich Krieger oben in seinem Dichterzimmer; eine Lampe brannte auf dem Arbeitstisch. Er saß am Klavier, das auch noch von des Vaters Zeiten her in dem Zimmer stand; der hatte viel darauf gespielt, auch dies und das selber phantasiert und für sich und die Seinen in Noten gesetzt. Erich hatte dem

Pianino mehr aus Pietät seinen Platz gelassen; er hatte mehr Musik im Herzen als in den Händen; dann und wann schlug er sich ein paar Lieblingsmelodien an; so auch jetzt. Durch das noch offene Fenster hörte er gedämpftes Sprechen: Seraphine war wieder einmal unten bei der alten Kreszenz, die mit ihrer zutraulichen Wichtigkeit und Nachdenklichkeit schwatzte. Fast eine Woche hatte er selber Sera nicht gesehn. War sie kühler gegen ihn geworden? Oder hatte sie nur Launen wie der wechselnde Mond? „La donna è mobile“... Er suchte die Melodie im Kopf und auf den Tasten, konnte sie nicht finden.

Aus einer Versunkenheit weckte ihn dann Klopfen an der Tür; unter ihm war es still geworden, ihm unbewußt. Er rief mechanisch: „Herein!“ Seraphine trat ins Zimmer. Sie hatte ein schwarzes Schleiertuch nach italienischer Art um den Kopf gelegt; es stand ihr wunderbar gut. Sie war blaß, aber so schön wie je; mit dem wehmütig madonnenhaften Ausdruck, den Erich schon kannte, zweimal oder dreimal hatte er sie so gesehn. Sie nickte ihm zu, doch anders als sonst. Er nahm ihre Hand.

„Guten Abend,“ sagte sie weich. „Wenn ich Sie störe, so bin ich sogleich wieder draußen; ich wollt' Ihnen nur noch Guten Abend sagen. Kreszenz geht schon schlafen, sie hat morgen, ich weiß nicht was. Ich wär' fortgegangen, ohne Ihnen in die Tür zu fallen; aber da ich Neuigkeiten hab', die Sie interessieren werden —“

„Warum wollten Sie so fortgehn?“ unterbrach er sie.

„Was liegt Ihnen an mir? — Ich war aber heut nachmittag bei Lindecks, da hab' ich allerlei gehört. Ob Sie's wohl erraten? — Nein, richtig, Erraten ist nicht Ihr Talent. Herr von Wittich hat sich gestern mit Fräulein

Lea von Ahlfeld verlobt, mit der Zimbern- und Teutonentochter."

„Wahrhaftig?"

„Ein Staatssekretär des Äußern hat es mir verkündet. Frau von Lenk, die schon nicht recht wohl war, ist darüber krank geworden, wenigstens liegt sie heut fest im Bett; Fräulein Melanie, die Idealistin, pflegt sie. Und Herr von Wittich ist mit seiner Lea und dem ewig jungen General heut abgereist, man weiß nicht wohin."

Erich stand vor Seraphine, sah auf ihren schwarzen Schleier, ihr rötliches Haar, schüttelte den Kopf. „Nicht mit Fräulein Melanie verlobt, sondern mit der andern — der Schneidigen, der Verführerischen!"

„Verführerisch. Lieben S i e sie a u ch?"

Er warf das durch eine stumme Bewegung von sich.

„Können Sie überhaupt lieben?"

„So ähnlich haben Sie schon einmal gefragt. Tut man solche Fragen? Ich kenn' das nicht. — Aber was ist I h n e n denn heut geschehn? Sie schaun so wehmütig drein."

Sie antwortete zunächst nur durch einen Seufzer; der war aber lang und tief. Dann lagen plötzlich ihre Augen auf ihm — so hatte er sie vielleicht noch nie gesehn. Diese Augen mit der Farbe, die es nicht gibt, zwischen Blau, Grau und Grün, jetzt waren sie ganz wie Nixenaugen, fremd, kalt und heiß — flehend, fordernd — berückend — unheimlich. Als sie dann langsam zu lächeln anfingen, war's sogar, als blicke eine schöne T e u f e l i n heraus. Liebe oder Haß oder beides? — Er sah fest hinein, er konnte auch nicht los, sie hielten ihn; es rieselte ihm aber etwas den Rücken hinab. Es kam bis zu den Fersen; da erstarb es dann. Was will sie von mir? dachte er.

„Ich will Ihnen vorspielen, was mir ist," antwortete sie endlich; ihre Augen gaben die seinen frei, sie ging ans Klavier und setzte sich. Zuerst mit einer Hand, dann mit beiden spielte sie die Mendelssohnsche Melodie des Volkslieds:

Es ist bestimmt in Gottes Rat,
Daß man vom Liebsten, was man hat,
Muß scheiden.
Wiewohl doch nichts im Lauf der Welt
Dem Herzen, ach, so sauer fällt
Als Scheiden!

Sie spielte so schmerzlich, traurig, wie er nicht geglaubt hätte, daß sie spielen könnte. Ihre glühenden Lippen — jetzt glühten sie — bewegten sich leise, als sprächen sie den Text dazu; sie blieb aber stumm. „Verstehn Sie, was das heißt?" fragte sie dann, ohne ihn anzusehn.

„Sera!" sagte er, wider Willen ergriffen. „Sie gehn wirklich fort?"

„Gott, wie klug Sie sind. Ja, wenn kein Gott und kein Mensch mich hält, dann geh' ich nun fort! Wenn ich auch kein Cäsar bin — der Würfel ist gefallen. Prinzessin Christiane hat im Namen des Vaters und der Tochter gesprochen; das heißt, einen schönen Brief geschrieben hat sie. Denken Sie, ich bin eine Dame, auf die man hohen Wert legt! Und — und so weiter. Ich will Sie nicht schamrot machen, daß ich eine so wichtige und angenehme Persönlichkeit bin und Sie haben es nicht gewußt. Darum sag' ich nichts mehr. Ich muß mich nun aber entscheiden! So steht's!"

„Sie können Ihren Vater verlassen?"

„Ach, was kann man nicht. Wenn man m u ß. Wenn ich alles a n d r e kann..."

Sie stand auf. Sie trat zu ihm; mit sonderbar schwebenden oder federnden, katzenhaften Schritten. Ihre Augen lagen wieder auf ihm. Sie lebten so, als sprächen sie. Verstehst du nicht? schienen sie zu sagen. Ich soll dich verlassen. Hast du denn kein Herz? Ich will bei dir bleiben. Ich will tun, was du willst. Aber wenn du mich nicht willst, dann hüte dich! Ich kann hassen, hassen! — Aber nein, ich fleh' dich an. Gott im Himmel, ich liebe dich!

„Kann Ihr Vater denn ohne Sie leben?" sagte Erich endlich, um ein Wort zu sagen. „Wenn er so schwach und elend ist."

„Ach, mein Vater, mein Vater. Der will selber, daß ich geh'. Der wird seine Pflege haben. — Mein Vater! Was der sich jetzt wohl dächte, wenn er mich hier sähe. ‚Was tut sie denn noch bei Erich Krieger? Warum kommt sie nicht nach Haus?' — — Werfen Sie mich hinaus, Erich. Ich komm' nicht allein hinaus. Es hält mich hier fest; ich bin wie gebannt. Hier ist die Poesie — und draußen die kalte Welt! — Ach, ich möcht' hier sterben; dann wär' die ganze Frage gelöst. Einen glücklich machen und dann sterben; wie schön. Ihn wahnsinnig glücklich machen! Das könnt' ich! — — Ich bin verrückt. Verrückt. — Haben Sie noch ein bißchen Geduld. Ich will mich zur Ruhe spielen, mich vernünftig spielen, dann geh' ich!"

Sie trat wieder ans Klavier. Im Stehen schlug sie auf die Tasten; dann setzte sie sich und spielte ein wild traurig beginnendes Stück. Erich kannt' es nicht. Es schien ihm ein Chopin zu sein. Sie spielte es aber so heiß, so leidenschaftlich, daß es wohl etwas andres wurde,

als der Meister gewollt hatte. Jetzt zu weich, jetzt zu hart! dachte er. — Warum muß sie spielen? Ist das wirklich nur innere Herzensnot, oder Plan, Berechnung? auf m i c h?

Es war bald zu Ende. Seraphine drehte sich herum, legte ihre Arme auf die Stuhllehne und sah ihn an. Ihre Wangen glühten, fast zu stark. Ihr brennender Blick schien zu fragen: Kann man denn so scheiden? Ist's möglich? — Er schwieg. Ihm war beklommen, schwül zu Mut. — „Ach, das hilft mir alles nicht. — O, wie ist das schrecklich dumm, wenn man so wehrlos ist!"

Ihr fiel etwas ein: im Winter hatte ihr ein Maler gesagt, das war in Berlin: „Sehn Sie, wie interessant auch Ihre Augen sind, Sie sind doch am schönsten, wenn Sie sie zumachen und den Kopf zurücklegen und sich nicht rühren; als schliefen Sie. Da kriegen Sie so ein edles, rührendes Gesicht!" — Sie setzte sich anders, lehnte sich zurück, so daß der Nacken, der Hinterkopf auf der Stuhllehne lag, das Gesicht nach oben. Sie schloß die Augen. „Erich," sagte sie, „lieber, guter Erich, haben Sie noch ein paar Minuten Geduld mit mir? Ich such' mich zusammen. Ich hab' mich bald. — Ach, Sie sind so gut. Sie sind himmlisch gut. Ich bin nicht so gut; aber ich glaub', Sie könnten einen Engel aus mir machen. Ja, wahrhaftig, das könnten Sie! — — Erich!"

Er trat etwas näher. „Was soll ich?"

„Nichts. Ich bin kindisch. Ich wollte nur noch Ihren Namen sprechen, zu Ihnen. Das kann ich nun bald nicht mehr! — Erich! Erich! Erich!"

Sie wiederholte es immer leiser, zuletzt hauchte sie's wie einen Seufzer hin. Dann lag sie still, wie im Schlaf.

Erich ging im Zimmer umher; er verlor die Ruhe. Er kam zum Fenster und starrte in die halbdunkle Nacht hinaus; Wolken zogen über die Sterne weg, die einen getrübten Schimmer hatten. Feucht schien die Luft. Ist's auch draußen schwül, dachte er, oder nur in mir? — Er ging wieder auf und ab, an Seraphine vorbei. Dieses schöne Weib mit den glühenden Wangen in seinem Zimmer, um diese Stunde — in der tiefen Stille — und als schliefe sie. Als gehörte sie ganz zu ihm! — So ein altrömischer Charakterkopf wie der alte Cato, sagte etwas in ihm, der bin ich ja nicht. Ich hab' Fleisch und Blut! — Wie liegst du da. Einen glücklich machen... Wahnsinnig glücklich machen...

„Warum gehn Sie so rastlos herum?" fragte Seraphine plötzlich. „Wie der Löwe im Käfig?"

Er blieb stehn. „O wie schmeichelhaft!" — Er zupfte an seinem Hemd, strich sich hinten rechts und links durch das üppige Haar. Leise nähertretend betrachtete er sie mit großen, nun doch auch erglühenden Augen; neigte sich ein wenig; ihm war, als ob er den Naturduft ihres schönen Haars, die Wärme ihrer Wangen fühlte. Wenn ich dich nun küßte! dachte er. Einmal! So als Herrenrecht! — Aber wenn ich sie küsse, so umklammert sie mich. Und wie endet's dann? — Liegst so friedlich da — aber in dir ist Höllenspuk. Ich weiß, was du willst! Mein willst du werden, heut nacht — damit ich morgen dein werd'. Ich bin ja „der himmlisch gute Mensch", und ein Ehrenmann. Wenn eine Seraphine von Mohrmann sich mir hingegeben hat, kann ich sie nicht mehr verlassen, ich nicht! — Fühlst du's jetzt, daß ich dich durchschau'? Oder denkst du nur: Warum küßt er mich noch immer nicht?

— Nein, er küßt dich nicht. Du bist die Eva und die Schlange. Die Urgefahr. Ich verfall' dir nicht. Prinzessin Anna! Steh du mir bei. Süße, reine Unschuld du!

Er sah jetzt keine Sera mehr, die Weißgekleidete von der Salletalp mit den träumenden Augen stand vor ihm. Er schloß die seinen, um sie besser zu sehn. Eine Art von Wonne kam in seine Brust. Alles andre verging. In Seras Arme nicht! Sera nicht!

Es rauschte und zitterte etwas durch das Zimmer; Seraphine erschrak und sprang auf. „Was ist?" fragte sie verstört.

Eine Fledermaus war durch das offene Fenster hereingeflogen; sie fuhr jetzt an der Decke und den Wänden hin, flatterte im Zickzack umher. Als Seraphine sie entdeckt hatte, stieß sie einen Schrei aus und floh zum Klavier, lehnte sich daran. „Eine Fledermaus!" rief sie.

„Na ja. Weiter nichts. Sind Sie furchtsam?"

„Ich bin sonst nicht furchtsam; aber Fledermäuse — greulich! Sie fliegen ja den Frauen in die Haare, sagt man, und man wird sie nicht wieder los."

„Unsinn! Man wird sie bald wieder los."

„Jagen Sie sie fort! Jagen Sie sie fort!"

„Sie will ja gern selber hinaus, sie find't nur halt den Ausweg nicht. — Wart, ich helf' dir, Maus!"

Erich nahm die Lampe und stellte sie in das offene Fenster. „So, jetzt gehn wir so weit vom Fenster weg, wie wir können, ins Eck; und stehn still und schreien nicht." Er führte Seraphine an der Hand bis zum Winkel, wo die Geweihe und die ersten Lorbeerkränze hingen. „Nur Geduld! Wird bald draußen sein!"

Seraphine ließ seine Hand nicht los. Sie heftete

wieder die etwas erblaßten Augen auf ihn. Ein letzter Versuch! dachte sie, die Zähne im Zorn zusammendrückend. Aus der wirklichen Bangigkeit ward nun die gespielte. „Sie fliegt mir ins Haar!" rief sie aus, da die Fledermaus noch immer umhersauste, und lehnte sich an Erich an. „Da ist sie!" rief sie wieder, schrie auf, schloß die Augen, und wie ohnmächtig sank sie ihm an die Brust.

„Aber Seraphine! Seraphine!" sagte er sehr verwundert, scheltend. Er runzelte die Stirn. „Sind Sie so ein Kind?"

„Ich bin ein Weib — ein Weib," antwortete sie mit schwacher Stimme. „Nun ja doch — ein schwaches Weib. — O Erich!"

Sie lag in seinem Arm, er mußte sie halten. „Erich!" hauchte sie. In dem flüsternden Ton lag alles. Tu mit mir, was du willst! Ein schwaches Weib, ich wehr' mich nicht!

„Sie ist hinaus," sagte er kalt. „Sie können wieder zu sich kommen." In ihm war's wie tot, kein Verlangen mehr. Er richtete sie langsam empor. Plötzlich schnellte sie von ihm hinweg, riß die Augen auf.

Welch ein Blick! So einen Spiegel der Seele, so viel Haß und Wut hatte er noch nie gesehn.

Ihn durchfuhr ein Grauen; er verlor aber die Ruhe nicht. „Schaun Sie, die arme Kreatur ist fort. Ihren Haaren ist nichts geschehn!" Er ging zum Fenster, nahm die Lampe und stellte sie wieder auf den Arbeitstisch.

Sie erwiderte nichts. Sie trat vor den Spiegel, der zwischen den Fenstern hing, und legte ihren Schleier zurecht, der sich bei der „Ohnmacht" verschoben hatte.

„Wollen Sie schon gehn?" fragte er. — „Ja, es ist wohl spät."

Nach einer tiefen Stille sprach sie ihm nach: „Ja, es ist wohl spät. — Sie haben ja wohl immer recht.“ Sie wandte sich ab und ging zur Tür.

„Soll ich Sie begleiten?“

„Wozu? Das haben wir ja nie getan. Die hundert Schritte! — Also gute Nacht.“

„Gute Nacht!“

Sie ging.

* * *

Erich saß wieder am Klavier. Er war ein weicher und, wie wir sagen, ein guter Mensch; Engelsgüte hatte er nicht — wer von uns „Staubgeborenen“ darf sie auch von sich oder andern verlangen? — aber ein menschenliebendes und vielverstehendes, gern entschuldigendes Herz. Ihm kam aber doch das Grauen wieder, das er vorhin, als ihn Seras Hassesblick traf, abgeschüttelt hatte. Warum hassen, weil Liebe nicht erwidert wird? Gibt man Liebe wie Geld und Gut? Und selbst wenn Geld und Gut nicht gegeben wird, wie's der andre möchte, darum grimmig hassen? — Es hatte etwas Teuflisches in dem Blick geglüht, wilde Rachsucht, Vernichtungswut des beleidigten Ich — seiner Seele fremd.

Mein Herz, dachte er, konnte doch schon darum nicht für dich erwarmen, weil es an diesem holden Fürstenkind hing. Ach du holdseliges Bild — Anna — Anna — es tat ihm wohl, sie so bei ihrem Namen zu nennen — könnt' sich auch nur ein Hauch wie Haß in mir rühren, wenn du wüßtest, was ich fühle, und deine Kälte mir sagte: ich kann's nie erwidern!?

Zwar ein Fürstenkind... Schon ein andrer Fall. O du wunderliche Welt! „Fürstenkind.“ Warum ist

das so? Was zuerst Wille und Werk der Natur war: die ersten adligen Menschen — höher gestimmt, mit Herrschkraft begabt, mit Herrschklugheit auch — warum hat sich das so verhärtet und versteinert wie die Kohlengebirge und Koralleninseln? Immer neue lebendige Menschen — wohl — aber nicht mehr adlig durch den Willen der Natur, sondern durch den versteinerten Brauch. Blutserbschaft! Nun ja doch. Was sich leicht vererbt, was sich durch Erziehung steigern läßt, das äußere Gebaren, der Stempeldruck der Vornehmheit, Selbstgefühl, Herrschlust, das setzt sich wohl fort. Aber was die Ahnen zu den Ahnen machte, wo ist das geblieben? — Geburtsadel — Geistesadel. Ja, wenn die zwei immer wieder zusammenkämen, in jeder fürstlichen Brautnacht miteinander Hochzeit machten, da gäb's in den hohen Häusern immer hohe Menschen. Aber so macht sie's nicht, die immer Neues wollende, könnende Natur! Sie geht andre Wege. Sie läßt die Höhen stehn und steigt in die Tiefen; sie streut Geistesadel, Seelenadel aus, wo es ihr gefällt. Den Nachkommen ihrer ersten Lieblinge raunt sie in die Ohren: ihr habt den Namen, das ist schon viel. Glaubt nur auch an euch selbst, dann glauben wohl auch die andern an euch!

Ach, dachte Erich, der sich ganz in seinen Annamärchentraum versenkte, um die widrige letzte Stunde zu vergessen, glaubst du süße „Hoheit" auch so stolz und blind an dich selbst? — Nein, ich kann's nicht denken. „Eine halbe Republikanerin" nannte diese Sera dich, als sie zuerst von dir sprach. „Die hat Ideen und Ideale — Sie würden staunen!" — Und hab' ich dich nicht selber gesehn? Kann das alles lügen? Als hätte die Natur sich einen Festtag

gemacht und gesagt: jetzt will ich einen wahren, echten, süßen M e n s c h e n schaffen! Und sie nahm den erprobtesten Geburtsadel und den feinsten Seelenadel, ließ sie Hochzeit machen ...

Es ging ihm wie schon so manchen Abend und so manche Nacht: seine Phantasie spannte die Flügel aus, wenn sein Gemüt nach Befreiung lechzte, und trug ihn in eine andre Luft. Diesmal war's die M ä r c h e n luft; es wuchs ihm ein lockeres Gespinst zusammen, in dem seine Gedanken lebendige Geschöpfe wurden und seine Sehnsucht lieblich gestreichelt und getröstet ward. „Das F ü r s t e n k i n d und der S ä n g e r"; die beiden sitzen am Meeresstrand und schauen traurig über die öde Flut, denn sie sind sich gut und sollen voneinander scheiden: sie ins Fürstenschloß, er in seine Hütte am Berg. So will's das Gesetz! — Da kommt ein Schiffchen herangefahren, darin sitzt ein eisgrauer Mann; der schaut sie an und lächelt und spricht: „Es ist nicht so schlimm. Wollt ihr mit mir fahren? Ich bring' euch übers Meer in ein Land, da könnt ihr euren Frieden finden und auch euer Glück!" — Wer bist du? fragt der traurige Sänger. „Ich bin älter als das Gesetz." — Wohin willst du uns fahren? fragt das traurige Fürstenkind. „In das S e e l e n a d e l s l a n d. Steigt nur ein!"

Sie steigen ein; eh der Abend sinkt, sind sie dort. Als sie landen wollen, stehn viele Menschen am Ufer; einer ist der König, der hat einen langen, schneeweißen Bart, aber ein rosig frisches Gesicht, und auf dem Kopf statt der Krone einen Rosen- und Eichenkranz. „Wohin wollt ihr?" fragt er. In das Seelenadelsland, antwortet der Sänger. — „Dahinein kommt niemand, als wer Ahnen

hat. Wie viel Ahnen hast du?" — Der Sänger schüttelt verwundert und traurig den Kopf. Wird auch hier nach Ahnen gefragt? Ich hab' keine Ahnen. Darum sind wir ja von Hause fort!

„Du verstehst mich nicht," sagt der alte König und lächelt, wie der eisgraue Mann gelächelt hatte. „Wie viel Seelenadel hast du? Hier wird nur nach dem gefragt und nach keinem andern. Es kommt aber niemand herein, der keinen Seelenadel hat. Ich bin hier der König, weil ich die meisten Ahnen habe; hätt' ein andrer mehr, so wär' er's. Lauter Seelenadelsahnen hat keiner; wohl dem, der ihrer viele hat! — Nun, so sag, wie steht's mit dir?"

„Guter König," sagte der Sänger, „davon weiß ich wenig; denn danach wird bei uns nicht gefragt. Ich kann dir nur sagen, daß ich einen edlen, guten Vater hatte; und der hat mir von seiner guten, edlen Mutter erzählt. Weiter weiß ich nichts."

„Und du selbst?"

„Ich hab' mich bemüht, so lang' ich lebe, ein edler und guter Mensch zu werden. Wie weit ich's gebracht — da frag andre."

Der König schaute das Fürstenkind an: „Gut, so frag' ich dich."

Da leuchteten ihre Augen und sie sagte: „Der hat Seelenadel, o wie viel. Darum bin ich ja mit ihm in die Welt gegangen, aus dem Land meiner Ahnen fort!"

„Und du?" fragte der König.

Sie senkte die Augen: „Ich bin ein Fürstenkind und weiter nichts. — Aber wenn ich hier dann nicht leben darf, so laß mich hier sterben; denn ohne den leben kann ich nicht!"

Da lächelte der König zum zweitenmal: „Fürstenkind, sei ruhig. Mir sagt jedes Wort, das du sprichst, du hast Seelenadel. Du hast mehr als genug! — Steigt ans Land, ihr beide. Wetteifert bei uns, wer von euch mehr Ahnen hat. Wir wetteifern alle. Wer hier die meisten Ahnen hat, hat die meiste Liebe!" — —

Es war schwüler geworden, hinter dem Watzmann war Wetterleuchten. Die alte Kreszenz konnte nicht schlafen; sie stand auf, trat ans Fenster. Sie sah einen Lichtschein auf den Bäumen, der konnte nur aus Erichs Zimmer kommen. Sie schaute auf die Uhr; nach Mitternacht! — Ihr alter Kopf schüttelte sich. So spät in die Nacht hinein, das taugt ja nix! — Ob sie sich nicht täuschte? Sie warf etwas über, der alte Hausgeist, und stieg sacht die Treppe hinauf. Oben fiel ihr der Lichtschein durch den Spalt unter Erichs Tür entgegen; das alte Haus hatte viele solche Spalte. Sie horchte und hörte Erich halbsingend murmeln, wie so oft, wenn er an einer Dichtung schrieb. Mein! dachte sie, grantig mütterlich. Muß er so a Nachtvogel sein! Das viele Denken und Ölverbrennen. Wann der Mensch doch schlafen soll, wozu schreibt er noch?

Drittes Buch

Im Herbst hatten Achim von Wittich und Lea von Ahlfeld sich vermählt; im nächsten Frühling kamen sie aus Italien und Griechenland, von ihrer verlängerten Hochzeitsreise, nach Berlin zurück. Achim hatte hier eine größere Wohnung genommen, die sie nun einrichteten, mehr in Leas als in seinem Geschmack; er ließ ihr fast freie Hand, und sie „herrschte" gerne. Es zog ihn aber in seine eigentliche Heimat, in sein Haus am Schweriner See; das Haus, von dem er im August ausgezogen war, um sein Glück bei Melanie zu suchen — und bei Lea zu finden. Sein Glück? — Es sah nun so ganz anders aus, als er sich's gedacht hatte. Eine schöne Stille mit viel Sammlung und Arbeit hatte er gedacht; seine geschichtlichen und sozialpolitischen Studien beenden, sein Buch schreiben — sein alter Traum; er hatte Ehrgeiz — und dabei in der schönen Wärme leben, die von Melanies liebevoller, edler Seele ausging. Statt dessen umgab, umringte ihn gleichsam Leas heiße, noch ungestillte Jugend, das Geräusch ihrer flatternden Flügel, wie er's bei sich nannte, ihre Unrast und der „Strom der Welt"...

Gegen Ende Mai riß er sie doch mit fort, nach Schwerin; „du mußt meine Heimat sehn!" damit zog er sie. Nun

saßen sie in der Annastraße, die frei und vornehm am Wasser liegt oder doch aufs Wasser schaut; ein Teil ihrer gartengeschmückten Häuser blickt zum großherzoglichen Schloß hinüber, ein Teil auf den Marstall und den großen See. Zu den zweiten gehörte Achims Haus, das er von den Eltern geerbt hatte. Der Mai hatte alles Vorland in Grün getaucht, das der See durchblaute; er schimmerte zwischen den hohen Bäumen durch. Schmale, flache Halbinselchen, schön bebuscht und umschilft, schmiegten sich weich in den See hinein. Eine waldige Insel, der Kaninchenwerder, streckte sich vor dem erhöhten jenseitigen Ufer hin, von einem Aussichtsturm überragt. Segelboote und kleine Dampfer bewegten sich auf der weiten, heut fast stillen Fläche.

Lea, die ruhelose, stand auf, trat ans Fenster, und mit ihren kraftvollen Fingern auf die Scheibe trommelnd starrte sie hinaus. Achim, sein Buch in der Hand, kam ihr nach und legte eine Hand auf ihre Schulter, deren feste Rundung er so gern berührte. Seinen geliebten Schiller zitierend summte er, um sie etwa in bessere Stimmung zu versetzen:

„Er schaute mit vergnügten Sinnen
Auf das beherrschte Samos hin ...
Gestehe, daß ich glücklich bin!“

„Gestehe, daß hier nicht viel zu sehen ist,“ entgegnete Lea, mit der berührten Schulter zuckend. „Große Bäume und ein großes Wasser; aber Gott in der Welt weiter nichts!“

„Die reizenden Halbinselchen, die —“

„Nicht 'ne Katze drauf! Nicht 'ne Hundehütte!“

„Der Kaninchenwerder —“

„Grün, grün und sonst nichts! — Du sahst immer so verliebt aus, wenn du von deinem Schweriner See sprachst, daß ich wunder dachte, was —"

Sie trommelte wieder auf die Fensterscheibe und sprach nicht weiter.

„Aber die schöne F ä r b u n g , zum Donnerwetter!" sagte Achim mit erzwungener Heiterkeit. „Du weißt doch sonst Farben zu würdigen. Dies Schwerin mit seinen acht, neun Seen rundum hat so einen feuchten Duft, so 'ne weiche Frische — die sich wie ein verklärender Schleier. auf alles —"

„Ich will was t u n!" unterbrach sie ihn und reckte ihre Arme aus. „Wenn du mich schon von Berlin weggelockt hast in dies öde Nest, diese Puppenstube — — Leg doch dein ewiges Buch weg. Laß uns doch was tun!"

„Was zum Beispiel?"

„Rudern! Dazu sind doch Seen da. So r ü h r t man sich doch!"

Achim zuckte die Achseln. Er verzog die Lippen. Also auch h i e r nicht! dachte er. Sie „will was tun," sagt sie. I ch , i ch will hier was tun! was Ernsthaftes, Ordentliches! — So hatte sie's ihm nun alle die Monate gemacht. Nun ja, Flittermonate: damit fing es an, die war er ihr schuldig. Aber nun so fort und fort? Auch in seinem Schweriner Haus?

Er legte aber das „ewige Buch" auf den Tisch; sie sollte nicht wieder sagen, was sie schon einmal in Berlin herausgestoßen hatte: „ich bin jung, du wirst alt!" Mit einem Bräutigamslächeln — das doch etwas unjung ausfiel — nickte er ihr zu: „Eh bien, madame — so rudern wir. Es ist Ruderwetter. Wie damals in Sorrent; wo wir in die

warf die „Stockpreußin" hin und steuerte auf die Insel zu, fuhr ganz nah am Ufer.

Achim hielt die Ruder an. „Bitte," sagte er leise, „nicht so nah. Weiter in den See hinaus!"

„Warum?"

„Nu, es ist doch der Garten der hohen Herrschaften; an den Wochentagen wie heut nur für sie."

„Aber deine hohen Herrschaften sind ja jetzt gar nicht hier!"

„Bitte, nicht so laut. Fürstlicher Besuch ist hier; ich hab's heut morgen in der Zeitung gelesen. Der Prinz Karl mit seinem Sohn und seiner Tochter, der Prinzessin Anna —"

„Ah! Eurem Unikum, eurem Wundermädchen?"

„Bitte, bitte, nicht so laut!" Achim tat einige starke Ruderschläge, durch die er das Boot vom Ufer weg in den See hineintrieb. „Sie wollen die alte Großherzogin drüben in Rabensteinfeld besuchen, und einer unsrer jungen Herzöge hat sie hergeführt, sie wohnen im Schloß. Mir scheint, daß sie jetzt Tennis spielen: da unten, zwischen den Bäumen durch, seh' ich weiße Gestalten, die sich schnell bewegen."

„Sie haben da sogar 'nen Tennisplatz?"

„Das kommt auch außerhalb Preußen vor. Bitte, steur' nicht wieder ans Ufer hin! Du hast doch gehört —!"

„Ach was!" erwiderte Lea und hielt ruhig aufs Gestade zu. „Wenn sie da an der Schloßmauer Tennis spielen, so gehn sie doch nicht am Wasser spazieren. Jetzt versteh' ich erst: eure romantische Prinzessin ist hier; darum dein Kammerherrnflüstern und dein verzücktes Gesicht!"

Achim zuckte. „Eure, eure sagst du. Wer sind wir denn?"

„Na, du und deine Melanie!"

„Meine Melanie —"

„Du verehrst sie doch wohl noch immer, was? Wenn du sie auch in Berlin nicht besucht hast —"

„Und ihr nie geschrieben —"

„Aber der stille Bund so schöner Seelen, der bleibt! — Ach, wozu die finstern Brauen; ich gönn' dir's ja. Eifersucht — keine Spur! — Diese Melanie schwärmt ja ebenso wie du für die ‚schöne Anna'. Als ich vor vierzehn Tagen meinen Abschiedsbesuch bei Lindecks machte, erzählten sie mir — er, der Staatssekretär, erzählte es — wie Melanie sich einmal für die Prinzessin Anna begeistert hätt' und zuletzt mit ihrer edlen Schwärmerstimme ausgerufen: ‚das wär' eine Kronprinzessin des Deutschen Reichs!' Da hat aber Lindeck den Kopf geschüttelt, und mit seinem klugen Gesicht — ich s e h' es — hat er trocken geantwortet: ‚Zu poetisch, zu idealistisch!'"

Achim entgegnete nichts. Ihm war zu widerwärtig zu Mut; er sah finster in die Luft hinaus. Wie sprach da aus jedem Wort, jedem Ton die Freude, in diesem Geschichtchen alle drei auf einmal zu treffen, Prinzessin Anna, Melanie und ihn! In dem schönen, „rassigen" Weib was für ein unholdes Herz! — Wie wenn ihm plötzlich der Zorn in die Arme führe, riß er das linke Ruder so heftig durchs Wasser, mit dem rechten streichend, daß das Boot sich wieder drehte, mit dem Schnabel in den See zurück.

„Oho!" rief Lea. „Matrose, ruhig! Das ist Meuterei!"

„Du mißachtest meinen Wunsch in einer Weise —! —

Ich weiß, was sich hier schickt. Vollends da ich den hohen Herrschaften bekannt bin —"

„Wenn sie doch Tennis spielen!"

„Vielleicht doch nicht alle. Vielleicht grade die Prinzessin nicht. Die sitzt vielleicht am Ufer und —"

„Und dann sieht sie uns. Warum denn nicht? Wir machen unser Reverenzchen und fahren weiter! — Bitte, laß dir sagen: um zu kuschen, dazu bin ich nicht auf der Welt! Hier im Schiff kommandier' ich. Als der ‚hohe Herr' durchaus von Berlin fort wollte, an seinen geliebten See, da hab' ich gehorcht — rührend gehorcht — und es war doch zum Haaraufraufen. Grad' die schönste Zeit! Jawohl, mein Herr! Die schönste Zeit! So interessante Leute beisammen — die Generale — die Wiener Sänger — der Münchner Dichter, Erich Krieger. Alle wie ein Kranz um uns her —"

„Um dich —"

„Na ja — um deine Frau. Das schmeichelt doch sonst dem hohen Herrn. Aber du hattst dir ja wohl eingebildet, der liebe Gott sitzt da oben und schüttelt den Kopf: warum schreibt der Herr von Wittich sein Buch nicht? Und Hals über Kopf jagtest du uns beide her! — Jetzt sind wir hier, auf deinem See, und ich steure; da gehorch du einmal. Das muß umgehn, sonst bin ich Sklavin. Der Matrose kuscht! Hör nur, wie laut sie Tennis spielen. Ich fahr' um die Insel herum!"

Sein Achselzucken störte sie nicht, sie war's schon gewohnt; sie tat, was sie wollte. Das Boot glitt wieder ganz nahe am Ufer fort, mit leisem aber resigniert fügsamem Ruderschlag. Sie kamen an der großen, vorspringenden Terrasse und am Hauptturm vorüber, dann

an einem Landungsplatz. Achim atmete etwas leichter auf: es war nur noch eine kurze Strecke, bis der Seegarten endete und die zum großen Park führende Drehbrücke kam. Warum heiratet man Häuptlingstöchter? fuhr ihm durch den Sinn. Vielleicht behält sie aber diesmal recht . . .

Indem er's noch dachte, tauchte links eine Gestalt auf, an der er, der rückwärts Rudernde, eben vorbeifuhr, nur ein paar Schritte entfernt. Eine schlanke junge Dame in einem grauen Reisekleid stand hart am Ufer; sie schien träumend auf den See hinauszuschauen. Achim erkannte sie auf den ersten Blick, wohl schon an der ihr eigenen weichen Lieblichkeit. Er zog sofort die Ruder ein, stand auf und verneigte sich, den Hut in der Hand. Ich wußt' es ja! dachte er.

Jetzt sah Prinzessin Anna erst hin, aus ihren Gedanken erwachend. Sie hatte ein erkennendes Lächeln und grüßte. Auch Lea hatte sich erhoben und verbeugte sich tief, wohl noch tiefer als sie sonst getan hätte. „Herr von Wittich!" rief die Prinzessin. „Sie sind hier! Das wußt' ich nicht. Man hatte mir gesagt, in Berlin —!"

„Da w a r ich, Hoheit. — Meine Frau —"

„Ich k e n n e ja Ihre Frau. O, ich weiß ja alles. Ich freue mich, Sie beide zu sehn. Das war mir wie ein Traum, als das Boot da eben vorüberglitt — und Sie beide drin. . . Wollen Sie weiter, haben Sie's eilig? Oder mögen Sie aussteigen, daß wir uns" — sie lächelte — „daß wir uns ein bißchen ordentlich wiedersehn?"

Es kam ihr eine leise Röte in die blassen Wangen; so blaß hatte Achim sie noch nicht gesehn. „Ich wäre glücklich, Hoheit," erwiderte er; „wir wären glücklich, —

natürlich. Und wir rudern nur so herum. Ich fürchte aber, Sie zu stören — denn —"

„Ich sehe schlecht aus, ich weiß," fiel ihm die Prinzessin ins Wort. „Sie sagen mir ja alle, wie blaß ich bin! Ich hab' aber nur Kopfweh, weiter nichts. Tennis spielen mocht' ich nicht;" ihr Kopf deutete hinter sich: „Mein Vater und mein Bruder spielen, und der Herzog, und Fräulein von Mohrmann. Aber eine Viertelstunde mit Ihnen zu plaudern, dazu reicht's doch noch. Da wir doch alte Freunde sind!"

Ihre braunen Augen sahen Achim so herzlich an, daß ihm weich und wohl ward.

„Wenn es Eurer Hoheit redlicher Wille ist —"

„Hab ich denn auch unredlichen? — Gleich da links ist ein Landungsplatz. Da brauchen Sie Ihr Schiff nur anzubinden und auszusteigen. Ich bin eher da als Sie!"

Die Prinzessin ging auf dem Kiesweg auf das Treppchen zu, mit nicht ganz so leichten Schritten wie sonst, aber doch jungmädchenhaft, und erwartete das Boot, wieder herzlich nickend.

* * *

Die drei standen schon eine Weile am Ufer, hatten von der Hochzeitsreise der Neuvermählten, von Rom und Capri gesprochen; „ja, was fällt mir ein?" sagte Prinzessin Anna auf einmal und griff sich an den Kopf. „Ich denk' gar nicht dran, daß hier keine Sessel sind, daß Sie noch nicht sitzen. Entschuldigen Sie, liebe Frau von Wittich, und lachen Sie mich nicht aus; Sie kennen mich noch nicht so gut wie Ihr Mann. Der weiß, daß ich früher

die ‚Verträumte‘ hieß; — o Gott, so viel wie ich sind wohl nicht viele Kinder gescholten worden, weil sie das Träumen nicht lassen konnten.“

Achim blickte sie heiter an: „Von all den Eigenschaften, die mir an der kleinen Hoheit gefielen, war das nicht die letzte!“

„Ja, Sie waren immer gut für mich. Sie werden aber doch froh sein, daß Ihre Frau das Gegenteil von so 'ner Träumerin ist!“ Prinzessin Anna schaute Lea wie bewundernd von oben bis unten an: „Ich glaub', Sie sind durch und durch gesund!“

„Ich bin robust, weiter nichts,“ entgegnete Lea, die sich durch diese „Poetische“, „Ätherische“ mehr und mehr gereizt fühlte.

„Ja, wer so ‚robust‘ wäre!“ sagte die Prinzessin herzlich; von Leas Gereiztheit spürte sie nichts. „Dann hätt' ich auch kein Kopfweh — das eine rechte Dummheit ist. Ich hab's manchesmal; früher nicht. Mein Vater und die andern wollen nach Rabensteinfeld fahren, ich wollte auch; nun scheut dieser vertrackte Kopf die Wagenfahrt, als wenn's 'ne Seefahrt bei Wellengang wär'. Und überhaupt die ganze Strapaze — all das will er nicht.“ Sie blickte ihren alten Freund Achim an und dann humoristisch verächtlich an sich hinunter: „Nicht wahr, so was taugt schlecht zur Prinzessin?“

„Wie können Sie nur so reden, Hoheit. Wollte Gott, es taugten viele von unsern Fürstentöchtern grad so schlecht dazu!“

Die Prinzen und Seraphine von Mohrmann kamen vom Tennisplatz; Prinz Karl, Annas Vater, in einem braunen Sommeranzug, der junge Prinz Oskar und der Her-

zog in weißem Flanell, Seraphine auch in einem Tenniskleid, das ihr die Prinzessin geschenkt hatte. Sie erstaunten, Achim und Lea zu sehn; Prinzessin Anna erklärte ihnen, wie's gekommen war. „Ach Gott," rief sie dann, wieder wie erwachend, „und sie stehn noch immer!"

Prinz Karl lachte auf, in seiner sanft geräuschlosen Art. „Sieht dir ähnlich, Annie. Laß das nur Tante Christiane nicht hören; die redet sich immer ein, sie hat dich gebessert! — Also nun heißt's, sich umkleiden und in den Wagen steigen. Es bleibt dabei, du fährst nicht mit?"

„Der Kopf will nicht, Vater. Ich tät's ja gern."

Seraphine, die Achim und Lea mit einer gewissen höfischen Grazie begrüßt hatte, trat nun wie in heiligem Eifer näher: „Aber dann versteht sich's doch von selber, Hoheit, daß ich auch hier bleibe — ja, gewiß — bei meiner angebeteten Prinzessin!"

Prinz Oskar, der hinter ihr stand, murmelte etwas. Anna schüttelte abwehrend die Hand: „Nein, nein, nein, das will ich nicht. Sie sollen Ihr Vergnügen haben. Und mir ist auch am besten allein."

„Bravo!" warf Prinz Oskar hin. Achims Forscheraugen fingen einen Blick auf, den der junge Prinz auf die heut besonders reizende Seraphine warf; es schien sehr viel Wärme in dem Blick zu sein. Seraphine fügte sich. „Ach, ich brauch' ja nichts als Ruhe," sagte die Prinzessin. „Wenn ihr heut abend wiederkommt, bin ich ganz gesund!"

„Das hoff' ich," erwiderte Prinz Karl und wendete sich zum Gehen. „Dann halt dich aber auch wirklich ruhig, Kind!" Er warf einen unwillkürlichen — oder

gar beabsichtigten — Seitenblick auf Wittichs, die Ruhestörer. Achim schoß das Blut ins Gesicht. In diesem Augenblick haßte er Lea, die sich und ihn so aufgedrängt hatte. Der Prinz ging aber erst nach einem herablassenden Abschiedslächeln und ein paar freundlichen Worten. Die vier verschwanden ins Schloß hinein; Achim sah nur noch, daß Prinz Oskars und Seraphinens Augen einige vergnügte Herzlichkeiten austauschten.

Er verneigte sich: „Nun werden Sie gnädigst gestatten, Hoheit, daß wir uns gleichfalls entfernen; damit uns der väterliche Zorn nicht trifft. Liebenswürdig wie immer haben Sie uns hereingenötigt; Sie waren aber grade in der Einsamkeit und Sammlung, die Sie brauchen, und durch unser — ungeschicktes Heranfahren haben wir die gestört!"

Leas Schulter neben ihm zuckte, er sah es. „Ach nein," antwortete die Prinzessin schlicht, den Kopf freundlich schüttelnd, „so ist's nicht. — Im Gegenteil! Lieber Herr von Wittich —"

Sie sann einen Augenblick. Es kämpften offenbar zwei in ihr, das wohlerzogene Fürstenkind und das nach Freiheit ringende „Kind der Natur". „Liebe Frau von Wittich — leihen Sie mir Ihren Mann noch ein paar Minuten? Ich hätte ein paar Fragen an ihn; es ist ein so glücklicher Zufall, daß Sie grade jetzt vorbeigeschwommen sind. Ich geb' ihn Ihnen gleich zurück!"

Lea schaute ihren „Tyrannen" an; na, was sagst du nun? fragte der triumphierende Blick. Sie machte ihre schönste Verbeugung: „Ich bin beglückt, Hoheit, daß ich Ihnen etwas leihen kann. Ich steig' also wieder zu Schiff und fahre weiter; o, allein, das tu' ich gern; eine Wasser-

ratte. Mein Mann geht den kleinen Weg zu Fuß. Eurer Hoheit ergebenste Dienerin!"

Durch einen Händedruck der Prinzessin entlassen ging sie zum Landungsplatz, Achims Hilfe abwehrend, und stieg mit vollendeter Sicherheit und Grazie in ihr Boot; jetzt war sie wirklich eine Amazone, zu Wasser. Sie legte die Ruder aus, die Gondel flog in den See hinein und war bald verschwunden.

Achim wartete, was das holde, blasse Geschöpf ihn denn fragen werde. Sie sann wieder, wie es schien. „Wollen wir auf die Terrasse hinaufsteigen?" begann sie endlich. „Da könnten Sie sitzen."

„Nicht meinetwegen, ich stehe gern. Wie Sie's wollen, Hoheit!"

„Ach — nur eine Frage." Prinzessin Anna blieb stehn; ein zartes Rot stieg ihr wieder langsam in die Wangen. „Sie kennen so viele Menschen, nicht wahr. Ich meine, Sie kennen sie wirklich; Sie haben das Auge dafür, die Erfahrung — die Sicherheit." Mit einem rührenden Aufblick der schönen Augen setzte sie hinzu: „Ich kenne die Menschen nicht!"

„Wer kennt sie denn mit achtzehn Jahren, Hoheit?"

„Ja, und erst im Juli werd' ich achtzehn. — — Sie kennen den Erbprinzen Albrecht, nicht wahr; so mein halber Vetter. Sie haben ihn, glaub' ich, bei uns gesehn."

„O ja; und auch sonst."

„Ich sollt' ihn wohl eigentlich besser kennen als Sie: als Kind war ich so viel mit ihm. Aber — na ja, als Kind! Und seit er Mann geworden ist — ein gefeierter junger Mann — seitdem weiß ich nicht viel von ihm. Lieber Gott, was wissen wir Mädchen vom Leben und

Treiben und eigentlichen Wesen dieser jungen Männer? Sie leben in ihrer Welt und wir in der unsern; nur so von außen berührt man sich; wie Boote, die aneinander vorüberfahren. So ist's wenigstens bei uns — bei den Fürstenkindern. Ist's bei euch nicht so?"

„Ganz so nicht, Hoheit, ganz so nicht. Aber wo's noch nach der sogenannten ‚guten alten Art' geht, da ist's ähnlich! das weiß Gott!"

Sie legte zutraulich eine ihrer schlanken Hände auf Achims Hand; wie ein leiser Seufzer erzitterte ihr Atem. „Bitte, sagen Sie mir. Ganz, ganz ehrlich. Was denken Sie vom Erbprinzen Albrecht?"

Arme Prinzeß! dachte Achim. Er hatte schon erraten, alles. Er hatte davon reden hören, daß man den Erbprinzen verheiraten wolle, und die betreffenden hohen Augen und auch seine Augen sollten auf Prinzessin Anna gefallen sein. Ob man nun schon die erste, anklopfende, hinhorchende Frage gestellt hatte? Ob etwa das Kopfweh und die Bläße heut von der Frage kamen?

„Was ich vom Erbprinzen Albrecht denke? — Ja, wie sagt man das. Ich weiß viel und wenig von ihm. Ich weiß, daß er einer von den sogenannten glänzenden Prinzen ist; prächtige Erscheinung, famoser Reiter, feine Formen — ein tadellos eleganter Kavalier. Dazu ein großes, ungewöhnlich großes Vermögen; aber das ist ja wohl keine Eigenschaft."

„Weiter wissen Sie nichts von ihm?"

„Wenig — wie ich schon sagte, Hoheit. Vielleicht — vielleicht ist nicht viel da."

Sie starrte in die Luft, auf den See. „Vielleicht ist nicht viel da," wiederholte sie leise murmelnd. Dann

legte sie sich eine Hand auf die Stirn, als schmerze sie eben stärker; darauf sah sie Achim mit einem tiefen Blick der melancholischen Augen an. „Aber — was man den Charakter nennt? Darauf kommt's doch an. Wie man's mit der Wahrheit hält? mit der Menschenliebe? Ob man rechtschaffen ist? und treu? und — — Lieber Herr von Wittich!"

„Teure Hoheit!"

„Davon sagen Sie mir nichts?"

„Soviel ich weiß, wurde der Erbprinz Albrecht mehr aufs Glänzende erzogen — auf den schon erwähnten tadellos eleganten Kavalier. Und der war schon in ihm vorgebildet, im ererbten Blut. Den zur Perfektion zu bringen war dann nicht so schwer! — Da tritt dann das andre bescheiden zurück. Die Charaktereigenschaften, von denen Sie sprechen — auf die Sie offenbar besonderen Wert legen — beste Hoheit, die sind wohl so mehr bürgerlicher Natur. Sie müssen von einem — einem durchschnittlichen Prinzen nicht zu viel verlangen!"

„Aber, mein Gott, das alles sind doch ritterliche Eigenschaften —"

„Ritterlich! Ritterlich! — Gewiß, der ideale Prinz wird sie alle haben. Weil er der ideale Mensch sein wird. Aber — beste Hoheit! Soweit ich die Welt gesehen habe, kommen die idealen Prinzen wohl nur in den Märchen vor. Oder so selten, daß — — Übrigens was nützt das in diesem Fall. Ob sie nun selten oder häufig vorkommen — nach meiner ehrlichen Meinung ist der Erbprinz Albrecht nicht dabei."

„Nicht dabei," murmelte sie. Ihre Augen irrten im Gras umher. Sie war eine Weile still. „Lieber Herr

von Wittich," nahm sie endlich wieder das Wort. „Ihre Frau erwartet Sie. — Ich danke Ihnen! — Eine schöne, prachtvolle, merkwürdige Frau. — Sie haben ja längst erraten, weshalb ich Sie gefragt hab'; also davon sprechen wir nicht. — Ihre Frau erwartet Sie! Und ich will in mein Zimmer hinaufgehn, mich aufs Sofa legen. — — O ihr Glücklichen!"

„Warum glücklich, Hoheit? Und wer?"

„O, ich will nur sagen: die Glücklichen, die ganz nach ihrem Sinn, ihrer Neigung heiraten. Das ist wohl ein himmlisches Glück!"

Achim lächelte; es war allerlei in dem Lächeln drin. „Sehn Sie, liebe, gute Hoheit — so schwer müssen Sie das auch nicht nehmen. Das sogenannte bürgerliche Eheglück, damit ist es nicht so schlimm!"

* * *

Achim war gegangen, Prinzessin Anna saß in ihrem Zimmer, am Fenster. Sie hatte Photographien auf dem Schoß, die sie aus ihrem Koffer genommen hatte, die sie gerne mit sich führte; ein paar davon verließen sie nie. Zwei der andern waren nur diesmal mitgereist, die betrachtete sie zunächst: Bilder des Erbprinzen Albrecht, eines aus der Knabenzeit, eines in diesem Frühling entstanden und ihr von dem „Vetter", wie er sich beharrlich nannte, mit einem scharmanten Briefchen zugeschickt. O ja, ein hübscher junger Mann! wie das andre ein hübscher Junge. Beide wohlfrisiert, beide wohlgekleidet — ach, und beide eitel und selbstbewußt. Auch der Knabe schon. Sie sah es in diesem Augenblick deutlicher als je; ihr war, als sähe sie die Bilder mit Achim von Wittichs Augen —

und als hörte sie seine Worte dazu. „Ein tadellos eleganter Kavalier“ ... „Sie müssen von einem durchschnittlichen Prinzen nicht zu viel verlangen“ . . .

Ein durchschnittlicher Prinz! Mit dem zum Altar gehn! Mit dem durch das Leben gehn!

So wie ihre herrliche, traurige, arme Mutter ging!

Und was er wohl alles noch verschwiegen hat, der gute Herr von Wittich! dachte sie, indem sie die beiden Erbprinzenbilder umgedreht in den Schoß zurücklegte. Was für Umgang dieser Vetter Albrecht hat, von dem ich nichts weiß — und nichts wissen möchte! — Ach, du! du! sagte sie zu einem andern Bild, das sie nun vom Schoß nahm, das sie aus einer Wochenschrift herausgeschnitten hatte; du bist anders! So bist du nicht! — Zwar, verliebte Torheiten — ein Dichter — daran fehlt's auch bei dir wohl nicht. Oder Leidenschaften . . . Versuchungen ... Ach, was es da wohl alles gibt! — Ich mag nicht dran denken. Ich will nicht dran denken. O diese sündige Welt! — Aber dein Gesicht. Da ist nichts von all dem Firniß, nichts von Eitelkeit. Diese fernschauenden, großen, edlen Augen; ja, edel, edel, selbst auf diesem schlechten Bild. Und wie schön du bist! So schön wie dein Name: Erich Krieger. So schön wie deine Verse. Ach, aber auch so schön wie dein trauriges, melancholisches Sterbewunschgedicht, bei dem ich so hab' weinen müssen ... Ist dir öfter so? daß du sterben möchtest? in einer schönen, schönsten Stunde der Welt Lebewohl sagen und fort? — Bist du doch auch nicht viel glücklicher als ich?

Ach ja, gewiß viel, viel glücklicher. Wer so dichten kann; und ein freier, ein freier Mann! — Sie nahm das andre Bild, das sie auch immer mit sich führte, eine Photo-

graphie aus dem Berchtesgadener Gebirg; die hatte sie im vergangenen Sommer in Salzburg gekauft. Es war nicht wegen des Hohen Göll, der fast das ganze Bild erfüllte, nur wegen des Häuschens da unten, das so winzig klein war; es war aber Erich Kriegers Haus. Sie hatte es gesehn. Sie war einmal vorbeigefahren. Darin lebte und träumte und dichtete er als ein freier Mann! nur mit seinem Gott! — Es war ihr eine kindliche Freude, den Weg zu wissen zu diesem Tempel der Freiheit und der Ideale; ihn in der Erinnerung wieder zu befahren, von Salzburg her, an der schönen blaugrünen Ache hin, durch das bayrische Städtchen Schellenberg, endlich um die Ecke und auf Berchtesgaden zu. Und dann, eh man in Berchtesgaden aufwärts fährt, links ab, am Salzbergwerk vorbei, auf der Fahrstraße zum Königssee; da steht's, Erich Kriegers Haus!

Ihr wurden die Augen naß. Ach, was bin ich noch für ein Kind! sagte sie zu sich; und das Kopfweh um die Augen war wieder da, sie hatte es vergessen. Nur an sein Haus zu denken, ist mir schon ein schöner Traum! — Ich war nicht einmal drin. — O, ich will auch nicht. — Nie, nie, nie ihn sehn! Prinzessin Anna und Erich Krieger! — Nur in seinen Werken mit ihm leben, ihn lesen, an ihn denken. Manchmal von ihm träumen, wie neulich früh. Manchmal an ihn schreiben! „Anna"!

Sie nahm sein neuestes Buch in die Hand, auch das lag auf ihrem Schoß. Es war erst vor einem Monat erschienen und gefiel so sehr; in Berlin ward er drum gefeiert, von Männern und Frauen, man trieb's arg mit ihm; sie las es in den Zeitungen. „Rosen und Dornen" hieß das Buch; dritte Sammlung seiner Dichtungen, groß und klein bei-

sammen. Am Schluß stand „Das Märchen vom Seelenadelsland“. Das hatte sie schon diesen Morgen gelesen; es zitterte noch in ihren Nerven, ihrer Seele nach. Sie schlug es wieder auf, wollte nur hineinschauen, las es bis zum Ende.

Ja, ja, ja, dachte sie dann, wie für mich geschrieben! O Gott! „Der Sänger und das Fürstenkind“. Sie sind sich gut und sollen doch voneinander scheiden ... Wenn er mich nun kennte, wär' er mir dann wohl gut? Ob er dann wohl auch mit mir fortziehn würd' in das Seelenadelsland? — Ich, ich zög' mit dir. O wie selig, wie wonnevoll. Aus dem Geburtsadelsland hinaus übers Meer. Und da drüben wetteifern — Erich — Erich — wer die meisten Ahnen hat — wer der Edelste ist!

Auf einmal fiel ihr das Buch aus der blassen Hand. Ihr taten Kopf und Herz zu weh. Wenn's aber nur ein Märchen war? Wenn sie eine Gefangene war im Geburtsadelsland? — Erbprinz Albrecht. Erich Krieger. Zu dem einen schoben sie unsichtbar hundert Hände hin. In dem andern lebte ihre Seele, ihr Herz.

Sie drückte die Augen zu und seufzte aus tiefer Brust. „Was soll ich dann in dieser Welt? — Wozu leb' ich dann?“

Aus den geschlossenen Augen stürzten ihr die Tränen.

* * *

Es war ein paar Tage später; die Hoheiten waren wieder abgereist, der junge Herzog mit. Achim von Wittich lag in seinem Arbeitszimmer auf dem Sofa, die Augen gegen die Decke gerichtet; er dachte in schwärzlicher Stimmung über den Weltlauf nach. Prin-

zessin Anna stand ihm vor den Augen, in ihrer verhaltenen, ergreifenden Schwermut; seit dem Gespräch im Schloßgarten hatte er sie nicht mehr gesehn. Wie es mit der wohl enden mag? Dann erschien Melanie neben der Prinzessin; die in Berchtesgaden verlorene, nie mehr angeschaute, nie zu vergessende Melanie. Die beiden besten Frauenzimmer, die es gibt! dachte er; man — man hat sie nur nicht. Wie die Sterne am Himmel sind sie. — Arme junge Prinzeß; du Schwärmerin. Wie willst du durchs Leben kommen? — — Ja, und wie komm' i ch denn durch? Was hab' ich aus meinem Leben gemacht?

Lea trat ins Zimmer, in einem reizenden Morgenkleid, einen Brief in der Hand. „Sag mal, stör' ich dich? — Nein, dein dickes, gelehrtes Buch liegt am Boden. Ei du fauler Mann! — Da ist also ein Brief von dem Dichter, von Erich Krieger. Er kommt!"

Achim richtete sich verwundert auf. „Er kommt? nach Schwerin?"

„Aber ja. Wohin denn sonst? — Hab' ich dir nicht gesagt, daß ich ihm geschrieben hab'?"

„Nein, nicht ein Wort!"

„Dann waren wohl deine gelehrten Schreibereien im Weg. Wir haben ihn ja in Berlin zu wenig gesehn; als wir endlich intimer wurden und ihn so recht mitfeiern wollten, da hieß es: auf nach Schwerin! — Es tat ihm so leid. Na, mir auch! — Da hab' ich ihm dann von hier geschrieben: Kommen Sie doch auch nach Schwerin! Sie wollten die norddeutsche Tiefebene kennen lernen, sagten Sie mir bei Lindecks; das können Sie wohl nirgends hübscher als hier. Am Pfaffenteich ist ein ganz nettes

Hotel. Also setzen Sie sich da ein paar Wochen hin! — Und so weiter. Da schreibt er nun: Dieser Tage komm' ich und erhole mich von Berlin!"

„Ja, ja," murmelte Achim. „So gefeiert werden strengt wohl an."

„Die Berliner Weibsen — mit so 'nem ‚feschen' Süddeutschen sind sie wie verrückt! — Na, er kann 'nen Puff vertragen; er hat so was Urgesundes, Stolzes, eitel ist der nicht. Er kommt also. Dir ist's doch recht? Du hast ihn ja gern."

„Hab' ich ihn gern?" Achim, vor dem immer wieder die Prinzessin und Melanie erschienen, sah träumerisch auf die Wand. „O ja; eigentlich ja. Diese schönen Dichter mit den edlen Augen sind wohl sonst nicht mein Geschmack; aber bei ihm ist so viel Natur darin. — Am Königssee schien er sich ja in dich zu verlieben; dann schwenkte er aber plötzlich ab, ward nicht mehr gesehn!"

Lea lächelte, mit den Achseln zuckend.

„Du, das hätte deinen Mädchenstolz eigentlich furchtbar kränken müssen. Hättst ihm Rache schwören müssen, oder sonst was Ähnliches. Ein Gewaltsweib wie du!"

„Ach, du Narr." Lea hob das Buch auf, das der „faule Mann" hatte fallen lassen. Was weißt denn du, was ich im Sinn hab'? dachte sie und legte es auf den Tisch. „Er ist doch Abends bei uns?" warf sie hin.

„Gewiß, möglichst oft." Achim trat eben in Gedanken in Melanies Zimmer am Kurfürstendamm und sah auf den Zoologischen Garten hinaus. Nie, nie mehr gesehn! Das vornehm trauliche, harmonische Zimmer; so harmonisch wie seine Bewohnerin. Sie ging auf dem alten, weichen Teppich so leise und edel hin und her; saß so lieb

am Fenster. Warum bin ich denn dieser Narr? dachte er. Warum verlor ich so ganz den Mut, wieder hinzugehn? Ich wußte doch durch Lindecks, sie würde mich gerne wiedersehn. Warum schämt' ich mich so? Sind wir denn nicht Menschen?

Lea kam vom Fenster zurück, durch das sie in den Sonnenschein hinausgeblickt hatte; es war, als hätte sie den jetzt in den Augen: so strahlend, so heiter hatten die hier in Schwerin noch nicht gelacht. „Ich will mit ihm rudern und segeln!" sagte sie. „Und mit ihm reiten — wenn er's kann."

„Mit i h m?"

„Du natürlich mit. Wenn du nicht lieber über deiner Arbeit hockst; über diesem berühmten Buch — das nie fertig wird."

Achim schnellte in die Höhe, plötzlich; es hatte ihn ein Zorn gepackt, der ihn selber überraschte. „Warum wird's nie fertig? Weil d u — — weil d u — — Weil ich einen ewigen Hemmschuh hab'. Der dann auch noch spotten will! weil er eine unholde — —"

Er sah in Leas graue Augen, ganz nah vor ihm; sie waren erblaßt, wie ihr ganzes Gesicht. Es verzerrte sich. Er brach ab. „Sprich's doch aus! Sprich's doch aus!" sagte sie. „Wirf mir nur alles ins Gesicht! alles, was du auf der Seele hast!"

Er schüttelte den Kopf. „Nein, nein. Lassen wir's. Wohin führt denn das. — Sieh mich nur nicht so — hassend an. Man sagt wohl einmal ein böses Wort. Man muß sich ertragen — — vertragen, mein' ich." Er machte eine unbestimmte versöhnliche Bewegung mit der rechten Hand und ging durch das Zimmer hin.

„Sah ich dich denn hassend an?“ sprach sie hinter ihm her; es folgte ihm aber ein wilder Blick.

„Es schien mir so; es schien mir so.“ —Er wendete sich und kam auf sie zu: „Ach, lassen wir's; ich bitte dich. — ‚Das nie fertig wird!‘ Es wird fertig werden, sei ruhig. Es soll fertig werden! Ja, ich werde, mit deiner Erlaubnis, über dieser Arbeit hocken; ich werde diese Studien zu Ende führen und —“

Ein Gedanke durchblitzte ihn. „Diese Studien zu Ende führen“ — die letzten Bücher durchfliegen — in der königlichen Bibliothek in Berlin! Und Melanie wiedersehn. Eine Sehnsucht, vor der er staunte, zog ihm durch die Brust. Ja, nach Berlin fahren und sie wiedersehn!

Er trat vor Lea hin, die lange Gestalt war nun ganz ruhig, still. Es kam auch ein Lächeln. „Laß gut sein, laß gut sein. Es durchfuhr mich so! Wenn dich ein Wort gekränkt hat — stolzes Rasseweib — so nehm' ich's zurück. Also um meine Studien zu Ende zu führen, fällt mir eben ein, sollt' ich auf ein paar Tage nach Berlin gehen und in Büchern schmökern. Für die Zeit mit dem Dichter komm' ich ja wohl noch rechtzeitig zurück.“

„So, so!“ erwiderte sie. Ihre Augen gingen an ihm vorbei.

„Freut es dich?“

„Was denn?“

„Daß ich fort will. Du sahst eben — so merkwürdig fröhlich aus.“

„Aber Achim. Wenn ich fröhlich aussah —“

„Ja, sehr!“

„Dann war's doch nur, weil du wieder gut zu mir

bist. Weil du das zurücknahmst. — Du mußt also doch noch wieder nach Berlin?"

„Wegen der letzten Bücher, ja."

„Dann hätten wir auch noch länger dort bleiben können; und —"

„Ja, wir hätten wohl. An diese Bücher dacht' ich nicht. Na, du bekommst nun wenigstens erwünschten Besuch! — Ich fahr' gleich mit dem nächsten Zug. Ich packe meinen Koffer!"

„Wie du willst. Mir recht."

„Und — wir sind wieder gut?"

„Aber ja. Was denn sonst? — Komm nur so freundlich und verträglich heim, wie du gehst."

„Das versprech' ich, Lea. — Ich packe also!"

Er ging in das Zimmer nebenan, sein Toilettenzimmer. In der Tür sah er noch zurück und winkte ihr zu; sie ihm auch. Als er draußen war, legte sie den Kopf zurück und schloß die Augen; die schwellenden, etwas gewölbten Lippen öffneten sich, sie tat einen langen befreienden Atemzug. Dann lächelte sie; so hatte Achim sie niemals lächeln sehn.

* * *

Es wollte Abend werden, einer der langen Spätfrühlingsabende; Lea und Erich Krieger standen oben im Salon am Fenster. Sie sahen auf die Anlagen am Marstall, und wie der große See unter den Eichen und Riesenpappeln hervorlugte; die Wirkung des noch nicht vollen Mondes wollte beginnen, er ging eben, noch unsichtbar, hinter dem Marstall auf. Das Fenster war offen, die sonnenwarme, jetzt ein wenig erkühlende Luft brachte

Wolken von Wohlgerüchen, die der entzückte Erich wie ein Durstiger einsog. Es schien heut alles zu duften; und auf See und Land, überall lag ein feuchter Schimmer, wie ihn nur eine wasserreiche Landschaft hat. Das verklärte Abendlicht und das hereinwandernde Mondlicht flossen leise, weich, fast unbemerkbar zusammen, es ward etwas drittes, das dem dichterischen Schwärmer und Schwelger auf die Seele ging. Lea betrachtete mehr ihn als die Welt; sie unterhielt sich seitwärts mit seinem Profil, das sie liebte. Es erinnerte sie an Goethebilder, aber an die jugendlichsten; die schöne Stirn legte sich auch zurück; die Nase war zarter, sanfter geformt. Die Lippen hatten sich ein wenig getrennt, um auch beim Einatmen der Frühlingsdüfte zu helfen. An dem kleinen, rosigen Ohr lag das üppige, goldig blonde Haar so gut.

Vor ihr, auf dem Fensterbrett, leuchtete das Telegramm, das Achim diesen Nachmittag aus Berlin geschickt hatte: „Zwei Tage waren doch zu wenig. Noch zwei. Finde Hindernisse. Bitte um Geduld. Achim.“ Sie hatte es aus Wohlgefallen drei, viermal gelesen. So war sie nun mit dem Dichter allein! Und auch morgen noch; vielleicht übermorgen. Sie fing leise zu summen, zu trällern an; schon eine ganze Weile hatten sie geschwiegen, in der Abendstille.

Erich richtete die blauen Augen auf Lea: „Ja, ja, singen Sie! So, wie Sie's eben machen, stimmt es schön zu alledem. — Ihre leise Stimme klingt so gut.“

„Klingt sie Ihnen gut? Das freut mich mächtig. Ich möcht' Ihnen so — — Aber ich glaube, Sie verklären sich alles. Sie machen sich alles so schön, wie Sie wollen. Sie sind so ein eigener Mensch!“

Erich lächelte. „Finden Sie? — Dann säh' ich ja alles falsch; und wär' jedenfalls gar ein schlechter Dichter."

„Nein," sagte sie, „so mein' ich's nicht. Ich sag's dann wohl falsch; bin zu ungebildet. Aber irgend einen goldnen Schimmer, glaub' ich, legen Sie auf alles; der aus Ihnen kommt. Der Sie so glücklich und so — liebenswürdig, so entzückend macht. Na ja, warum das nicht sagen? Ich sag' gern alles frei heraus; das Verschnörkeln und Verzimperln, das hass' ich. Und wenn die Kritiker euch Dichtern so viel Böses sagen, warum wir Frauen nicht so viel Gutes?"

Erich nahm lächelnd ihre Hand und küßte sie. „Gnädige Frau, das ist ein menschenfreundlicher, lieblicher Gedanke!"

„Ach, sagen Sie nicht Gnädige Frau. ‚Frau Lea!' Wir haben doch in Berlin abgemacht, daß wir Freunde werden. Und nun sind Sie fünf, sechs Stunden hier und mir ist schon, als kennt' ich Sie hundert Jahr'! — Und so Leute wie Sie, so verklärende, poetische, hab' ich doch eigentlich nie gekannt. Die Tochter der Kaserne! — Es gefällt mir aber, wie Sie sind. Gefiel mir schon am Königssee; — ich seh' und hör' Sie noch, als wär's heut gewesen. Wenn Sie damals nicht so plötzlich aus der Welt verschwunden wären, wenigstens für uns — nur das kleine Märchen von den Backfischen schickten Sie mir noch, reizend vergrößert und ausgeschmückt — — Sagen Sie, Herr Krieger. Nein: lieber Freund. Warum sind Sie eigentlich damals so links abgeschwenkt?"

„Liebe Frau Lea — wie kommt so was? — Dichterlaunen, wenn Sie wollen. Mir ging etwas durch den Kopf, das — — Da verkroch ich mich in meine Höhle und erlebte und machte das."

„Habt ihr solche Launen? — Ich hab' damals mächtig auf Sie gescholten; denn ich hatte Sie schon recht gern — warum 's jetzt nicht sagen — und ich bin ein rachsüchtiges Weib! — Ja, schauen Sie mich nur so heiter entsetzt an; ich bin doch zu fürchten. Ich könnt', ohne zu zucken — — Wie wunderbar Sie mit den Lippen saugen und atmen. Es sieht immer so aus, als genössen Sie die Welt noch viel mehr als wir! — Gefällt's Ihnen hier? Der See und der Abend, sind die schön genug?"

Erich nickte stumm. Seine leuchtenden Augen gingen draußen umher; kamen dann zu ihr zurück. „Ja, ja, Sie haben mir in Ihrem Brief nicht zu viel gesagt. Wer denkt denn noch, daß das Norden ist. Diese Farbenseligkeit, diese tiefe Stimmung. Und so vornehm alles. Dazu dann das romantische Fürstenschloß! — Aber das sieht man nicht."

„Leider aus unsern Fenstern nicht. — Ja, die Schweriner Welt so mit I h n e n zu sehn! so schön allein! — Sonst ist mir's hier doch zu eben. O, Ihr Hochgebirg! Ihr Berchtesgaden, Ihr Königssee! Da mit Ihnen zu klettern, über alle Berge weg, von Fels zu Fels! Hätten wir uns damals — — Aber Sie wollten nicht, Sie versteckten sich. Wir mußten schon nach Berlin an der schwarzen Spree kommen, damit wir uns einmal wiedersähen! — Ach, und wie war's dann in dem Ameisennest, dem wimmelnden, kribbelnden und krabbelnden Berlin. Jeder wollt' Sie haben. Man gab Sie herum wie bei Tisch 'nen Rehbraten. All diese überbildeten, verzückt tuenden Frauenzimmer — — wenn sie h ü b s c h waren, dann haßt' ich sie; war eifersüchtig. Bei Gott! Heut sag' ich Ihnen alles; der Abend ist so märchenhaft schön, ich bin wie betrunken.

Und wenn Sie einen mit Ihren himmelblauen Augen — ‚G'schau' sagt ihr ja wohl. Mit Ihrem poetischen, romantischen G'schau — — Gehn Sie weg! Gehn Sie weg!"

Sie hob in halb ernsthaftem Scherz die Hand, als schlüge sie nach ihm.

Erich nahm die Hand und küßte sie wieder; auch über ihn kam etwas von dieser abendseligen Trunkenheit. Unfroh lächelnd sagte er dann: „Sie haben recht, ich muß weggehn. In Schwerin ist nun wohl Nachtmahlszeit. Sie setzen sich als Strohwitwe an Ihren Tisch, und ich wandre in meinen Gasthof zurück."

„Aber was fällt Ihnen ein!" rief Lea. „Sie sind doch mein Abendgast!"

„Wenn Ihr Mann nicht hier ist —"

„Ist das meine Schuld? Warum sitzt er in Berlin?"

„Aber die norddeutsche Schicklichkeit. Eine so junge, schöne —"

„Selbständige Frau!" fiel sie ihm ins Wort. „Ich lasse mich nicht knechten, da seien Sie ruhig. Und wenn wir auch in Schwerin sind, in der Residenze — Gott sei Dank, ich bin hier noch fremd; und ich geh' meinen Weg. Der Diener hat schon für uns beide gedeckt. Sehn Sie, da kommt er auch. ‚Angerichtet'? Schön. Herr Erich Krieger, ich bitt' um Ihren Arm, führen Sie mich zu Tisch!"

Sie gingen aus dem Salon ins Speisezimmer, das denselben Blick hatte; das goldige Abendlicht fiel auf den weißschimmernden, mit dem letzten Flieder und den ersten Rosen geschmückten Tisch. Fast prahlerisch stand für die beiden Esser eine Reihe von Weinflaschen mit wechseln-

den Etiketten und eine Menge verschiedener Gläser da. „Dichter trinken gern!“ sagte die Hausfrau übermütig heiter; „und sie trinken gern allerlei! Ich auch, obgleich ich nicht dichten kann; ich bin aber meines Vaters Tochter. Das gefiel mir in Berlin so gut, als Sie bei Lindecks auf Schiller kamen, auf den die Jugend sich jetzt so von unten herabläßt, und seine Verse zitierten:

‚Trink ihn aus, den Trank der Labe —‘

Weiter weiß ich's nicht. Sie sprachen es so mit Inbrunst — wie ein Bacchuspriester. Bitte, sprechen Sie's noch einmal!“

„Wie die schöne Hausfrau besiehlt!“ — Erich, nach einem leichten Lächeln, hob die weiche, tönende Stimme ein wenig:

„Trink ihn aus, den Trank der Labe,
Und vergiß den großen Schmerz!
Balsam fürs zerrißne Herz,
Wundervoll ist Bacchus' Gabe!“

Lea hörte andächtig zu. „Bravo!“ rief sie dann. „Wie begeistert Sie das ‚Wundervoll‘ sagten — das war zum Erschießen! — Nun sollen Sie aber auch Balsam trinken!“ Sie schenkte ihm aus einer geöffneten Flasche in ein goldverziertes Rheinweinglas ein: „Markobrunner! Sie sagten damals, den liebten Sie. Wie gut sich das trifft: den lieb' ich auch.“ Sie füllte auch sich ein Glas und erhob es, um mit ihm anzustoßen: „Den ersten Tropfen auf unsre Freundschaft!“

„Auf die Freundschaft zwischen dem Alpenschnakendichter und der Tochter der Kaserne!“ Erich trank aus.

„Das klingt fidel,“ erwiderte Lea; „aber nur das mit der Kaserne ist wahr: Sie dichten ja auch im großen

Stil — und sehn aus wie Apollo. Müssen aber doch auch essen, nicht wahr?" — In ihr junges Gesicht kam auf einmal etwas Mütterliches, sie nahm Löffel und Gabel und legte ihm auf seinen Teller, was sie für das Beste hielt. Er wollte sich wehren: „Bitte, lassen Sie! Ich nehm' gerne selbst!" Sie herrschte ihn aber mit einem Generalstochterlächeln an: „Bitte, keine Widerrede! Ich mein's Ihnen gut. Die Hausfrau legt's auf, und der gute Gast verzehrt's!"

Ihre verwegenen grauen Augen sahen ihn an, als fragten sie: wird der Gast gehorchen? Sie füllte dann auf ihren eigenen Teller auf, die weiten Ärmel zurückwerfend. Erich sah ihr zu; ihre etwas herbe, amazonische Anmut ging ihm auf die Sinne, es wirkte ein noch nicht erlebter, neuer Reiz darin. Er vergaß eine Weile das Essen; sie mußte ihn ermahnen. Sie trommelte lustig auf den Tisch. Sie gab ihm das Beispiel und aß. Auch das stand ihr gut; es hatte etwas „Teutonisches", Souveränes, zu der ganzen Kraft- und Prachtgestalt Stimmendes. Sie vergaß aber nicht, wieder einzuschenken. Brachte der Diener einen neuen Gang, so ergriff sie eine andre Flasche und füllte ein andres Glas, nannte den Namen des Weins dazu. Ihr war das alles so selbstverständlich, als geb' es keinen Widerspruch. Erich nahm auch das Glas, wie von ihr magnetisiert, und trank. Es ging etwas von ihr aus, eine Kraft — ihm war, als fühlte er sie.

„Gemsen jagen!" rief sie auf einmal, ihren Becher hebend. „Was tun wir hier in dem Sumpfschwerin! Gemsenjagd und Auerhahnbalz — da man nun einmal den langweiligen ewigen Frieden hat. Ich will mit Ihnen

im Alpenkostüm durchs Hochgebirg streifen! — Warten Sie: wenn Sie morgen abend kommen, da empfang' ich Sie in meinem Bergwandererkostüm; das hab' ich mir in Berchtesgaden machen lassen. Sie sollten mich darin sehn — Sie sind nicht gekommen! O Sie schlimmer Mann. Wenn sich das nur nicht rächen wird! — Dann sollen Sie mir auch Ihre Schnadahüpfl, Ihre Dialektgedichte vorlesen; ich will von Ihnen Bayrisch lernen. Und ich will Ihnen ablauschen, was ein Dichter ist. Sie sind mir noch so wunderbar! Diese blauen Augen; dieser gute Schwärmerblick. So gar nichts Militärisches; von einem Gardeoffizier keine Spur!" Sie lachte. „Nein, es ist mir eigentlich wie ein Märchen, daß wir zwei hier sitzen. Die preußische Soldatentochter und der bayrische Bub! — Ach, säßen wir lieber hoch oben auf einer Alm; vor der Sennhütte; die Sennerin wär' fortgegangen und wir zwei allein. Ich backte Ihnen einen Kaiserschmarren; das hab' ich letzten Sommer gelernt. Kaiserschmarren — Kaiser ... Sie müssen doch den Kaiser kennen lernen; Wilhelm muß Sie kennen lernen. Das mach' ich! Das mach' ich! Der Sänger soll mit dem Kaiser gehn; heißt's nicht so im Gedicht?"

„Es heißt ungefähr so," antwortete Erich lächelnd. „Aber wissen Sie, ich hab' so gar keinen Sinn für Protektion."

„Ach, Protektion! Wenn man Ihnen gut ist. — Ich bin Ihnen lächerlich gut." Sie hob wieder ihr Glas: „Auf Ihre bayrischen Berge! Auf die deutsche Poesie! Auf Ihr Dichterhaus!"

Die Gläser klangen zusammen; Lea stieß so kräftig an, daß ihr Glas zersprang. Ihr Weinrest floß über das Tischtuch hin, die Scherben klirrten. „Das tut nichts!"

sagte sie mit einem üppigen Lächeln. „Wir werden nicht sentimental, wenn etwas zerbricht! Solang' es noch andre Gläser gibt —"

Sie nahm ein leeres, füllte es und stieß wieder an. „Auf den Dichter da! Auf meinen Dichter!" Dann trank sie aus.

* * *

Sie hatten abgetafelt; unterdessen war der Mond hinaufgestiegen, und sein Rund leuchtete in das Zimmer hinein. Über die erregte Lea kam eine neue Unruhe: sie hängte sich in Erichs Arm, ging mit ihm ans Fenster und sah in die blaue Nacht hinaus, die jetzt nur noch das sanfte goldne Auge erhellte. „Wie schön es nun wohl am Wasser ist!" sagte sie nach einer Stille; „da hinten, wo die Mondbrücke hinübergeht!"

Erich erwiderte nichts. Es lag wie duftige Schleier über seinem Denken; Leas Erregung schien ihn mit zu ergreifen, mehr und mehr. Ihr freimütiges, lustig ernstes Geschwätz, ihre Stimme, ihre Nähe umrauschten und umschwülten ihn. Sie hatten endlich ihre Hüte genommen und traten vor das Haus. Die Luft war nicht mehr warm, aber mild. Auch auf dem Himmel lag ein zarter, silbernder Schleier, wohl ein Südwindsbote; der Mond durchgoldete ihn aber mit siegreichem Prangen und verklärte die ganze Welt. Als sie den Vorgarten durchschritten hatten, stieg nun rechts wie ein Traum das beschienene hochtürmige Schloß empor. Am Tage war es schon romantisch genug auf dem See geschwommen, jetzt nahm es sich wie eine phantastische Riesenkrone aus, auf das Haupt der kleinen Insel gedrückt.

Erich blieb betroffen stehn. „Das ist nicht wirklich," murmelte er. „Das ist ein Gedicht!"

„Sehn Sie, auch Baumeister können dichten —"

„Wenn der Mond ihnen hilft!"

„Ja, der hilft wohl sehr. So hab' ich das Schloß noch nicht gesehn! — Hab mir auch noch nicht gewünscht, ich möchte drin wohnen; aber jetzt — — mit Ihnen! Das wär' erst recht ein Gedicht! — Fürst und Fürstin von Mecklenburg. Wir wandelten da jetzt durch den Garten, am See. Eine große, bemalte und vergoldete Barke, wie im alten Venedig, käm' herangeschwommen. Wir stiegen ein, säßen auf dem Verdeck, im Mondschein; an einem Tisch mit den edelsten Weinen; nicht? Von unten aus dem Schiff käm' Musik herauf, Geigen, Harfen, Flöten. Und Sie sprächen mit Ihrer schönen, weichen Stimme Ihre Verse dazu. Sie dichteten Verse für mich — an mich! — — Nein, das ist zu unverschämt. Aber wir wären Fürst und Fürstin von Mecklenburg und führen so über den mondgoldnen See!"

„Ganz allein?"

„Ganz allein? — Jetzt wären wohl noch Diener da. Die rot und blauen Lakaien hier, die großherzoglichen, die könnten mit an Bord sein, die haben was Fürstliches! — — Ja, so phantasiert der Mensch. Ich merk', das steckt an, daß ich mit einem Dichter geh'! — Aber das Schloß lacht uns aus. Wie hochmütig und fremd es auf uns heruntersieht. Drehn wir ihm lieber den Rücken zu, setzen wir uns am Wasser hin!"

Sie führte ihn zum langen Marstallgebäude und an dem entlang; hier kletterten Glycinen und Rosen und noch allerlei Ranken an der Wand hinauf, ein üppiger Früh-

lingsschmuck. Dann traten sie gleichsam in eine Halle hinein, so wölbten sich Kastanienbäume von rechts und links über ihnen zusammen, machten schwärzlichen Schatten, in dem nur hier und da kleine Mondesstrahlen wie Kinder spielten. Zuletzt kamen sie ans Seegestade, wo kein Baum mehr stand. Es flüsterte da nur noch niedriges Gebüsch, und regungslose junge Fichten standen um einen aufrechten Stein herum, der ein Grabstein zu sein schien. Es war eine Inschrift eingegraben, bei dem unsicheren Mondlicht aber war sie nicht zu lesen.

„Was ist das?“ fragte Erich.

„Das ist etwas für mein Reiterherz,“ erwiderte Lea, „das gefällt mir so! Darum weiß ich's auch auswendig; die Inschrift nämlich. Da liegt Grace begraben;

Grace
Letztes Paradepferd
Des Großherzogs
Friedrich Franz II.
Des besten Landesherrn
Des besten Reiters.“

„Ein Pferd!“

„War gewiß ein g u t e s Pferd. — Hat einen schönen Ruheplatz; nicht? — Da hinter dem Busch ist auch eine Bank; dahin wollt' ich, lieber Dichtermeister. Das ist hier mein bester Platz!“

Sie nahm seine Hand und zog ihn zu der halbversteckten, langen, lehnenlosen Bank, die einsam am Ufer stand, mit weitem Blick über den großen See. Nur ein Lüftchen wehte. Das am Gestade seichte Wasser rührte sich kaum. Links erhob sich ein junger Wald von Schilf, in dem nun alle Rohrsänger und Rohrschwätzer stumm

waren. Nur hinter den beiden, wohl im Park, sangen ferne Nachtigallen, zwei oder drei; sie unterschieden es nicht.

„O wie schlagen die wunderschön!" sagte Erich leise, nachdem er, auf der Bank neben Lea sitzend, mit Andacht gelauscht hatte. „So hab' ich's fast noch nie gehört."

„Wie freut mich das; als wären's meine. — Oder verklären Sie wieder?"

„Nein, nein. — Es ist wonnevoll!"

„Ach Sie seliges Dichterherz!"

Lea saß rechts von ihm; sie kam mit ihrer suchenden Hand und legte sie auf seine linke, die auf seinem Knie lag. Er hielt still und rührte sich nicht. Eine herrliche Wärme war in ihrer Hand; als fühlte er das Leben selbst, das sich auf ihn legte. Allmählich wuchs ein andres Gefühl in ihm, das ihn träumerisch, übermächtig zu dem Wesen zog, aus dem diese berauschende Wärme floß. Er mochte nicht sprechen, er sagte nichts; seine rechte Hand hob sich aber ein wenig, ging hinter Lea herum und lag dann an ihr still.

Sie saß regungslos. Nicht abwehrend, nicht entgegenkommend, ergab sie sich dem leisen Druck, der über ihrer Hüfte lag.

So waren sie eine Weile stumm, wie die Welt; nur ein Fischchen schnalzte oder gluckste wohl, und die Nachtigallen schlugen in der Ferne. „Wie einsam es hier ist!" flüsterte Lea endlich. „Kein Ton und kein Mensch!"

„Saßen Sie hier schon öfter so?"

„Ich? Mit wem? — Allein so spät, das ‚schickt sich nicht'; und mit meinem Mann? Dann wär's tot für mich! — Ach, da zuckt Ihre Hand. Ja, ja, dann wär' das

alles tot für mich. Soll ich vor Ihnen heucheln? Nein, das tu' ich nicht. So wie wir hier nun sitzen, muß ich's Ihnen sagen. Und dann, Sie, ein Dichter, ein Menschenkenner — wenn er wiederkommt, Sie merkten ja doch gleich, wie es steht. Zwischen ihm und mir ist's aus. Den Mann, den ich geheiratet hab', den hab' ich nicht mehr!"

„Den haben Sie —"

„Nein. Oder ich hatt' ihn auch nie, hab' ihn nur geträumt! Oder hab' ihn nur genommen, weil — — Sie kamen ja nicht wieder, Sie böser Mann. Wie von der Erde verschluckt! — — Das ist offenherzig, was? — Der Mond, der Mond! Und Ihre blauen, verklärenden — — Und die Nachtigallen. Hören Sie nicht mehr zu, was ich sag'! Oder wie Sie vorhin vor dem Schloß da sagten: ‚Das ist ein Gedicht,' so denken Sie bei meinem Gerede: auch nur ein Gedicht! — Ich bin ja doch nicht unglücklich, nicht verzagt; dazu bin ich viel zu stolz. Und jetzt sitz' ich hier am See, in der schönen Nacht, und hab' meinen besten Freund, hab S i e. Lieber Meister Erich! Das ist doch ein großes Glück. Nun kein Wort mehr von all dem andern: ich hab's Ihnen gesagt, nun ist's gut! Sie sind ein Dichter, Sie sollen trinken; ich hab' Sie von den Weinflaschen weggelockt. Gehn wir wieder hin! Auch da ist nun alles still. Ich hol' Ihre bayrischen Gedichte, ich hab' sie, und Sie lesen vor. Ich sprech's Ihnen nach. Sie verbessern mich. Ich leb' in Ihrer Poesie. Das ist für mich wie Wein; werd' mich drin betrinken. Werd' darüber alles vergessen. Alles außer diesem Glück!"

„Gute Frau Lea!" sagte Erich mit unsicherer, gleichsam verhängter Stimme. Seine Seele und seine Sinne

wirrten sich ineinander; ihm war, als stiege ihm nun erst der Markobrunner, der Tokaier zu Kopf. Er hielt sie noch immer mit der rechten Hand; ihr junges Haar duftete ihn an, ihr Hals leuchtete in dem weißen Licht. „Sie — Sie und er! — Ich kann's noch nicht fassen, daß —"

„Lassen Sie's! lassen Sie's!" Sie legte ihm ihre Hand auf den Mund.

Er drückte seine Lippen auf diese Hand.

„Nein, nein, die nicht küssen!" sagte sie und nahm sie wieder fort. „O pfui; ich bin hier nicht die Dame, der man den Hof macht, der man 's Händchen küßt. Ich bin eine Frau, die bei ihrem Dichter sitzt; die ihn verehrt; ihm dankt, ihn vergöttert. Die nimmt seine Hand — und so!"

Sie zog sie an ihren Mund und bedeckte sie mit den Küssen ihrer brennenden Lippen.

„Nein, nein, nein," stammelte er. „So nicht!" — Er befreite seine Hand, umfaßte Lea und legte seinen zitternden Mund fest auf ihren Mund.

Sie warf sich an seine Brust.

* * *

Die Bücher, die Achim in der königlichen Bibliothek suchte, hatte er gefunden; aber nicht das, was seine ganze Seele suchte, die Freundin Melanie. Als er in ihre Wohnung kam, war sie eben abgereist: zu einer Freundin — berichtete ihm Frau von Lenk — welche seelische Hilfe brauchte; Melanie gedenke aber alsbald wiederzukommen, vielleicht schon am nächsten Tag. Achim stürzte sich auf die Bücher und blieb. Er wartete, den zweiten, den dritten, auch den vierten Tag; täglich erschien er bei Frau von

Lenk. Täglich derselbe Bescheid: morgen mag sie kommen! Endlich kam ein Briefchen, von Melanie an die Tante: Ich kann noch nicht fort! Ich bin ihr notwendig; sie läßt mich nicht. Ohne viel zu nützen, tu' ich ihr doch gut; also — Geduld!

Achim wütete. Er wetterte gegen die arme Tante, die doch ohnmächtig und schuldlos war: „Dieses ewige Helfen, Helfen! Sich aufopfern, für Menschen, die es nicht wert sind, die solcher Hingebung eines solchen Engels nicht würdig, die auch gar nicht wirklich zu retten sind! Samariterei, Spitalleben, nutzloser Opferdienst — weiter bleibt zuletzt nichts!"

Am fünften Tag fuhr er heim, vergrämt und verstimmt. Den letzten Abend hatte er noch bei „Staatssekretärs", bei Lindecks verbracht, aber ohne Freude: politische und soziale Gespräche, die ihm diesmal altbacken, abgelegt erschienen, vaterländische Übereinstimmung mit Lindeck, die ihn nicht erfrischte; er hatte immer wieder gedacht: wär die „Anarchistin" da, daß ich mit ihr streiten könnte! — Nun, statt mit ihr, mit dem Schicksal hadernd, kam er am Spätnachmittag nach Schwerin zurück. Er hatte sich telegraphisch angemeldet, sein Diener empfing ihn am Bahnhof, fuhr mit ihm und dem Gepäck nach Haus. Die gnädige Frau hab' einen Ausflug gemacht, mit dem Herrn aus Bayern; sie möchten nun wohl schon zurück sein, oder kämen bald. In der Wohnung war's aber noch still. Achim packte aus, mit des Dieners Hilfe; er ordnete die Blätter, auf denen er in der Berliner Bibliothek seine Auszüge und Aufzeichnungen gemacht hatte, durchflog sie wieder und legte sie dann an ihren Platz. Lea und Krieger kamen noch immer nicht. Es ward

Abendessenszeit; es begann zu dunkeln. Über Achim kam nun doch ein sonderbares Gefühl. Er durchschritt die leeren Zimmer, er ging auf und ab. Bei der ersten Heimkehr, nach der ersten Trennung, diese Art von Empfang?

Endlich erklang die Türglocke, und die beiden kamen. Lea trat zuerst herein, mit erhitztem Gesicht, aufgeregten Augen; sie warf ihren Hut auf einen Tisch, ihr Mäntelchen darüber. Erich folgte ihr, bleich und ernst. „Verzeih," sagte sie, „daß wir fast bei Nacht kommen. Es war falsch berechnet! Ich hatte mir den Weg bis zum Zeltenberg halb so weit gedacht. Dann sind wir auch im Wald zweimal irrgegangen. Und auf dem Rückweg — keine Droschke. Wieder ganz zu Fuß nach Haus!"

Achim begrüßte den Gast, die Frau, sie setzten sich zum Abendessen. Es entstand eine oberflächliche, künstliche Heiterkeit, wie gewöhnlich, wenn die rechte fehlt. „Also auf dem Zeltenberg?" fragte Achim. „Da konnt'st du wohl in die Irre gehn: warst ja noch nicht dort."

„Nein," erwiderte Lea, „aber auf dem Stadtplan hatt' ich nachgesehn. Der Weg war da aber ziemlich unklug gezeichnet; das haben diese Pläne! Einmal gingen wir beinah durchs Schilf in den See hinein. Als wir endlich hinkamen, war's schön!"

„Ja, ein schöner Platz," sagte Erich; „und eine merkwürdige Überraschung. Wie wir auf dem Hügel, in dem einsamen, feierlichen, hohen Wald an eine gewisse Stelle kamen — plötzlich zwischen den Bäumen durch das Schloß in der Ferne. Nur das Schloß und weiter nichts!"

Achim nickte: „Ja, ja, 's ist der Mühe wert. Das Schloß nimmt sich wie verzaubert aus."

„Und die Stille da oben auf dem Zeltenberg!“ rief Lea, die mit einer gewissen Hast Wein zu trinken begann. „Man hörte doch kaum einen Laut; nur ein paar Menschenstimmen vom See herauf; aber die Menschen sah man nicht. Dann fing endlich eine Drossel an! Da mußten wir aber fort, nach Haus.“

Achim lächelte: „Mit Drosseln hab’ ich hier neulich etwas Hübsches erlebt; wirklich allerliebst. Bei dem neuen Denkmal Friedrich Franz des Zweiten, dem Reiterdenkmal, das gleich am Anfang des Parks steht — Sie haben es wohl gesehn?“

Erich nickte: „Vorgestern, gestern.“

„Hinten am Postament, unter dem Schwanz des Pferds, ist eine eherne Inschrifttafel, mit Jahreszahlen, etwas ausgeschweift, umgebogen, wie das ja wohl üblich ist. Wie ich da neulich steh’ und die Zahlen lese, hör’ ich’s dahinter piepsen, mehrstimmig, offenbar aus blutjungen Kehlchen. Hinter der Inschrift ein verstecktes Nest! Es dauerte nicht lange, so kam eine schwarze Drosselmutter geflogen, die auf dem großen Rasenplatz beim Denkmal auf Würmer gejagt hatte, und flog mit ihrer Beute im Schnabel zur Familie. Da ward erst gepiepst! Ein Freudengeschrei. Dann Beruhigung und das siebzehnte oder achtzehnte Frühstück. Alles unter dem Pferdeschwanz und hinter den Jahreszahlen aus dem Leben Friedrich Franz des Zweiten!“

„Ja, ja, ja, das ist hübsch,“ sprach Erich gegen seinen Teller hin. Er war wieder ernst und still. Lea, deren Wangen glühten, füllte ihr Glas; sie hatte es eben wieder leer getrunken. Was ist mit diesem fröhlichen Bayer? dachte Achim, der die beiden aufmerksamer betrachtete.

So hab' ich ihn doch noch nie gesehn! — Und was ist mit Lea? Was haben sie miteinander gehabt?

Das Gespräch ging mühsamer, ohne Leben weiter; Achim, um es nicht einschlafen zu lassen, sprach fast fort und fort. Als das Mahl zu Ende war, kam über Erich eine sichtbare Unruhe; es schien, daß er schon aufbrechen wollte; ein Blick von Lea zu ihm hinüber hielt ihn, wie es schien, noch fest. „Ja, das ist nun leider mein letzter Abend," stieß er dann hervor. „Morgen um diese Zeit bin ich fort!"

Achim sah ihm überrascht in das noch immer bleiche Gesicht und die halb entfärbten Augen. „Was?" sagte er. „Ich verstehe nicht. Ich dachte, Sie blieben wochenlang?"

„Es will sich nicht fügen; weil — — wie es so oft im Leben anders kommt. Ich muß wieder nach Berlin."

„Warum, wenn ich fragen darf?"

„Mein Verleger; Geschäfte. Geschäftliche Dummheiten, wissen Sie. Und dann muß ich gleich nach München weiter; Familiengeschichten, Krankheiten. Das kommt so zusammen!"

„Ich bedaure herzlich. Ich hatte gehofft —"

Achim sprach nicht weiter: er blickte eben auf Lea und erstaunte sehr, so finster sah sie vor sich nieder, beide Hände gegen den Tisch gedrückt. Was verfinsterte sie, und warum zeigte sie es so ohne Scheu? — Erichs Augen hingen auch an Lea; er erhob sich und lächelte. Es war eine wunderliche Art von Lächeln. „Also wie gesagt," fing er an, — „wie gesagt, ich muß nun gehn!" Er hatte davon noch nichts gesagt. „Herr von Wittich, ich — — mir tut's sehr leid: es war nur ein Abend. Aber wenn der Mensch

halt weiter muß. Ich — dank' Ihnen herzlich. Auf ein baldiges Wiedersehn!"

Achim nahm die Hand, die Erich ihm hinstreckte, und drückte sie; er wunderte sich, wie kalt sie war. „Aber ich sehe Sie doch m o r g e n noch?"

„Morgen! — Ja, ja, ja. — Ich werd' mir noch die Ehre geben — wenn ich irgend Zeit find'. Ich hoff's. Verehrte Freundin, gute Nacht!"

„Ich bringe Sie bis zur Treppe," sagte Lea; es kam fast tonlos, heiser heraus. Sie und Erich gingen. Achim sah ihnen mit starrenden Augen nach. Was für ein Abschied? Was war das alles? — Die Tür hatte sich hinter ihnen geschlossen; unwillkürlich, halb unbewußt ging er ihnen nach. Leise öffnete er. Die beiden standen an der Treppe; Lea hielt Erich am Arm. „Du d a r f s t noch nicht fort!" flüsterte sie, ihre Augen glühten ihn an. „Gib mir dein Wort, daß du wiederkommst!"

Achim fuhr zusammen. Die Tür, von seinem zuckenden Arm berührt, lehnte sich wieder an; es gab kein Geräusch. In seinen Ohren aber fing es an zu sausen. „Du?" Sie nannte ihn du? Und „gib mir dein Wort, daß du wiederkommst"?

Er stand still und horchte. Ward da noch geflüstert? Er hatte nicht die Ruhe in den Ohren, um zu hören, ob ja, ob nicht. Dann schien ihm aber, als gingen Schritte die knarrende Treppe hinunter. Er strich sich über die Augen, die Stirn. „Klarheit!" schrie etwas in ihm. Eine wilde Kälte stand in seinem Hirn, die er nicht begriff. Er nahm alles zusammen — Kräfte, von denen er nichts gewußt, die er nie gekannt. Lea trat wieder ein; er blieb stehn.

„Was hattet ihr auf dem Zeltenberg?" war sein erstes Wort.

Lea war bleich, wie vorhin der andre. Sie sah ihm frech — so erschien es ihm — ins Gesicht. „Was wir da gehabt haben? Einen Fernblick aufs Schloß; und Drosselgesang."

„Was hattet ihr eben hier an der Treppe?"

„An der Treppe?"

„Ja. Warum sagtest du zu ihm: Du darfst noch nicht fort?"

„Ah!" rief sie, „du hast gehorcht!"

„Bitte! Leise, leise. Es sind auch noch andre Ohren im Haus — die's nicht hören sollen. Warum will er fort? Warum darf er nicht? — Sieh mich nicht so schamlos an. Dirne! Ehebrecherin!"

„Nun ja! nun ja!" sagte sie ihm mit unterdrückter Stimme in die Augen, ihr Gesicht war aber, als schriee sie. „Ich bin das alles. Ich bin nicht mehr deine Frau. Da du doch schon gehorcht hast. Ich will los von dir! Zu dem andern will ich! — Ja, ich hab' dich satt. Ja, ich mach' dir keine Ehre. Mach dich los von mir! Dann sind wir wieder frei — du und ich!"

Es übermannte den unglücklichen Achim doch, all diese entsetzlichen Bekenntnisse zu hören, dies Gesicht zu sehn; inwendig erbebte er fast bei jedem Wort. War's möglich, so was erlebt ein Mensch? Solche Frauen gibt's? Mit solchen Frauen vermählt man sich? — Es tat ihm gut, einen Tisch neben sich zu fühlen; er stützte sich mit einer Hand darauf. Er warf die erste Frage hin, die ihm durch den Kopf schoß: „Auf dem Zeltenberg —?"

„Ach was Zeltenberg. Da sagte er mir nur: ich will

fort, ich will ihn nicht sehn! Und wir kämpften eine Stunde lang. Und nun geht er d o c h! Morgen fort! — Nein, am ersten Abend —"

„Am ersten Abend!"

„Nun ja. Ich belüg' dich nicht. Du sollst alles wissen, wie's ist! — Da saßen wir auf der Bank am See; und ich hatt' ihn so viel lieber als dich —"

„Und da hat er dich —"

Lea ließ ihn nicht ausreden: „Mich verführt man nicht!" sagte sie mit einem wilden Stolz. „Da sind wir uns in die Arme gesunken — und dann heimgegangen — und dann war ich nicht mehr deine Frau. Nun weißt du's. Nun mußt du mich loslassen, wenn du Ehre im Leibe hast! Verstoß mich! Weiter will ich nichts!"

Sie hob beide Arme, an denen die geballten Fäuste hingen, und stand in grauenhafter Schönheit da. Durch Achim fuhren die Worte hin, die Lindeck auf der Salletalp von den Häuptlingstöchtern der Cimbern und Teutonen gesagt hatte: „die sich zuletzt in ihrer Wagenburg töteten; — das täte Lea von Ahlfeld auch, ohne Wimperzucken!" — Zwar, an Sterben dachte sie jetzt nicht; nur ans Weiterleben, getrennt von ihm. Mit dem andern ...

Ihre freche Schönheit erweckte wieder seinen flammenden Grimm, und die nie gekannten Kräfte. Er trat auf sie zu, so plötzlich, daß sie fast zurückfuhr; „still!" schrie er sie an, indem er doch noch die Stimme dämpfte. „Keine Silbe mehr! Ich will deine ehebrecherische Stimme nicht mehr hören, dein Dirnengesicht nicht mehr sehn! — Ob ich dich verstoßen will, wirst du s p ä t e r hören. Jetzt fort mit dir! In dein Bett! Gute Nacht!"

Er hob den Arm, da sie die Lippen zur Gegenrede

öffnete, und seine geballte, fleckig gerötete Hand schwebte wie ein Hammer, um sie niederzuschlagen; seine ringsum weißen Augen drohten aus ihren Höhlen hervor. Auf einmal verging ihr der Mut. Ist das A ch i m? dachte sie. Ein Zittern schüttelte sie wie im Fieberfrost. Vor der schwebenden Faust zurückweichend ging sie gegen die offene Tür zu, die sie hinter sich wußte; weiter wußte sie nichts. Immer rückwärts, die starren Augen auf ihn gerichtet, ohne einen Laut kam sie durch die Tür.

* * *

Als Erich Krieger einen Monat früher nach Berlin zog, hatte er ein möbliertes Zimmer genommen, am Schöneberger Ufer; darin saß er nun wieder, drei Tage nach dem letzten Schweriner Abend, bei langsam hereinbrechender Dämmerung. Ausgehn mocht' er nicht. Hunger rührte sich nicht in ihm. Das Buch, in dem er zu lesen suchte, fesselte ihn nicht. Am Ende jeder zweiten oder dritten Zeile erschien wieder die Frage und sah ihn an: was wird nun aus dieser Frau und dir? Und eh es ihm gelang, sie abzuschütteln, ging ihm doch wieder ein kühler Schauer über die Brust. Wie war dieses dämonische Schicksal über ihn gekommen? wie ein Wetterschlag? Seine fünfunddreißig Jahre waren nicht arm, nicht windstill, nicht frei von Leidenschaft und Verwicklung gewesen; aber so eine plötzliche Entladung gewitterlicher Schwüle hatte sie noch nie durchtobt. Mußte i h n das treffen? den Träumer, den Schwärmer, der so gern in rosigen Phantasien, blauen Märchen lebte? Und wenn ihm schwermütige, todesdunkle Phantasien kamen, wie anders waren sie als dieser Walkürenritt — so erschien's ihm heut — wo diese „teuto-

nische" Brünhild ihn wie einen erschlagenen Krieger auf ihr Roß hinaufwarf, um ihn zu ihren wilden Barbarengöttern zu entführen — oder wohin?

Der letzte Briefträger dieses Tages erschien, um ihm ein Paketchen zu bringen, das man ihm nach München geschickt, wo er diesen Winter gelebt, und das die Post hierher nachgesendet hatte. Erich sah die Aufschrift an, er kannte die Hand; zuerst glaubte er aber seinen Augen nicht: diese „Anna"-Hand hatte ihm so viele Monate nicht mehr geschrieben, er dachte schon längst: nie mehr! Es war aber ihre anmutige, persönliche, bei aller Jugend charaktervolle Schrift. Er öffnete; unter feuchtem Moos verpackt — das nun aber fast vertrocknet war — dufteten ihn noch schwach Maiglöckchen und andre Frühlingsblüten an; ein verspäteter aber holder Gruß. Mit noch halb abgewandter, verstörter Seele wühlte er darin. War kein geschriebenes Wort dabei? Doch: zwischen Moos und Umhüllung eingeklemmt fand er ein Briefchen, diesmal blaßgrün, nicht weiß wie sonst. Auch kleiner als sonst, aber viele grüne Blättchen drin zusammengepreßt. Und der bekannte zarte Duft! Er hatte ihn nie vergessen, oft an ihn gedacht; er nannte ihn den Annaduft.

Langsam ging er ans Fenster, setzte sich und las:

„Lieber, teurer Meister! Ich bitte Sie, nehmen Sie ihn freundlich auf, diesen Blumengruß! Es ist so viel Garten um mich her — und nach einem Tag voll Menschen bin ich so wonnig allein — und ich denk' an Sie. Ach, aber an welchem Tag denk' ich n i c h t an Sie? Ich war nicht eine Andre geworden, weil ich nicht mehr schrieb; ich dachte nur: was bin ich ihm? Was können ihm meine Briefe sein? Und so demütig ich vor Ihnen bin — daß

Sie etwa die Stirn runzeln, wenn wieder meine Handschrift kommt, oder daß Sie gähnen, wenn Sie die vier Seiten lesen, oder daß Sie sie gar nicht lesen, sondern in den Papierkorb werfen, das tät' mir doch weh; o, ich bin auch stolz. Viel zu stolz!

„Und darum war ich so lange still. Lieber Dichter der ‚Rosen und Dornen'! Lieber Erfinder des Märchens vom Seelenadelsland! Nun haben Sie wieder für mich geschrieben; — ja, für mich geschrieben; meine Seele fühlt es so. Und bis zum Überlaufen voll — von Jauchzen und von süßer Schwermut und von Freudetränen — muß ich Ihnen heute sagen: Dank, Dank, tausend Dank! — O, Ihr neues Buch. Immer erwecken Sie meine Seele, und führen sie ihren Weg, wie der Engel Raphael den jungen Tobias. Immer ist mir auch, als hätte Gott Sie mir gesendet, wie er den Engel zum Tobias sandte — damit Sie mich stärken und aufrichten, wenn die Welt mich beugen will, und mich wieder in die Wolken der Schönheit und Wahrheit und Freiheit tragen, wenn die Welt mich in den Sumpf der goldenen Erbärmlichkeit hinabzerren will. So viel sind Ihre Worte, Ihre Verse keiner andern, wie mir! Ich war seelenkrank geworden und schwach. Wenn man so allein ist unter all den Menschen — so jung — und die wissen alle, was sie wollen, was sie sollen, wozu man lebt, wohin man gehört. Die stehn alle so fest nebeneinander wie die Bäume im Wald! Und ich wie ein einsames Birkenbäumchen draußen auf der Heide, im Wind. Da schwankt's hin und her. So schauerte ich und wußte nicht: Wie soll ich leben? Was tun? Wie soll ich mich wehren? Wenn sie alle sagen: tu d a s, tu d a s? Es ist dein Glück, deine Pflicht?

„O, da kam Ihr Buch! Mit all dem Gesunden, Frohen, Frischen, und mit all dem Hohen und Herrlichen. Und mit den tiefen Gedanken, die die Welt beleuchten; als wäre man unsicher und verängstigt im kalten Nebel geschlichen, hätte nur verworrene Stimmen gehört — und auf einmal fällt er wie Schleier nieder, und die Sonne strahlt über Meer und Land, und die Glocken klingen! — Ach, und dann das Märchen, am Schluß. Wie sie mit ihm fortzieht aus dem Geburtsadelsland in das e d l e Land, wo nicht die Blutstropfen, sondern die Seelen herrschen. Wo die guten, reinen Seelen sich finden, wie sie wollen. O, das ist mein Land! Dahin bin ich mit meinem Dichter geflohn! Und da will ich leben — wenn auch nicht mit dem Dichter — aber an seine Worte glaubend, seine Jüngerin, sein Geschöpf. Und sie sollen mich nicht übers Meer zurück an das kalte Ufer des andern, öden Landes reißen!

„Nein, ich bin nun mutig und stark! S i e haben mich dazu gemacht. Ich geh' meinen Weg. Mein Engel geht neben mir. Ich will ohne Menschenfurcht zeigen, wer ich bin! Seelenlosen Satzungen will ich nicht gehorchen! Ist der Mensch nicht frei, wenn er will? Wie Sie in Ihrem Gedicht von den wahrhaft hohen Menschen sagen; Gott, wie traf mir das ins Herz. Ja, ja, ohne Menschenfurcht will ich danach trachten, auch so ein ‚w a h r h a f t hoher' zu werden — mit Demut, so gut ich's kann. Und vor der Scheinhoheit aufrecht bleiben. Meine Freiheit retten! Ich hab' meinen Engel, der geht mit mir.

„Lieber, teurer Meister! Wie verzehrt mich die Dankbarkeit. Ach, wie gern möcht' ich Ihnen zum Dank für solchen Himmelssegen — für die Adlerflügel, die Sie mir

geliehen haben — recht was Liebes tun! — Ich dacht' einmal, ich wäre was, und nun bin ich nichts. Kann nichts für Sie tun. Nur zu Gott für Sie beten! — Aber Ihnen auch was angeloben, das kann ich. Ich gelobe Ihnen: ich will lieber sterben als abfallen von dem guten Geist, der aus Ihnen spricht. Ich will nicht den andern, sondern meinem Gott und Ihnen, seiner Stimme, gehorchen!

Anna."

* * *

Erichs Augen ruhten noch lange auf dem letzten Blättchen; er sah die Buchstaben, die Worte, ohne sie zu lesen; seine Gedanken irrten darüber hin. Er war ergriffen, erschüttert, und er mußte lächeln: er, Erich Krieger, eine „Stimme Gottes"! Sein Lächeln verzerrte sich: er, mit dem es so übel stand! — Aber sie war so jung, die Anna. Wunderbar gewachsen, gereift seit dem letzten Brief — so sagte sein Gefühl — aber noch so unverkennbar jung! — Er verstand nur nicht. Was war ihr das Märchen vom Seelenadelsland? Was hatte sie darin so tief berührt, so befreit; was für „seelenlosen Satzungen" wollte sie nun nicht mehr gehorchen? War sie denn nicht ein Bürgerskind? So recht in kleiner, kleinlicher Enge, wie in einem alten Philistergiebel eingemauert hatte er sie sich gedacht. „Vor der Scheinhoheit aufrecht bleiben"? „Ihre Freiheit retten"?

Nun ja! dachte er dann: so ist vielleicht der Geburtsadel, die „Scheinhoheit" zu ihr, dem Bürgerskind gekommen, um es zu erobern. Vielleicht ist sie doch ein hübsches Kind — oder es ist ein goldener Giebel — und sie ist eine sogenannte Mißheirat wert. Und all

die klugen Leute im Städtchen, Freunde und Verwandte — all die Leute, die „wissen, was sie wollen und was sie sollen" — die haben ihr zugeredet: nimm ihn, mach dein Glück! Da fand sie ihr eignes kleines Schicksal in dem Märchen wieder; machen wir's nicht alle so? Und sie wurde „mutig und stark": ihren Idealen treu bleiben und sich nicht verkaufen!

O dieser Schwung, dieser Glanz in der jungen Seele. Erich nahm die blaßgrünen Blätter tiefgerührt in die Hand; ihm wurde wonnevoll und elend zu Mut. O hätt' ich diesen Brief vor dem ersten Schweriner Abend erhalten — ich wär' dann wohl so voll von dir, so hochgestimmt gewesen — zwischen Lea und mir wär' das nicht geschehn. Oder wär' dein Angedenken in mir noch so frisch gewesen wie damals in meinem Berchtesgadener Haus — nach dem Morgen mit Seraphine — du hättest mich vielleicht auch wie damals geschützt! — Du, du hast mich lieb ... Anders als Lea hast du mich lieb ...

Er hörte Schritte vor seiner Tür, auf dem Flur. Es ward dann leise an die Tür geklopft. Wer war das? So leise? — Ihn durchfuhr ein Schreck; er erriet's. Er faßte sich, ging und öffnete.

Draußen stand sein Schicksal. Er erkannte die hohe, volle Gestalt sogleich, obwohl das Gesicht verschleiert war. Lea trat schweigend ein; er schloß die Tür. Sie warf den Schleier zurück und sah ihn mit den heißen Augen fragend, forschend, auch drohend an.

„Ja, da bin ich nun," sagte sie. „B e i d i r. Also das ist dein Nest!" Sie warf einen flackernden Blick umher. „Blumen — Maiglöckchen — — Ah, du wirst gefeiert. Süße Huldigungen. — Da steht er nun und guckt mich

an! Warum hast du diese Tage nichts von dir hören lassen? Kein Telegramm, kein Briefchen, kein Wort?"

„Aber Lea!" entgegnete er, seine Brauen zuckten. „Warum fragst du so? — Ich in seine Wohnung? Ich sagte dir schon auf dem Zeltenberg: Mach dich frei von ihm, dann ist's gut; dann gehör' ich dir, du mir. Solang' du aber noch ihm gehörst —"

„Wollt'st du keinen geheimen Verkehr mit mir. Ja, du idealer Mensch. Du bereust wohl gern! — — Aber nein, mich mit dir zu zanken, bin ich nicht gekommen. Ich will sanft, ich will lieb, ich will ruhig sein! — Wenn du aber wüßtest, wie scheußlich diese Tage waren, noch in seinem Haus, ohne dich —"

„Warum schriebst denn du nicht?" unterbrach er sie. „Du wußtest ja, ich wollt' hierher, wußtest ja das Haus. Wenn du erreicht hast, was du wolltest, wenn er —"

„Hab' ich's denn erreicht? Nein, nein! Er gibt mich nicht frei! Er will nicht! Er will nicht!"

„Er gibt dich nicht frei —"

„Du hast's ja eben gehört. Dieser weiche, feine, schwache Mann, er ist wie ein Stein! — Schon am Abend — du warst eben fort — er hatte was gehört. Und ich sagt' ihm alles. ‚Wenn du Ehre im Leib hast, läßt du mich nun los!' Aber er — wie ein Gewittersturm. So hatt' ich ihn nie gesehn. Er erschlägt mich! dacht' ich. Ich stand da, wie vom Blitz getroffen. Und wie ein zitterndes Bürgermädel fuhr ich aus der Tür! — Dann, im Schlafzimmer — zuerst war mir, als kriegt' ich einen Nervenschlag. Lag dann im Fieber, die ganze Nacht. Oder war's kein Fieber? Ich war wie toll. So von dir getrennt, so von ihm hinabgedonnert, so vor ihm gewichen!

— Endlich war's wieder Tag. Ich wollt' ins Hotel zu dir. Ich hatte nicht den Mut: dein Gesicht auf dem Zeltenberg! ‚Erst wenn du frei von ihm bist, dann uns wiedersehn!‘ Dann merkt' ich, an allerlei Bewegung im Haus — Achims Freund, Baron Lietzow, kam und ging, und kam wieder —: das wird ein Duell! Und in mir schoß eine Hoffnung auf: Erich macht mich frei von ihm, Erich wird ihn töten!“

„Lea!“

„Wozu duelliert ihr euch denn? Wollt' er dich nicht töten? — — Wir stehn noch immer. Ich setz' mich lieber. Das war ein langer Morgen, wohl der längste, den ich je erlebt! Endlich kommt er wieder; so heil und gesund wie ich. Und kommt zu mir und sagt mir nur: ‚Nach dem Ehrenkodex, an den ich mich gebunden fühlte, hab' ich mich geschlagen; es ist aber nichts Ernstes geschehn, weder ihm noch mir. Ich bedaur' es nicht, denn mordsüchtig bin ich nicht; und wie der Mann sich heut morgen benommen hat‘ — — Ja, ja, du da, Erich. Mit den edlen Augen! Wie hast du dich denn benommen, daß der Herr von Wittich, dein Feind, dir ein Ehrenzeugnis ausgestellt, gut von dir gesprochen hat? Was hast du gemacht? Wie war euer Duell? Ich weiß weiter nichts. Wie ist's denn dazu gekommen und wie ist's verlaufen?“

„Mein Gott, wie so was kommt und verläuft. Dieser Baron Lietzow kam in der Früh' zu mir; — ich hatt' ihn schon bei dir gesehn. Er sei Wittichs bester Freund, er wisse durch den, was geschehen sei; es lieg' aber bei ihm wie im Grab. Er komme im Auftrag des Beleidigten und so weiter; die Absicht sei, jedes Aufsehn zu vermeiden — vollkommenes Geheimnis — in Betreff des Duells und

auch sonst. Ich sagte: mir ist alles recht! Und da ich in Schwerin keinen Menschen kannte — keine Waffen hatte — so einigten wir uns: er, der Baron, schafft mir einen Sekundanten, ebenso verschwiegen wie er, und eine Waffe, die ihm gehört. Dreimal schießen, auf kurze Distanz. Was Sie wollen! sagt' ich. Ich hab' keinen Wunsch, als zu zeigen, daß ich mich in jeder Weise zur Verfügung stelle; ist's dann mit mir aus, mir recht!"

„O du idealer Mensch. Und dann?"

„Dann sind wir auf der Bahn über die Grenze gefahren; ins Lübeckische oder ins Holsteinsche, was weiß ich. In einen stillen, einsamen Wald; eine Lichtung. Sein erster Schuß traf meinen Ärmel. Er streifte nur. Ich schoß in die Luft —"

„In die Luft!"

„Weil ich sein Gastrecht verraten hatte, sollt' ich ihn auch töten? — Er sah mich darauf sehr ernsthaft an. Er schoß dann auch in die Luft! — Und so wir beide bis zum Schluß. Einen Augenblick kam mir ein inwendiges Lachen: ‚was das für 'ne Komödie ist!' Und ich mußt' halt denken: Wir Menschen, was wir für närrische Geschöpfe sind! — Doch dann war mir wieder schwarz zu Mut. Endlich war's vorbei. Den Hut gelüftet und fort. Alle nach Schwerin zurück; ich allein. Und mit meinem schon gepackten Koffer hierher!"

Lea lächelte mit finstrem Gesicht. „Ohne Wiedersehn, an mir vorbei! — Und wie denkst du jetzt? Was soll nun geschehn? Ich sollt' nicht kommen, eh ich von ihm los wär'; bin nun aber hier. Ich halt's nicht aus ohne dich! Bei ihm ist die Hölle. Laß mir's nicht auch bei d i r zur Hölle werden. Erich! Hab mich lieb! Sei ein Mensch! nicht nur für die andern — für m i ch!"

„Um Gottes willen, was soll ich tun? — Er wird dich freigeben, er wird noch; hab nur noch Geduld!"

Sie stand auf, sie schüttelte die Hände, ihre Augen starrten und glühten; sie war außer sich. „Nein, er wird nicht! Er tut's nicht! Ein Marmorblock tut's eher als er! — Als er vom Duell zurückkam, und mir das gesagt hatt' — von dem ‚wirklichen Edelmann' — da sprach er weiter, wie ein Messer: Jetzt zu dir und mir! Ich hab' keine Frau mehr, das ist richtig; aber ich hab's diese Nacht bedacht, ich will nicht mit meiner Ehe vor den Richter, und auch nicht in die Welt hinaus; das mach' ich nur mit meinem G o t t ab und mit m i r. Meine Freunde haben mir Geheimnis gelobt, Erich Krieger meinem Freund. Wenn du noch so viel Scham hast, es nicht in die Welt zu tragen, so bleibt's unbekannt. Wir leben in denselben vier Wänden, wie bisher. Du versuchst es zu sühnen, oder auch nicht; wie du willst. Frei geb' ich dich nicht! Du sollst nicht auch d e n noch unglücklich machen; an mir ist's genug!"

„Lea! Das hat er dir nicht —"

„Bin ich denn eine Lügnerin? So wahr ich lebe, er hat's gesagt. So ein seelenguter Mann!" Sie lachte auf. „Er sorgt wie ein Bruder für dich! Er schützt dich vor mir! — — O, wie mir vor ihm ekelt, Erich. So ein pharisäisches, falsches, verdrehtes Herz. So hab' ich noch keinen Menschen gehaßt wie den! — Und vor der Welt verlogen bei ihm weiterleben? damit's nur keinen Skandal und kein Hohnlächeln gibt? An ihn angeschmiedet? Von dir losgerissen? — Jetzt kommt endlich Leben in dein Gesicht. Deine Augen l i e b e n mich wieder. Oder ist's nur Mitleid? — Nein, nein, nein. Mitleid, das ertrüg'

ich nicht. Ich hab' mich an dich gehängt wie — — wie das Moos am Baum hängt. Man muß es herunterschaben oder -kratzen, wenn man's abtrennen will. Sag mir, daß du mein sein willst! Daß du mich zu dir retten willst!"

„Ich? Wie soll ich das —"

„Mich von ihm befreien, Erich! — Ich hab' ihn gestern, ich hab' ihn heut morgen beschworen; hab' beinah auf den Knieen gelegen; er spricht von ‚seinem Gott' und gibt mich nicht frei! Tu d u's!"

Er starrte sie an; in ihren Augen war etwas, das ihm Grauen machte. „Ich versteh' dich nicht —"

„Ich kann so nicht leben! — Was ist er denn? — Hätt'st du ihn im Duell — — dann war's gut! Nein — vielleicht war's nicht gut; dann hätten sie d i c h genommen — oder holten dich. Eiserne Gardinen! — Aber wenn die Frau, die zu dir gehört, so nicht leben kann! Soll e r leben oder s i e? — Wenn du mir nur h e l f e n wollt'st. Wir beide miteinander. Ich hab' dir alles gegeben, Erich. Gib mir auch was von dir! Wie viel haben Männer für Frauen getan — was sie sonst nicht täten. Kann man für Lea von Ahlfeld nichts tun?"

Sie kam auf ihn zu; er trat zurück. Ihm ward dunkel vor den Augen, er sah sie kaum mehr. „Lea," fing er an; die Stimme versagte ihm, er mußte mit aller Gewalt erzwingen, daß sie weitersprach. „Ich hör' nur, daß du von Sinnen bist. Du weißt nicht, was du sagst. Sonst sprächst du nicht so zu m i r! zu m i r!"

„Doch," sagte sie und warf den Kopf zurück, daß der Busen stieg; „ich weiß, ich weiß. Ich bin nicht von Sinnen. Was denkst du denn daß mir am Leben liegt? Mir liegt n i c h t s am Leben, wenn ich nicht meinen Willen hab'!

wenn man mich knechten will!“ Sie zog einen Revolver aus der Tasche, wie wenn es ein Spielzeug wäre. Ihre Augen schlossen sich halb. „Willst du mich allein lassen, willst du mir nicht helfen, so schieß' ich mir hier vor deinen Augen ins Herz!“

Er überwand ein plötzliches Erbeben; „Lea!“ sagte er so fest und ruhig wie möglich, „ich bitte dich, komm zu dir! Morgen wirst du dir selber sagen —“

„Morgen bin ich tot!“

„Nein, du wirst dir sagen: ist denn Erich Krieger ein Mensch, der giftmischen oder morden kann? — Bitte, den Revolver weg. War es denn ein Mörder, den du auf der Bank am Wasser suchtest? dem du an die Brust —“

„Ich frag' dich, ob du mir helfen willst!“

„Lea! Sprich nicht mehr! Sonst muß ich wirklich denken, da steht eine —“

„Sprich du nicht mehr! Sonst hass' ich dich. Ja, sonst hass' ich dich; deine edle Stimme — — ich kann sie schon nicht mehr hören. Sei still! Oder sag mir was Gutes — das mir helfen will. Sag mir was! Dein letztes Wort!“

„Lieber sterben, als so!“

„Dann stirb lieber!“ Sie richtete den Revolver auf ihn. Plötzlich überfiel sie das; es glühte wie Wahnsinn in ihrem Blick.

Erich sprang auf sie zu und ergriff ihren Arm am Handgelenk, drehte ihn zur Seite. „Nein, nein,“ stammelte sie nun schon, mit einem Ausdruck, als besinne sie sich. „Ich will ja nicht. — Ich hätt's nie getan!“ — Sie riß aber ihren Arm so heftig herum, daß die Hand sich wenden konnte, und setzte den Revolver auf ihre Brust.

Erich war jedoch noch schneller als sie. Er riß ihn ihr aus der Hand, eh sie losdrücken konnte, und trat von ihr weg, bis zum Fenster hin, durch das nun schon die letzte Dämmerung hereinschaute.

Sie schrie auf; es war ein entsetzlicher Ton. Sie biß sich in die Hand, die sich die Waffe hatte nehmen lassen. Dann warf sie einen Blick auf ihn, daß sein Herz erstarrte. „Ich werd' mir schon helfen!" lallte sie, als schnürte sich ihr die Kehle zu. „Ich verachte dich! Ich hasse dich!"

So stürzte sie aus der Tür.

Viertes Buch

Aus den ersten Junitagen war Juli geworden und aus dem wieder Juli; über ein Jahr war dahin. Melanie von Karst saß am Fenster, in ihrer Wohnung am Kurfürstendamm; neben ihr, auf einem Schemel, als wolle sie sich neben Melanie recht klein machen und die „Hoheit" abwerfen, saß Prinzessin Anna, in einem lichten Sommerkleid. Sie lächelte vor Vergnügen, mit der „angebeteten" Freundin allein zu sein; ihre Gesellschafterin und Lehrerin Fräulein Seraphine hatte sie in den Zoologischen Garten geschickt, Prinz Karl war zum Sohn nach Potsdam gefahren, und Frau von Lenk war verreist. Sie hielt eine von Melanies Händen und streichelte sie, mit dem weichen, liebkosenden Druck ungestillter Zärtlichkeit. „Was haben Sie für eine schöne Hand!" sagte sie, beinahe wie ein Liebhaber aufblickend.

„Ach Sie närrische kleine Hoheit," erwiderte Melanie. „Was an mir wohl Schönes ist! Meine Tante Lenk, die hat eine feine, kleine Hand."

„Nicht so weich wie Ihre. — Fräulein Melanie! Mir ist so wohl heut! Mir geht's so gut!"

„Weil Sie auf verbotenen Wegen sind und bei der verrufenen Demokratin und Anarchistin sitzen?"

Die Prinzessin richtete sich höher auf, jugendliches Feuer in den braunen Augen. „Verboten! Ja, ja, sie verbieten

wohl; ich hör' aber nicht recht hin. Was ich für gut halt', das tu' ich d o ch. Die Freundschaft mit I h n e n, mit der Besten, Edelsten, Süßesten, Einzigen, lass' ich mir von niemand verbieten!"

Melanie lächelte. „Wissen Sie nicht n o ch so ein Wort? — Ach, geliebte Hoheit, ich würd' sagen, daß Sie etwas meschugge sind, wenn man von einer Prinzessin so etwas sagen könnte. Darf ich aber was a n d r e s sagen, das eigentlich auch nicht viel besser ist? das ich aber gestern und heut auf dem Herzen hab'?"

„Sie wissen doch, Sie dürfen mir alles sagen. Auch ‚meschugge'; das halt' ich für ein Lobeswort. Ich wollt', ich hätt' unter meinen Leuten einen, der meschugge ist!"

Melanies Gesicht ward mütterlich: „Sehn Sie, das war wieder etwas von dem, was ich meine. Die geliebte Prinzessin wird immer schroffer revolutionär, Opposition, anti; es wird schon eine Art von W o l l u st, find' ich. Und das nicht nur im Kämmerlein wie hier, nein, grad vor der Welt! Seit einem Jahr hat's so zugenommen; ich hab' oft gestaunt. Treiben Sie's nicht ein wenig zu weit, liebe, süße Hoheit?"

Prinzessin Annas Wangen wurden rot, aber nur vor Eifer. „Soll ich der Welt nicht offen zeigen, wie ich bin? Soll ich mich verstecken?"

„Sie kennen mich doch: ich bin keine, die sich versteckt. Ich hab' mir redlich Feinde gemacht! — Aber sehn Sie — zum Beispiel — es ist doch eigentlich eine drollige Geschichte, wenn es einer jungen Prinzessin Spaß macht, daß man sie in ihrer Welt eine R e p u b l i k a n e r i n nennt."

„Spaß macht mir's nicht. Ich lass' es über mich er-

gehn. Denn die Aufrichtigkeit und Wahrheit, denk' ich — — Aber ja, es macht mir Spaß!"

Melanie lächelte mit Wonne über diese Aufrichtigkeit; einen Augenblick. Dann nahm sie ihren mütterlichen Ernst wieder an. „Sehn Sie, Hoheit, sehn Sie!"

„Und Ihnen macht es nichts, wenn man Sie Anarchistin nennt!"

„Ich bin aber fünfunddreißig Jahre alt —"

„Ich werd' nächstens neunzehn."

„Und ich bin keine Hoheit, Hoheit. Das ist denn doch ein Unterschied!"

„Ist denn nicht auch der große Bismarck Republikaner gewesen?"

„Ja, als siebzehnjähriger Student. Später nicht!"

Die Prinzessin seufzte. Es flog eine anmutig schwärmende Melancholie über ihr Gesicht. Wie viel schöner sie geworden ist! dachte Melanie. Es war so viel Freies und Großes in ihre Züge gekommen; rührend jungreif saß sie da. Und zugleich ein großes, träumendes Kind!

„Sehn Sie, was ich noch sagen wollte," fing Melanie wieder an. „Das Leben ist doch eine ernste Sache, nicht wahr. Niemand lebt allein. Wenn's so weitergeht, verfeinden Sie sich am Ende noch mit Ihrem eigenen Haus! Da ist besonders Prinz Nikolaus — das eigentliche Haupt der Familie. Wie kritisch der schon von Ihnen spricht! und so laut, daß man's hören kann."

„Dafür hass' ich ihn auch," stieß Anna hervor.

„Hassen? Was für ein Wort!"

„Können Sie nicht hassen?"

„O ja. Schlechtes, Gemeines wohl. Aber Prinz Nikolaus ist nur anders als wir, nicht schlecht."

„Er will herrschen! knechten!"

„Aber liebe Hoheit—"

Die Wohnungsglocke ließ sich hören; Melanie verstummte und horchte. Anna horchte mit. Sie wußten beide, daß Achim von Wittich diesen Nachmittag kommen wollte; er hatte sich bei Melanie brieflich angemeldet, als von seiner Reise um die Erde zurück. Die leise erblaßte Melanie stand auf; sie erzwang ein Lächeln. „Wie nervös man doch ist!" sagte sie und lauschte weiter. „Sowie man nur so ein Glöckchen hört —! — Nein, der Weltumsegler ist es nicht. Der Briefträger — oder so was. — Geht schon wieder fort. Wovon sprachen wir doch?"

Die Prinzessin antwortete nicht. Mit jugendlicher, bewegter Neugier hing sie an Melanies Gesicht: was die nun wohl fühlte? Was wohl in ihrem Herzen vorging, wenn sie so auf Achim wartete? Seit nun bald zwei Jahren — das wußte Anna durch sie selbst — hatte sie ihn nicht gesehn. Er hatte die andre geheiratet; dann war die gestorben, plötzlich — im Wahnsinn, wie es hieß — und er still verschwunden. Erst nach Monaten der erste Brief von ihm, aus der weiten Welt. Dann ein zweiter, dritter. Mehr und mehr der alte Freund; langsames Sichzurückfinden ins Leben. Und nun erschien er endlich selbst . . .

Melanie setzte sich wieder, in ihrer aufrechten, schlicht tapfren Art. Anna nahm wieder ihre Hand; sie hätte ihr so gern ihr verschwiegenes Anteilnehmen, ihre Liebe gezeigt. Beide waren eine Weile stumm. Melanie streichelte aber das schöne braune Haar der Prinzessin, wie um ihr zu sagen: ich fühl's! Anna drückte vor Freude die Augen zu. Das rasche Herz ging mit ihr durch; „nicht

wahr," sprach sie mit leiser, weicher, kindlicher Stimme, „Sie sind meinem armen Wittich noch ebenso gut wie vor jener Zeit?"

Um Melanies Mund erschien ein Lächeln, das aber im Augenblick verging. „Das ist wohl eine etwas delikate Frage —"

Anna errötete, sie war erschrocken. „Ist sie sehr naiv?"

„Ach — von Ihnen ist alles lieb. Sie sind wie nicht von dieser Welt! — — Ich will Ihnen sagen: ich glaub', darin fühl' ich wie Sie — oder Sie wie ich. Nicht wahr, eben dachten Sie: wenn mir so ein alter Freund nach so schweren Zeiten wiederkäm' — und was er mir auch angetan hätte — ich wär' ihm ebenso gut!"

Die Prinzessin nickte zart. „Ich glaub' wohl."

„Ich auch! — Überhaupt, ich meine: hat man einen Menschen lieb, weil einem sein Kern, sein Wesen gefällt, hat man eben dieses Wesen lieb — was kann einen dann im innersten Gefühl an ihm irre machen? Man versteht ja, was er tut — auch wenn man's nicht erwartet hat. Verstehn ist ja alles. Und erst wenn wir Menschen verstehn, sind wir selber Menschen."

„O wie schön ist das!" rief Anna. Überwallend, hingerissen sprang sie von ihrem Schemel auf und drückte die Freundin an ihre Brust.

Melanie streichelte ihr die holde Wange. „Sie Seelensturmwind! — — Da fällt mir aber ein, was ich meiner teuren Hoheit auch noch sagen wollte. ‚Wenn wir Menschen verstehn'; wir müssen sie aber auch wirklich verstehn. Und wenn sie nicht die rechten sind, uns vor ihnen hüten. Mir scheint, Sie sind mit Seraphine von Mohrmann sehr lieb und gut. Sind Sie auch zu gut mit ihr?"

„Wie meinen Sie das?"

„Vertrauen Sie ihr zu viel? Sagen Sie ihr zu viel? Ich glaub', sie ist falsch."

Die Prinzessin schwieg eine Weile, tiefen, nachdenkenden Ernst im Gesicht. „Ist sie falsch?" sagte sie dann. „Ich weiß es nicht. Ich fühl' so und so! — Sie hat mir oft gezeigt, daß sie an mir hängt. Sie hat mir Opfer gebracht, sich dazu gedrängt — sie schien's gern zu tun. — Mit Männern ist sie, wie ich's nicht mag. Sie kokettiert. Mehr doch nicht. Ich hab' viel von ihr gelernt, sie lehrt so gut. Sie weiß viel. Und ich möcht' noch lernen. Ach, sonst sind die Tage so leer!"

„Warum sich auch von ihr trennen, Hoheit. Nur ihr nicht zu viel anvertrauen."

„Glauben Sie, das ist meine Gefahr?" — Die Prinzessin schüttelte den Kopf; ein geheimnisvolles Lächeln kam von ihren Augen. „O, ich kann auch schweigen; was ich nicht sagen will, kann ich gut behalten. Hab' ich einmal ein Geheimnis — ich hab' nicht viele — dann liegt ein Grabstein darauf; den wälzt keiner weg, auch Fräulein Seraphine nicht — und selbst Melanie die Einzige nicht!"

* * *

Wieder klang die Glocke. Diesmal horchten sie nicht vergebens; bald darauf ward geklopft, und Achims lange Gestalt trat in die geöffnete Tür. Es war doch ein andrer Anblick als sonst: an seinen Schläfen hatte sich das erste Grau eingenistet, und rechts und links von dem schwachgefärbten Mund war je eine Falte eingegraben. Das noch immer gute, kluge, hübsche Gesicht war von der

Sonne der heißen Länder gebräunt. Er verneigte sich stumm, begrüßte die Prinzessin, die seine Hand herzlich drückte. Darauf trat er vor Melanie, die mitten im Zimmer stand. „Ja, ja!“ sagte er, mit seiner Bewegung kämpfend. „Gute Melanie. So sieht man — — Was haben Sie?“

Melanie rührte sich nicht. Wie oft hatte sie in diesen Tagen gedacht, wie sie ihn empfangen, ihm entgegentreten, was sie sagen würde; viele Möglichkeiten waren vor ihr aufgetaucht; an diese hatte sie nicht gedacht. Auf einmal standen ihr Tränen in den Augen, als sie ihn so vor sich sah; sie konnte sich nicht bewegen, konnte auch nicht sprechen. Sie sah ihn nur an, die T r ä n e n sprachen. Endlich erschien auch ein ernstes Lächeln, mit dem sie ihn begrüßte.

„Sie sind eben angekommen, lieber Herr von Wittich?“ fragte die Prinzessin, da die beiden schwiegen.

„Ja, Hoheit,“ antwortete er, von dem weichen, jungen Herzenston gerührt. „Ich hab' mich beeilt — wollte Melanie so gern noch h i e r sehn, in dem — traulichen, dem — geliebten Zimmer; eh' sie Berlin verlassen hätt'.“ Seine Augen waren wieder bei Melanie, die ihn fort und fort betrachtete; die beiden ersten Tränen flossen nun langsam über ihre Wangen, dafür feuchteten andre ihren innigen Blick. „Wann wollen Sie nun fort? Dieser Tage schon?“

Melanie nickte; sie fand nun auch die Stimme, die Sprache wieder. Sie deutete nach der Frau von Lenk Zimmern hin: „Die Tante wird nach Reichenhall geschickt, und sie sehnt sich schon. Sie soll Sole baden und inhalieren, für ihre zarten Bronchien.“

„Und Sie bleiben lange dort?“

„Fünf, sechs Wochen, denk' ich."

„Liebe Melanie — darf man Sie einmal besuchen? auf einen Tag?"

„Warum fragen Sie? Hab' ich Ihnen nicht geschrieben: der Tante und mir sind Sie stets willkommen?"

„Ja. — Ich danke Ihnen. — Gute, beste Melanie!" — Jetzt, da sie ihre Augen trocknete, wurden seine feucht. Er neigte sich auf ihre Hand hinunter und küßte sie.

„Es ist schön, lieber Freund, daß Sie heute kommen: nun sehn Sie auch unsre geliebte Hoheit noch. Wir hatten ein paar gute Tage, recht viel miteinander; — morgen ist's leider vorbei. Unsre Hoheit will auch in den Süden, auch ins Hochgebirg."

„Ich will?" sagte die Prinzessin. „Ich muß. Was Gehn und Kommen betrifft, hab' ich keinen Willen!"

„Sie machen eine schöne Reise, nach Tirol, nach Kärnten; mit der ganzen Familie, als Nestküchlein."

„Ja, mit der Familie. O, wenn ich doch einmal wie ein junger Student, den Ranzen auf dem Rücken, in die Welt hineinwandern könnt'! ‚Mein Glück probieren, marschieren'!"

„Geliebte Hoheit, alles kann niemand. Übrigens, was das Glück betrifft, wer weiß, hinter welchem Berg das steht? Vielleicht tritt's Ihnen auf dieser Familienreise plötzlich in den Weg, eh Sie sich's vermuten. Es geht so seinen eigenen Gang!"

Achim nickte, mit gesenktem Blick. „Ja, das tut's! Melanie hat recht! — Es trägt auch seine eigenen Kleider — unter denen es aber auch oft versteckt, was es ist. Oft ist's gar nicht das Glück!" — Er sah auf: „Heut ist's wirklich Glück. Nach all der Rundfahrt und Irrfahrt steht man

auf einmal vor den beiden besten und holdesten Wesen, die es gibt! — Ach, lächeln Sie nicht so ablehnend. Es ist doch so. Ich hatte lange, lange keinen so guten Tag!"

Melanie wehrte mit den Händen ab: „Bitte, von all dem Unguten und Traurigen sprechen wir heut nicht. Wir setzen lieber einfach das Leben da fort, wo es — wo es abbrach — und marschieren weiter!"

Achim schüttelte mit tiefstem Ernst den Kopf: „Nein, das kann ich nicht. Im Gegenteil, unterwegs, auf der Herfahrt, hab' ich mir geschworen: ich sag' ihr alles, am ersten Tag. Ich sag' ihr auch, was die andern nicht wissen — einen will ich noch haben, der mein ganzes Schicksal kennt, der es mit mir trägt! — Ja, Melanie, ‚was die andern nicht wissen'. In meinem ersten Brief, aus Pompeji — dem richtigen Platz für Totengeschichten — da hab' ich Ihnen schon angedeutet, was gewesen ist. Aber mehr davon schreiben, das mocht' ich nicht. Schreiben nicht. Nur es in Ihrer Brust begraben, Aug' in Aug' und von Mund zu Mund!"

Prinzessin Anna sah nach der Tür und machte eine Bewegung, als wollte sie gehn. Achim trat ihr in den Weg: „Beste Hoheit, ich bitte Sie, bleiben Sie! Wie hätt' ich denn jetzt davon gesprochen, wenn ich das nicht wünschte. Sie und Melanie! — Sie haben mir einmal Ihr Vertrauen geschenkt — wissen Sie noch, im Schweriner Schloßgarten — warum ich nicht auch? Und ich glaub', der Jugend — besonders so 'ner schwärmerischen — kann man gar nichts Besseres tun, als ihr lehrreiche Geschichten erzählen — so, wie meine ist. Sie und Melanie, und sonst niemand — dann ist mir wieder wohl, dann ist's gut! Ach, wenn man so herumreist, gleichsam

mit einem gefälschten Paß, wenn das Leben zur Lüge wird, das ist gar so schrecklich. Lea, meine Frau, ‚in einem Anfall von geistiger Umnachtung‘ wäre sie in den See gegangen, ohne jeden Anlaß: so hat es ihr Vater gewünscht. Und ich hab' dem alten Mann — — nein, ich wünscht' es auch. Mir war's recht. Alles begraben mit ihr! Keine Unehre auf seinem und auf meinem Haus! Und so ging dann die Lüge hinaus in die Welt!"

Melanie starrte ihn an. „Eine Lüge —"

„Untreu war sie! Und verzweifelte dann an ihm und an mir und ging in den Tod!"

Anna und Melanie waren beide still. Sie waren blaß, vor Überraschung und Schreck, und regten sich nicht. Endlich nahm Melanie das Wort, doch fast ohne Stimme: „Lieber Freund — wie begreift man das? — O wie furchtbar, wie schauerlich. — Aber wie begreift man das? Davon hätte niemand gewußt oder geahnt? Alle Welt hat an die Lüge geglaubt?"

Achim lächelte, ein schrecklicher Anblick: „Es ging alles so rasch — es war so kurz wie ein Traum. Ich war ein paar Tage fort; als ich heimkam, da war's geschehn! Wie's geschehen ist, was weiß ich denn. Sie war meiner müde, sie hatte nicht die Herrschaft, sie haßte mich. So suchte sie ein anderes Glück! Sie hat sich's genommen, sie hat ihn an sich gerissen, darauf möcht' ich schwören; wenn einer verführt ward, sie war's nicht! Er — — Ich nenn' ihn natürlich nicht. Das liegt nun mit ihr im Grab. Ich hab' ihn noch einmal gesehn, mich mit ihm geschlagen; und in all meinem Elend gestaunt, was für ein Mensch das ist: wie edel männlich beim Duell; was für 'ne Melancholie im Blick. Offenbar die Seele voll Reue. Ich

wollt' ihn hassen und konnt' es nicht! — Dann sah sie, die Frau, daß sie falsch gerechnet hatte: sie hatte sich — o wie schamlos war sie! — sie hatte sich zu ihrer Tat bekannt, und zu ihrem Haß auf mich, damit ich sie losließe und sie könnt' nun den andern völlig an sich reißen. Denn auch das bekannte sie mir, als sie mich wie eine Rasende beschwor und flehte und drohte: er will mich nur, wenn ich frei bin von dir! Gib mich los! Dich hass' ich!"

Prinzessin Anna schüttelte sich. Sie flüsterte vor sich hin: „O was für ein Weib."

„Ich gab sie nicht frei; so wollt' ich's nicht. Da ist sie dann — das erfuhr ich später, durch ihren Brief — da ist sie dann noch zu ihm gefahren, um ihn doch in ihre Arme zu zwingen; und hat ihn unbeugsam gefunden — oder auch schon von ihr abgekehrt — und hat nur noch den Tod gesucht. Ist noch wieder nach Schwerin gekommen; am Abend, ich weiß nicht wo, hat sie mir mit dem Bleistift einen Brief geschrieben, kurz und fürchterlich: Verwünschungen gegen mich, gegen ihn; gegen die ganze Welt. In der Nacht ist sie dann, mit Steinen um den Leib, aus einem Boot in den See gesprungen. Am zweiten Tag, da fand man sie; Fischer fanden sie. Sie war von sich erlöst, hatte ihren Frieden!"

„Von sich erlöst," wiederholte Melanie; es überlief sie nun auch.

„Ja, so muß ich's nennen. Ich hab's so viel bedacht! So gesund, so voll Leben sie war — und so ganz ein Mensch von heut, wie es schien — es war doch etwas Fremdes, Wildes in ihr, wie aus alten Zeiten. Wie ein Rest aus der Cimbernzeit, hab' ich denken müssen. Ein nicht zu bändigendes, gewaltsames, auf Besitzen und Herrschen ge-

stelltes Gemüt! — Ich glaub', sie konnte nur mit jemand leben, den sie so beherrschte wie ihren Vater. Das hatte sie auch bei mir gehofft; es traf dann nicht ein, ich wehrte mich. Bei dem andern auch nicht: er hat offenbar seinen festen Willen gehabt — nachdem er im ersten Sturm erlegen war. Da verachtete sie das Leben und warf es fort!"

Achim, erregt wie er war, und offenbar von dem Bedürfnis gequält, sich anzuklagen, sprach noch ruhlos weiter; „wie hatt' ich mich da verirrt!" rief er aus. „O wie war ich blind! — Sie nannten mich einmal einen Menschenkenner, Hoheit; jetzt wissen Sie, wie wenig ich's bin. Jetzt, nachträglich, kann ich über die Nachtseiten in ihr philosophieren wie ein Professor; damals, als ich uns aneinanderfesselte, war ich wie ein Schulknabe, hab' nichts davon geahnt noch gesehn!"

Prinzessin Anna bat ihn endlich, zu schweigen; „ich kann's nicht mehr hören!" sagte sie. „Lieber Herr von Wittich — wer konnt' auch an solche Abgründe denken, und an solchen Ausgang! Bitte, helfen Sie mir, Fräulein Melanie, daß wir wegkommen von diesen schrecklichen Dingen; mir ist zu Mut, als ständ' ich bei Nacht auf dem Friedhof."

„Sprechen Sie von Ihrer letzten Reise, lieber Freund," sagte Melanie; „von der weiß ich auch noch nichts. Oder sehn Sie sich das Bild da an, die kleine Kopie von Tizians Assunta, meinen schönsten Zimmerschmuck; die hat mir die gute Tante geschenkt."

„Ja, das will ich tun!" — Achim trat vor das Bild und richtete die Augen darauf. Sie irrten aber wieder weg, zu den Damen hin. Melanie saß so unverändert da,

als hätte er sie g e s t e r n zuletzt gesehn; dieselbe schlichte, edle Erscheinung, die nicht schönen, aber ganz beseelten Züge, der grundgute Blick. Die kleine Neigung zur Fülle schien geschwunden, sie war wohl ein wenig abgemagert. War e r daran schuld? — Es zog sich ihm das Herz zusammen. Sommerfäden! dachte er. O, sie hatte damals recht! — Ja, man möchte denken, daß darin tiefes Schicksal ist. Wie viele Menschenseelen sind wohl so geschaffen — feine, zarte, edle — daß sie innig zueinander hingezogen und doch nur wie durch Sommerfäden verbunden sind; irgend eine brutale Hand zerreißt dann das zarte Gespinst: eine Leidenschaft oder auch der Tod. Ach, wie sagte sie damals: „So viele schöne Dinge sind ja für ein kurzes Leben gemacht. Vielleicht alle schönsten!" Vielleicht sind auch grade die schönsten Seelen für so ein Schicksal gemacht; so diese holde Melanie. Und die Prinzessin Anna sieht a u c h so aus...

Er schaute sie mit hellseherischen Augen an; wie ein schönes, geschmücktes Opferlamm saß sie da, träumerisch in sich versunken. — Warum Opferlamm? Erschien sie ihm nur so, weil sie eine von denen war, die so oft geopfert werden? weil sie sich schon davor gefürchtet hatte? Sie war aber noch frei und wieder gesund und strahlend schön. Und wie anmutsvoll! Wie von einem höheren Reiz verklärt! Er staunte über ihr vergeistigtes, gleichsam zur Blume entfaltetes Gesicht.

Von der Assunta wegtretend — er hatte nur Farben gesehn, weiter nichts — kam er zu den Damen zurück. „Nun, Hoheit?" sagte er, um endlich ein helles, heitres Wort zu sprechen. „Sie haben also noch dieselbe gesellschaftliche Stellung wie bei unserm Schweriner Gespräch."

Die Prinzessin verstand, was er meinte. „Ich hab' mir zu helfen gelernt," antwortete sie mit einem übermütigen Lächeln, wie er es wohl seit den Kinderjahren nicht an ihr gesehen hatte. „Ich lebe jetzt nach der Abschreckungstheorie; dabei geht mir's gut!"

„Bitte, was heißt das, Hoheit? Ich verstehe nicht."

Melanie nahm das Wort :„Unsre Prinzessin verbreitet jetzt einen so schrecklichen Nimbus um sich, daß sich keiner von den hohen Herren mehr an sie heranwagen soll. Sie ist ein Freigeist, eine Revolutionäre, eine Republikanerin. O wenn Sie gehört hätten, was diese junge Hoheit heut alles zwischen meinen vier Wänden gepredigt und gelästert hat! Sie will zum Beispiel lieber einen Zigeuner heiraten als einen aus ihrer Welt."

Achim lächelte. „Nun — das sagt man so. Aber Republikanerin ... Gestatten Sie mir, beste Hoheit, darüber ein aufrichtiges Wort zu sagen; es soll kurz sein — vielleicht auch gut. Ich meine, man sollte mit solchen Kraftworten nicht spielen —"

„Ich spiele nicht damit," unterbrach ihn die Prinzessin. „Es ist mein heiliger Ernst!"

„Daß es keine Fürsten mehr geben soll? Also auch keine Prinzessin Anna mehr?"

„Die dankt ab, sobald Sie wollen. Und die andern — Warum sollen Fürsten sein? Ich kann nicht sehn, daß die Welt dadurch besser wird. Ach, es kommt dadurch so viel Falsches, Unwahres, Unfreies in die Welt! Eine schöne, echte, edle Menschheit werden wir erst haben, wenn es keine Hoheiten und Majestäten mehr gibt, die ‚von Gottes Gnaden', wie Halbgötter, über ‚Untertanen' herrschen!"

„Mag wohl sein, mag wohl sein,“ entgegnete Achim; „ich streite nicht. Hier in diesem Zimmer will ich schon gar nicht, ganz gewiß nicht streiten! Und dann, daß eine Prinzessin so denkt — die vielleicht einmal auf den höchsten Thron steigen soll — davor zieh' ich den Hut. Aber, beste Hoheit, diese schöne, edle Menschheit, für die Sie schwärmen, ist doch im allerbesten Fall nur ein Zukunftstraum! Die Menschheit, die wir heute haben, mit der Sie und ich leben müssen — sagen wir: die deutsche Menschheit, denn von der red' ich nur — die ist ‚schlecht und recht‘, wie man sagt, das heißt in vielem Betracht noch mehr schlecht als recht. Die ist vor allem politisch so ungar, noch so tief in den Kinderjahren, zur Selbsterziehung noch so wenig geneigt und geeignet — ich spreche immer nur von der Politik — daß es ein Verbrechen, fast ein Selbstmord wäre, wenn wir morgen unsre Fürsten, unsern Kaiser wegjagten und machten eine Republik aus dem Deutschen Reich. Sie würden bald selber erstaunen und erschrecken: was haben wir da gemacht! — Ja, ja, Hoheit, glauben Sie mir; Ihre reine, hochfliegende und gut deutsche Seele würde auf den Tod erschrecken. Und wenn gar Sie die Schuld hätten, daß es dazu gekommen ist, wenn wir es auf Ihren Antrag oder Ihrer wunderschönen Augen wegen getan hätten, so würden Sie Ihr zartes Gewissen so belastet, sich so furchtbar unglücklich fühlen — Ihnen wär' kein Wasser zu tief!“

Prinzessin Anna sah ihm mit einem schwachen, bangen Lächeln ins Gesicht. „Sie machen einem ja die Hölle heiß.“

„Darum bitt' ich, Hoheit, verzichten Sie noch auf die Republik, lassen Sie uns die Monarchie! — Wenn wir

aber ohne die Monarchie noch nicht leben können, so müssen wir auch Prinzen und Prinzessinnen haben, die gute Monarchisten sind; verzeihen Sie, teure, schwärmerische Hoheit: Prinzen und Prinzessinnen, die für die Republik schwärmen, können wir nicht brauchen. Gegen den Ansturm der wirklichen, leibhaftigen, brutal leibhaftigen Republikaner — unsrer eingefleischten Feinde — muß die lebendige Monarchie, das Fürsten- und Prinzenvolk, wie eine geschlossene Phalanx beisammen stehn! — Nicht wahr, für eine große Idee möchten und würden Sie sich gerne opfern; — wie schön nicken Sie. Dann müssen Sie auch dieser Idee Opfer bringen können; sie ist dazu groß genug. Sie appelliert an jedes deutsche Herz!"

„Jedes deutsche Herz —"

„Gewiß. Und Sie haben eins, Hoheit. Outsiders taugen und gehören nicht in die Politik; da stehe jeder zu seinen Leuten und an seinem Platz! Sehn Sie — Prinzessin Emilie. Die ist ja wohl so alt wie Sie —"

„Ein Jahr älter ist sie."

„Sie haben mir einmal gesagt: in die bin ich verliebt!"

„Das ist lange her. Aber ich hab' sie gern. Sehr gern."

„Sehn Sie, beste Hoheit — was diesen unsern Punkt betrifft, ist Prinzessin Emilie einstweilen mein Ideal! Sie ist ein richtiger Mensch, eine freie Seele; aber dabei weiß sie, was sie ihrem Stande schuldig ist, und als eine gute Patriotin, als ein rechtschaffenes Herz, das seine Pflichten erfüllen will, geht sie ihren gewiesenen Weg. Sie wird wahrscheinlich einmal einen deutschen Prinzen oder Fürsten so glücklich machen, wie sie irgend kann; oder sie wird auf andre Weise den höheren Aufgaben ihres

Standes leben; aber sich beiseite oder entgegen stellen wird sie jedenfalls nicht. Und ebensowenig wird sie der deutschen Fürstenschaft jemals Schande machen; das ist selbstverständlich. Das weiß und sagt jeder, der sie kennt. Auch wenn ich in diesem Reisejahr irgendwo von ihr reden hörte, ich hab' nie was andres als Gutes gehört."

„O ja," murmelte Melanie; „die ist gut."

„Ich wollte damit nur sagen, Hoheit: auch mit aller Freiheit des Denkens und Fühlens kann man ja die Anhänglichkeit an das Alte, Gegebene und die Hingebung an eine große Notwendigkeit vereinen." Er lächelte ein wenig: „Bleiben Sie ruhig in der Theorie Republikanerin, wenn Ihnen dabei wohler ist; eine junge, feurige Seele hat gern ihren eigenen Flug; wenn Sie nur in der Wirklichkeit nie vergessen, wohin Sie gehören, und die Opfer bringen, die ein tüchtiger, edler Mensch in dieser Welt der Notwendigkeiten immer bringen muß!"

Prinzessin Anna hatte Achim mit den tiefen, großen Augen unverwandt angeblickt; sie war einmal flüchtig errötet, während er von Prinzessin Emilie sprach, dann ein wenig blaß und beinahe feierlich ernst geworden. Jetzt sah sie zu Boden, darauf in die Luft über den Bäumen des Zoologischen Gartens hinaus. Sie trat stumm ans Fenster, das offen stand, als verlange sie nach frischer Luft, und schaute auf die Straße.

„Ich hab' Sie doch nicht verletzt, teure Hoheit?" fragte Achim nach einer Weile.

Mit einem reizenden, herzlichen Lächeln blickte sie zurück: „O, Sie kennen mich doch. Nein — ich d a n k e Ihnen. Ich weiß, wie Sie's meinen, und ich werde nie — — werd' noch viel dran denken. Mein Kopf braucht

zu allem Zeit; er nimmt sie sich aber auch, er läßt nicht los, das wissen Sie."

„O, das weiß ich, Hoheit."

„Und ich danke Ihnen! — Ich hab' aber eben gesehn, Fräulein von Mohrmann sitzt schon in meinem Wagen; sie wartet. Ich möchte sie nicht länger warten lassen. Liebes Fräulein Melanie — es waren ein paar goldne Tage. Ach, möchten doch bald wieder solche kommen. Mit Ihnen fliegt man so hoch, so hoch! — Auf ein glückliches Wiedersehn!"

Sie umarmte Melanie und küßte sie. „Lieber Herr von Wittich," sagte sie dann, zwischen Heiterkeit und tiefem Ernst, „ich hoffe Ihren Lehren keine Schande zu machen. Ich nehm' sie auf die Reise mit. Auch wir werden uns wiedersehn, das hoff' ich. Nein, mich nicht hinausbegleiten ... Leben Sie recht, recht wohl!"

Sie reichte ihm die Hand, die er an die Lippen drückte. Sie hatte ihren Hut schon aufgesetzt, geschwind wie immer. Die schlanke, mädchenhafte Gestalt ging rasch aus der Tür.

Achim sah ihr nach, von ihrer Anmut bewegt. Dann wandte er sich zu Melanie zurück. Sie setzte sich eben wieder, auf ihren Fensterplatz. Plötzlich ergriff ihn wieder das heiße, schwere Gefühl, mit dem er vorhin die Treppe heraufgestiegen, eingetreten war. Er schritt von der Tür durchs Zimmer und warf sich vor ihr auf die Knie hin.

„O!" sagte sie erschrocken, „was machen Sie?"

„Melanie! — Melanie! — Melanie!" — Er schluchzte einmal auf. Dann beugte er sich vor und legte den Kopf auf ihren Schoß. Es schüttelte ihn, als weinte er, aber nur inwendig, ohne Ton.

„Lieber Freund!" sagte sie verwirrt. Stehn Sie auf!

wollte sie weitersprechen; was tun Sie da? Schickt sich das? — Sie sah aber nur erschüttert auf ihn hinab. Ihr weibliches Mitleid war mächtiger als ihr weibliches Schicklichkeitsgefühl. Endlich enthielt sie sich nicht, ihre Hand auf sein Haar zu legen, sanft darüber hin zu streichen. Als sie ihn so berührte, brach noch einmal ein Schluchzen aus ihm hervor; sein Kopf drückte sich tiefer in ihren Schoß.

„Ein Engel wie Sie!" stieß er dann hervor, mit schwer zu verstehender, halberstickter Stimme. „Was hab' ich Ihnen angetan! — Wie hab' ich mich entwürdigt — Melanie! Melanie! — Um ein Weib wie Lea! — Ich fass' es nicht, ich fass' es nicht. Können Sie mir vergeben? Können Sie mich noch a c h t e n, wenn Sie als ein Engel vergeben können? — Gott, Gott, Gott, wie war's möglich!"

Melanie hatte sich wiedergefunden; sie hob sanft, aber mit festem Willen seinen Kopf empor und sah ihm mild und ernst ins Gesicht. „Ich kann alles, auch Sie achten; Sie müssen nun aber aufstehn; so geht es nicht. Bitte, Fassung, Fassung!"

Er gehorchte und stand auf. In ihren klaren, grauen Augen lag etwas, das ihn glücklich und elend machte: es schaute ihn tröstend, aber wie von ferne an; war es schwesterlich, war es mütterlich? — Ach, und hatte er auch nur das verdient? Durfte er je auf etwas anderes hoffen als auf so einen Mutter- oder Schwesterblick?

„Ist es wirklich wahr," sagte er nur, „daß Sie mir vergeben?"

„Ach, brauchen Sie doch das Wort nicht mehr. Was hatten Sie mir denn zuleid' getan, daß ich so priesterlich großtun und verzeihen müßte? Ich hab' vorhin mit Prin-

zessin Anna von diesen Dingen gesprochen; verstehn ist ja alles, hab' ich ihr gesagt. Wenn ich verstanden hab', wie es über Sie gekommen ist, ist damit nicht alles getan? Was kann ich denn noch haben als Mitgefühl? — Das ist so schön zwischen Ihnen und mir: es braucht nichts wieder neugeschmiedet zu werden oder aufgebaut. Wir waren im Streit auseinandergegangen, wie schon manches Mal, und sind nun wieder zusammengekommen, wie schon manches Mal. Nein, sehen Sie mich nicht so traurig an. Freundschaft! So 'ne Freundschaft wie unsre ist doch auch was Gutes. Wer weiß, ob sie nicht besser als Liebe ist. Sie versteht alles, sie duldet alles, überwindet alles. Geben Sie mir die Hand, hier ist meine; — nicht küssen. Eine Schwesterhand!"

Ja, ja — schwesterlich! dachte er, in Wehmut und Zerknirschung. Er nahm nur ihre Hand und drückte sie.

* * *

An dem alten Fuß- und Reitweg von Heiligenblut zum Glocknerhaus hinauf — damals, in den Neunzigerjahren, war der neue Fahrweg noch nicht gebaut — am Niederen Sattel, dem Leiterfall gegenüber, liegt die kleine, schlichte Bricciuskapelle. Sie liegt hart am Weg, eh' man zur letzten Steigung kommt, die man „die böse Platte" nennt. Der Blick ist hier eng, von den Bergriesen sieht man nichts, die Nähe des Großglockners und seiner gewaltigen Gletscher ahnt man nicht. Man schaut aber zum schönen Leiterfall hinüber, der nicht breit, aber aus mächtiger Höhe silberweiß in die Tiefe stürzt.

Doktor Martens, der junge Münchener Gelehrte, der vor zwei Sommern als Gast in Erich Kriegers Häuschen

gewohnt hatte, kam von dem Leiterfallblick herab, der ein wenig weiter oben liegt. Er war wieder in seiner Alpenwandrertracht, diesmal auch noch mit dem Eispickel ausgerüstet; desgleichen sein jüngerer Gefährte, der Münchener Maler Lorenz, noch einer von den „Werdenden". Martens schaute mit den klugen, forschenden, etwas nüchternen Augen umher, Lorenz summte. Er stieß endlich einen Jodler aus. Der wirkte auf einen anderen Wanderer, der in gleichem Bergkostüm auf der zweiten Bank vor der Kapelle saß und etwas in der Hand betrachtete. Er machte eine halbe Wendung und hob den Kopf, offenbar den Jodelnden mit den Augen suchend.

Lorenz stieß Martens mit dem Ellbogen an: „Du! Weißt du, wer da sitzt? Jetzt erkenn' ich ihn. Das ist Erich Krieger!"

„Ah was!" sagte Martens. „Wie käm' der hierher?"

„Wie kommen denn wir hierher? — Ich kenn' ihn ja an den träumerischen Schultern und der edlen Kopfhaltung. Schau, jetzt hat er uns gesehn, er steht auf."

„Wahrhaftig!"

„Juhu!" — Lorenz schwenkte seinen noch schön grünen Hut. Sie gingen rascher und standen bald vor dem lächelnden und zunickenden Erich, der ihnen entgegengekommen war. Nun sahen sie auch, was er so träumerisch betrachtet hatte: eine Genziane, die er am Weg gepflückt, eine von den warm tiefblauen.

„Guten Nachmittag, ihr zwei!" sagte Erich und drückte ihnen die Hand. „Lange nicht gesehn! — Woher kommt ihr denn und wo wollt ihr hin?"

Martens deutete in die Luft hinaus: „Gestern von Kals, übers Bergertörl. Heut haben wir uns ein bissel

auf der Pasterze herumgetrieben und disputieren uns jetzt vom Glocknerhaus nach Heiligenblut hinunter. Was hast denn aber du da auf der Bank getrieben? mit der Genziane und dem Taschenbuch in der Hand? Besingst du die blaue Blume, als Alpendichter?"

Lorenz' rundliches, rötliches Gesicht lachte Erich an: „Oder notierst du deine Ausgaben? und wie viel Meter du noch im Sack und noch nicht vertrunken hast?"

„Ach, ach," sagte Erich, „was dieser Lorenz niedlich ist."

Martens nickte: „Ja, der hat jetzt eine grauslich witzige Zeit! — Aber wie kommst denn hierher, du weltverschollener Mann? aus deiner Berchtesgadener Einsamkeit?"

„Ich hab' meine alte Kuh auf den Berg getrieben," gab Erich zur Antwort.

„Was für 'ne alte Kuh?"

„Na, die Kreszenz, weißt, die ich als Säugling gemolken hab'. Plötzlich packt sie's neulich, weil sie sich in eine illustrierte Zeitschrift verlesen hat: mein, nun bin ich schon so alt und hab' den Großglockner noch nicht g'sehn! — Sollst ihn sehn, Alte, sag' ich auch so plötzlich wie sie. Freie Zeit, die hab' ich ja, so viel wie ich will. Und so hab' ich sie halt aufgepackt und bin heut in der Früh' von Heiligenblut mit ihr aufgestiegen, zum Glocknerhaus und zur Franz-Josefshöh'. Und vor Seligkeit hat sie gestöhnt, die Alte; gegen diese ganze Großglocknerei ist ihr Watzmann nichts!"

Martens blickte hin und her. „Aber wo bleibt sie jetzt?"

„Wird schon kommen; ich führ' sie wieder ins Tal hinunter. Mit einer alten Bäuerin ist sie unterwegs nicht grad handgemein, aber zungengemein worden; du weißt,

das hält auf! Da bin ich voraufgegangen und erwart' sie hier beim heiligen oder seligen Briccius."

Martens lächelte, so ein wenig überlegen, wie er das liebte. „Wie dir das wieder ähnlich sieht! So 'ner alten Frau die Freud' zu machen."

„So 'ner guten Frau," entgegnete Erich; eben kamen wieder Reisende mit einem Führer von oben her, er ließ sie vorbei. „Wenn sie das Geld hätt' — zufällig hab' ich's — na, dann tät' ja sie's!"

„Das Geld mein' ich nicht. Aber der Abgrund zwischen deinem Geist und ihrem. Du bist ja wie ein Fürst gegen sie!"

„Nu, was bin ich dann? — Ach, mein lieber Doktor Martens. Die Abgründe! Diese alte Kreszenz — du kennst sie ja — auf ihre Art ist sie so klug wie wir drei zusammen! — Ja, da lächelt ihr. Aber da oben" — Erich deutete zum wolkenlosen, sonnig blauen Himmel hinauf — „da lächeln sie über euer Lächeln. Und besser ist sie als wir drei zusammen; — aber das glaubt ihr auch wieder nicht. Ach, ihr lieben Herren! Ihr Aristokraten des Geistes — und die Aristokraten des Bluts — und gar die des Geldes — die meinen alle Großglockners zu sein; aber der Wind da unten im tiefen Tal, der kommt oft höher hinauf als sie!"

Es war etwas Fremdes, Sonderbares in Erichs Stimme, das Martens nun schon eine Weile hörte; er fragte sich: was ist denn das? Verhaltene Gereiztheit oder Traurigkeit, oder nervös gewordene Einsamkeit? Auch in den Worten und Gedanken schien so was zu sprechen. Er betrachtete Erich aufmerksamer, mit seinem kritischen Blick. Nun sah er Züge um Augen und Mund, die er nicht gekannt hatte; der „schöne Erich" war älter geworden,

wenn auch nicht weniger schön. Ein interessanter Hauch von Schwermut — oder was sonst? — lag über dem männlicheren, vergeistigten Gesicht.

Martens der Wißbegierige — so nannten ihn seine guten Freunde — wollte eine diplomatische Frage stellen; der Leichtfuß Lorenz kam ihm zuvor. Er setzte sich neben Erich auf die Bank, zu der sie mittlerweile geschlendert waren: „Sag, hast du diese deine tiefen Talansichten in deiner Berchtesgadener Weltverschollenheit ausgeheckt?"

„Ja, überhaupt, wie steht's damit?" nahm nun Martens das Wort. „Wir haben uns alle den Kopf zerbrochen, diesen ganzen Winter: warum gibt's keinen Erich Krieger mehr? Den Winter vorher hatt'st du so menschlich, so gemütlich mit uns in München gelebt. Dann im Frühjahr, in Berlin, hatt'st du sonst so ehrenscheuer Mann dich so tapfer anfeiern lassen —"

Erich fiel ihm ins Wort. „Na ja! Da steckt vielleicht der Teufel drin."

„So? Hast ihn drin gefunden?"

„Gefunden? — Ich hab' ihn wenigstens von weitem gesehn und bin umgekehrt; in meinen Dachsbau zurück."

„Und da hast du dann Sommer und Winter dich eingraben müssen, als wärst du nicht mehr in der Welt? Und wenn dich einmal einer heimsuchen wollt', hast ihm abgeschrieben?"

Erich betrachtete die unverkennbare Neugier auf Martens' gelblichem, schwarzbraunbärtigem Gesicht. Er verzog den leise zuckenden Mund zu einem geheimnisvollen Lächeln: „Das will ich dir erklären, Doktor. Mir hat eine Zigeunerin aus der Hand gewahrsagt: wenn ich wieder in die Welt hinauszieh', so richt' ich ein großes Un-

heil an. Ich tät' besser, ich blieb' daheim. Das ist mir ins Gemüt gegangen. Bin daheim geblieben!"

„Ach, was so ein Dichter für Unsinn red't!" sagte Martens fast beleidigt, entrüstet.

„Nein, so was!" rief Lorenz aus. „Und nun bist du ja doch in der Welt?"

* * *

Eine feine junge Dame von fast schon üppigem Wuchs, mit aufgespanntem Sonnenschirm, in einem lichtgrauen Sommerkleid, kam von der Heiligenbluter Seite her leicht und frisch gegangen; als sie nun aber aufsah und die jungen Männer auf der nahen Bank entdeckte, blieb sie plötzlich stehn. Nun fiel sie erst dem Erich ins Auge. Statt den beiden zu antworten, stand er auf und sagte gedämpft: „Die Seraphine!"

Seraphine kam näher, mit einer Befangenheit oder Unsicherheit kämpfend, die auch Erich zu überwinden hatte; an ihm vorbei mußte sie ja doch. Sie nickte ihm mit einer leichten Verneigung zu: „Ja, ich bin's, die Mohrmann. Guten Tag, Herr — Herr Erich. Wie lange haben wir uns nicht gesehn!"

Sie gab ihm die Hand, die in einem modischen Handschuh steckte; Erich knöpfte sein offenes Wollenhemd am Halse zu. „Zwei Jahre nicht," erwiderte er; „ein fünfzehntel Menschenalter! — Das heißt, nun ist's Juli, damals war's August. — Meine Münchner Freunde: Doktor Martens — aber den kennen Sie ja."

„Gewiß," sagte Seraphine; „haben ja zusammen bei Ihnen den Watzmann und den Mond angeschwärmt!" Sie gab auch Martens die Hand, mit einem fast über-

trieben freundlichen Blick, um nur nicht zu wenig zu tun: „Wissen Sie das noch?"

Was für 'ne niederträchtige Frage! dachte der leicht beleidigte Martens. Er antwortete mit einer etwas steifen Verbeugung: „Aber gnädiges Fräulein, kann man das vergessen?"

Erich stellte Herrn Lorenz vor: „Maler, Bildhauer und allerlei. Fräulein von Mohrmann, Lehrerin bei einer entzückenden Prinzessin ... Sie sind's doch noch?"

Seraphine nickte.

„Aber Sie steigen so allein zu den Gletschern hinauf? Wohl gar auf den Großglockner, Sie und Ihr Sonnenschirm?"

Sie lächelte: „Nein, das doch nicht. Ich bin nur der Vortrab: für meine fürstlichen Herrschaften, die in majestätischer Langsamkeit folgen, mach' ich da oben Quartier. Die gingen mir zu schneckenhaft! Und ich war schon einmal im Glocknerhaus, und ich kenn' die Hausmutter."

„Ach ja," sagte Martens, um ein bißchen Bosheit und Rachlust loszuwerden, „ich hab' davon gehört: Ihr damaliger Traum ist Wirklichkeit geworden: Fräulein von Mohrmann, die in Erich Kriegers Dichterheim so freisinnig gegen die hohen Herrschaften perorieren konnte, atmet nun Hofluft ein."

„Hofluft! Doch nicht so sehr. Mein Prinz Karl r e g i e r t doch nicht, wenn's auch noch an ihn kommen kann. Und seine Tochter, Prinzessin Anna — —"

Seraphine brach ab, es langweilte sie, mit diesem Doktor zu sprechen. Ihre „blonden" Augen warfen einen ihrer großen Blicke auf den Dichter. „Herr Erich!"

„Fräulein Sera?"

„Früher sagten wir einfach Erich und Sera. Wir stehn jetzt so — diplomatisch da; wie zwei Großmächte, die auf halbem Kriegsfuß sind. Ich muß inwendig lachen; Sie nicht auch? — Wir waren uns vor zwei Jahren recht gut, nicht wahr — und dann nicht so gut. Und dann sahen wir uns nicht mehr; sind uns wohl gar aus dem Weg gegangen. Jetzt stehn wir hier vor der Bricciuskapelle und machen beide so ein himmlisch kluges, feines, zugeknöpftes Gesicht. Wär's nicht besser, wir sagten uns wieder Erich und Sera und wären uns wieder gut?"

Erich sah sie plötzlich so, wie sie damals am letzten Abend von ihm hinweggeschnellt war, die aufgerissenen Augen ganz voll Haß und Wut. ... Ihm war das aber so weltenfern. In seiner Seele rührte sich nichts, weder für noch wider. „Ich war Ihnen nie nicht gut," entgegnete er. „Wir sind ja auch nie in bösem —"

„Voneinander gegangen; nein, das nicht. Aber es war doch irgend eine Mauer zwischen uns gewachsen. Da wir nun aber ein ‚fünfzehntel Menschenalter' älter geworden sind — — Ich spring' wie Remus über diese Mauer. Springen Sie nicht mit?"

Erich reichte ihr die Hand: „Sofort. Wie gern." Dann sah er aber lächelnd an sich hinunter, über die abgetragene Joppe, die kaum mehr schwarz zu nennende Samthose und die nackten Knie weg: „Wenn der eleganten Hofdame dieses verwitterte Kostüm nicht shocking ist."

„O pfui, das durften Sie nicht sagen, Sie grade nicht; Sie wissen doch, grade in diesem Kostüm sah ich Sie so gern! — Als wär' ich eine andre geworden, weil ich das Brot eines Prinzen esse. ‚Hofdame'; ich bin keine. So wenig, wie die Prinzessin, mit der ich allerlei Wissenschaften treibe,

eine richtige Prinzessin ist! — Übrigens, meine Prinzessin Anna ist immer kriegerischer geworden; — aber wegen dieses schrecklichen Kalauers verachten Sie mich nun wohl!"

„Wieso kriegerischer?"

„Ich sagte Ihnen doch damals, wissen Sie noch? die Prinzessin lese die bayrischen Dialektdichter und auch Erich Krieger; aber wissen Sie, was sie jetzt ist? Ganz von Ihren Werken begeistert; wahrhaftig. Das ist Ihre beste Leserin! Die kennt jede Zeile, jeden Vers von Ihnen; Ihre Bücher liegen bei ihr auf allen Tischen herum. Wenn ich ihr heut abend erzähl', ich hab' Sie gesehn, was wird sie da für Augen machen! — Und sie ist grade wie Sie und Ihre Werke: bald nichts als Humor, bald ganz Schwermut; in der Mitte selten. ‚Die Exzentrische!' So heißt sie ja auch am Hof. ‚Die Starklebige!' sag' ich. Sie lebt so viel rascher und tiefer als all diese Gemäßigten. Doppelt so viel. Ich sagt's ihr neulich. Da lächelte sie so reizend ernsthaft: Dann bin ich ja bald achtunddreißig alt!"

„Also bald neunzehn ist sie."

Seraphine nickte: „Übermorgen."

„Und die liest meine sämtlichen Werke?"

„Ah, das schmeichelt ihm doch! — Eitel sind wir alle; nicht? — Ja, und könnten Sie sie erst lesen sehn, diese schöne Person. Bei Ihren Dialektgedichten kann sie Tränen lachen; und bei Ihren ernsten, hochdeutschen, oft so schön melancholischen kann sie Tränen weinen."

Erich hörte kaum, was sie sprach. Ihm stand die „schöne Person" vor Augen, wie er sie damals auf der Salletalp in dem weißen Kleid und dem weißen, grau-

gefederten Hut gesehen hatte, in ihrer träumerischen, romantischen, Böcklinschen Lieblichkeit. Ach, dachte er, ob sie mich liest oder nicht — ein himmlisches Geschöpf!

Seraphine wollte weitersprechen; sie sah aber auf ihre Uhr: „O weh! Da hab' ich mich schön verschwatzt. Wie lange geh' ich noch bis zum Glocknerhaus?"

„Anderthalb Stunden; kaum," antwortete Erich. „Auf Ihren leichten Füßen nicht so viel."

„Gelt, ich war damals gut zu Fuß? — Ach Gott, wenn wir zu Ihren hohen Herrschaften hinaufstiegen, zum Hohen Göll, zum König Watzmann — es waren wohl schönere Zeiten." Seraphine, der das Kokettieren Lebenslust geworden war — in diesen Hofjahren mehr als je — sah ihrem schönen Feind noch einmal recht tief in die blauen Augen, eh' sie ging; sie legte auch die Hand auf seinen Arm, wie dann und wann in den alten Zeiten. „Na, vielleicht — wer weiß? — vielleicht kommen sie doch noch wieder. Vielleicht feiern wir noch einmal beim König Watzmann ein Friedensfest. — Hübsch, daß wir uns hier fanden ... Adieu und auf Wiedersehn!"

Sie grüßte alle drei, mit Kopf und Hand, und ging in ihrem schwebenden Gang dahin.

* * *

Martens sah dem schöngebauten Frauenzimmer, das ihm einst so warm gemacht hatte, doch nicht ohne Bewunderung nach. „Ja," murmelte er nach einer Weile, „das muß man sagen: leichte Füß'! — Wie frisch und famos sie ausschreitet; was?"

Lorenz lächelte wie ein Kenner und angenehm erregt: „Als wär' sie recht ein unternehmendes Weib!"

„O, das ist sie auch," warf Erich hin.

„Gesteh's jetzt nur ein," sagte Martens, „du verstockter Mensch: damals, vor zwei Jahren, war sie ganz energisch in dich verliebt!"

„Ach geh. Wer wird denn so töricht sein."

„Du willst nur nicht reden, als scheußlich anständiger Mensch, der du bist! — Jedenfalls war damals jemand in sie verliebt, nämlich Doktor Martens; und zwar ziemlich stark. Ja, ja, junger Malersmann; kannst dir an mir und dem alten Herkules ein abschreckendes Beispiel nehmen: auch wir beiden Kraftmenschen waren in diese nichtsnutzigen Omphales verliebt! — Weißt, ich hatt' aber so eine Ahnung, als wär' ich ihr ungeheuer gleichgültig; und das frappierte mich allmählich — wie das Eis den Champagner. Und dann dacht' ich auch, so gescheit war ich noch: die geht ihren Weg! Die würd' sich selbst dem gehörnten Teufel in die Arme legen, wenn ihr dafür eine Million Goldkronen in den Sack fielen, oder ein Krönlein auf den klugen Schädel!"

Lorenz sah Erich fragend an. „Ist die Dame so?"

„Er sagt nix. Also ja!"

Erich schaute sinnend in die Luft, zum Wasserfall hinüber. „Ich mein', über all solche Sachen sollt' man philosophisch denken. Sein Leben will jeder leben; er muß ja. Und wenn einer wie diese Sera den Stachel, den Ehrgeiz hat — und die Gaben dazu, die den Stachel treiben — und vielleicht auch die Sorg': wenn das Alter kommt — oder auch die Sehnsucht: lange, lange leben! — Zwar, das begreif' ich nicht recht, das kenn' ich nicht. Lange leben! Nein. Die Geschicht' wegwerfen! Das kenn' ich schon. Ich hab' jetzt Zeiten gehabt —— Nein,

wie diese Prinzessin leben. Rasch, tief, doppelt so viel wie die andern; und dann — wenn's am schönsten ist — jung und rasch hinaus!"

Lorenz machte sein drollig altkluges Gesicht: „Ja, wie kriegst aber zu wissen, wann's am schönsten ist? Dir sagt's kein Erzengel und kein Mensch. Und so mußt halt warten, warten, bis 's endlich gar nimmer schön ist; und so wirst du doch ein alter Kerl!"

Erich schüttelte den Kopf, während er sich das Hemd am Hals wieder aufknöpfte: „Das wird sich schon finden. Wenn einmal das Richtige kommt — das Allerbeste, das Allerschönste — das wird man schon fühlen! Schau, die Welt — — die Welt ist ein Riesenkunststück, gewiß; 'ne Freud- und Leidsymphonie, wie sie kein Bach und kein Beethoven träumen könnt'; aber wie viel wird da doch auch mit Variationen gemacht; die großen Themata zählst du an den Fingern! — Ich denk' manchmal, wenn's dunkel wird: eine neue Variation, extra für Erich Krieger komponiert — wenn die einmal käm'. Eine unerhörte, märchenhafte — und wenn ich auch gleich daran sterben müßt'. Dann hätt' ich meine hundert Jahr' gelebt!"

Lorenz schüttelte den Kopf: „Nein, so 'ne genial falsche Rechnung, die mach' ich nicht mit. Ich will noch meine Kinder huckepack tragen, und mit meinen Enkeln im Heu liegen."

„Und ich," sagte Martens, „eh' ich nicht meinen hundertsten Berg bestiegen hab', geh' ich nicht aus der Welt!"

Erich lächelte sie beide an. „Ich werd's der Kreszenz derzählen; die wird dann in ihrer Gutheit beten, daß ihr alle zwei euren Willen kriegt. Will ihr nun doch ent-

gegengehn; sie fing schon an müd zu werden; am End' liegt sie gar irgendwo am Weg. Sehn wir uns noch in Heiligenblut?"

„Ich denk' schon," versetzte Martens. „Wir waren jetzt beim Leiterfallblick, wollen noch ein bissel an dem Berg dort aufikraxeln; nachher geht's ins Tal hinab. Wir bleiben in Heiligenblut über Nacht."

„Ich auch. Also auf Wiedersehn am Abend! Bei einer Variation auf das Thema Wein!"

Erich schüttelte ihnen die Hand und ging mit großen Schritten davon, dem Glocknerhaus zu.

Martens folgte ihm mit den kleinen Augen. „Ein ‚schöner Knabe', wie Wellington vom Blücher sagte, dieser Erich Krieger. Auch in den schuftig gewordenen Kleidern, wie schaut der Mann vornehm aus."

„Ja, ja," erwiderte Lorenz, „in der Münchner ‚Allotria' haben wir's erlebt! Unser sieben oder acht haben wir da um den Tisch gesessen und Karikaturen auf ihn gezeichnet; es wollt' aber nix werden, er war nicht zu packen!"

Von der Heiligenbluter Seite her erschien jetzt ein ganzer Zug, elegante Herren und Damen; Lorenz sah sie zuerst und stieß Martens an. Sie schlenderten wie Spaziergänger daher, ohne Bergstöcke oder sonst etwas Älplerisches; es gingen auch keine Führer mit, nur zwei Diener in Livree mit kleinem Gepäck. Die Herrschaften waren zum Teil auffallend schlank und hoch gebaut, besonders ein etwas Angegrauter mit majestätischem, langem Bart.

Lorenz dämpfte die Stimme: „Du, das sind sie! Da kommen sie!"

„Der Nachtrab, die fürstlichen Herrschaften?" —

Martens nickte: „Ja, so schauen sie aus. Norddeutsch und ultramarinblaues Blut!"

„Aber gute männliche Figuren, was? — Ich seh' nur noch keine junge Prinzessin nicht."

In diesem Augenblick erschien eine Nachzüglerin, schneeweiß gekleidet, ihren Hut in der Hand; sie schaute hinein und wühlte drin, Blumen wurden sichtbar. „Donnerwetter!" stieß Lorenz hervor, unwillkürlich lauter; die junge Dame gefiel seinen Maleraugen so gut. „Da wird man wohl Monarchist, wenn man so was sieht!"

„Mensch, nicht so laut," flüsterte Martens. „Komm, gehn m'r weiter!"

„Doktor, sollten wir nicht noch ein bissel sitzen bleiben, sie vorbeiziehn lassen? So ein feines, bagschierliches Prinzesserl das. Drunten in Heiligenblut kriegen wir so was nicht zu sehn!"

„Aber nein, schau die a l t e Prinzessin oder Fürstin an: die hatscht schon so müd daher, äugelt mit der Bank. Wir müssen auch Kavaliere sein, weißt, und gebildet Platz machen. M a l dir die Junge, dann hast du sie! — Komm!"

Er zog den Maler von der Bank empor und zur Kapelle hinauf. Von da stiegen sie gleich bergan, ohne Weg; es war immer Martens' Ziel und Betreiben, große Fern- und Überblicke zu gewinnen.

* * *

Prinz Nikolaus, der Langbärtige, ging mit seinem Neffen Oskar, dem schmucken Gardeoffizier in feinstem Zivil, voran; bei der Kapelle blieb er stehn. „Das ist die Bricciuskapelle, meinst du?"

Prinz Oskar sah sich um. „Offenbar. Gegenüber der

Leiterbachfall, so stand's im Buch; und da ist er ja. — Gar nicht übel, was?"

Prinz Karl, Annas Vater, der mit seiner Schwägerin Christiane folgte, machte sein ästhetisches, bewunderndes Gesicht. „So ein Prachtstück von Wasserfall haben wir weder heut noch gestern gesehn! — Das muß man in aller Ruhe betrachten!" Er saß gern; er setzte sich auf die erste Bank.

Prinzessin Christiane setzte sich neben ihn; in ihre grauen, vom Umherschauen ermatteten Augen kam wieder etwas Leben und Feuer. „Ja, der Leiterbachfall! Davon las ich auch im Buch. Wie schön er von seinem hohen Berg in die unsichtbare Tiefe saust! — Aber wie schade, daß man ihn nicht ganz sieht. Anna — — Wo ist Anna?"

Oskar zuckte die Achseln: „Hat gegrast; natürlich. Da marodiert sie uns nach."

„Anna!" rief die Tante.

Prinzessin Anna kam schon; sie war aber noch mit den Blumen in ihrem Hut beschäftigt und beeilte sich nicht. Ihre Augen liebkosten die schönen Gewächse; diese kraftvoll würzigen Alpenblüten liebte sie so sehr. Der geschlossene Sonnenschirm hing an ihrem linken Arm. „Was?" sagte Prinzessin Christiane, als Anna herankam. „Im bloßen Kopf? Wenn die Sonne brennt?"

„Aber laß sie doch brennen, Tante. Sie brennt einem ja nur Leben in die Haut hinein!" — Anna griff in ihren Hut: „Da sind Alpenrosen! Sie standen rechts vom Weg, ihr habt sie nicht gesehn. Himmlische kleine Sträußchen; schau: sie kommen schon förmlich als Sträußchen auf die Welt. Du kriegst die ersten davon, Tante

Christiane; weil du selber noch so 'ne Art Alpenröschen bist; wenn du auch —"

„Ach, mein Kind!" seufzte Christiane.

Prinzessin Anna fuhr lächelnd fort: „Wenn du auch über dein hohes Alter klagst." Sie gab ihr von den kleinen Natursträußchen und steckte ihr eines an die Brust. „Bitte, leih mir dein Knopfloch, Vater," sagte sie dann und steckte dem Prinzen Karl ein Büschelchen Alpenrosen hinein. „Da sehn sie wie ein schöner Orden aus!"

Prinz Oskar war herangetreten und warf auf dieses rote „Gemüse" einen kritischen Blick. „Na, Bruder?" fragte sie. „Willst du auch? Oder liebt man das bei der ‚Farbe' nicht?"

„Gib nur her," antwortete er. „Raisonieren ist überflüssig." Anna legte ihm Blumen auf die Hand; er steckte sie sich selber ins Knopfloch.

„So," sagte sie, „nun schmück' ich m i c h!" Sie nahm den ganzen Rest der Alpenrosen, befestigte sie zum Teil am Hut, zum Teil an der Brust, und setzte sich den leeren Hut auf den Kopf.

Prinz Nikolaus sah dem zu, seine stolzen Züge verfinsterten sich. „Und i c h?" fragte er nach einer Weile.

„Und d u?" sprach Anna ihm nach.

„Mir gibst du nichts?"

„Wozu dir, Onkel Nikolaus? Du machst dir ja aus so einem — bäuerlichen Blümchen nichts."

„Wenn ich aber doch drum bitte?"

„Ah!"

„Ja, ich bitte drum."

„Tut mir leid. Ich geb' dir keins."

Prinz Karl fuhr ein wenig auf. „Anna!" — „Anna!"

rief auch Tante Christiane, halb empört, halb aus Bangigkeit; sie sah wieder eine „Szene“ kommen, wie sie auf dieser Reise schon einige erlebt hatte.

„Ich muß ja nicht,“ sagte Anna scheinbar kalt und ruhig. „Ich hatte die Blumen für mich gepflückt; und für Menschen, die mir gut sind und die mir gefallen.“

Prinz Nikolaus bemühte sich, ein wenig zu lächeln; er runzelte aber doch die Stirn. „Ich hab' aber nicht die Ehre, dir —“

„Zu gefallen; nein. Auf dem Weg herauf, und auf der Aussichtsbank — immer willst du erziehen an mir, als wärst du von Gott dazu berufen und als wär' ich noch ein Kind. Alles was ich sage, ist dir nicht recht, was ich tue, auch nicht. Ich hab' aber mein Menschenrecht, zu sagen und zu tun, beides so gut wie du! Wärst du Gott oder von Gott berufen, so würd' ich mich fügen; hab' aber noch nichts an dir bemerkt, das mir den Eindruck machte: das kommt von Gott!“

Prinzessin Christiane rang die Hände. Anna hatte zwar mit halb unterdrückter Stimme gesprochen, und die Bedienten standen rückwärts, in einiger Entfernung; alles konnte ihnen aber doch nicht entgehn. „Ach mein Himmel,“ seufzte sie leise, mit den Augen auf die Lakaien hindeutend. „Da haben wir wieder den Krieg!“

Prinz Nikolaus dämpfte auch die Stimme, aber ganz zu schweigen war ihm, wie gewöhnlich, unmöglich: „Ihr hört's, wie sie zu mir, ihrem Onkel, spricht. Ihre noch nicht neunzehn Jahre wissen schon alles, verstehn schon alles, wollen nicht mehr erzogen noch geleitet werden: ‚ich bin doch kein Kind mehr!‘ — Und fast alles, was du sagst oder tust, das zeigt immer wieder: du bist noch ein

unreifes, ungebärdiges, trotzendes — — kurz, du bist noch ein Kind!“

„Weil ich anders bin. Warum nicht? Ich dank' Gott dafür. Ebenso könnt' ich zu dir sagen: all dein Tun und Reden zeigt, du bist ein nicht mehr werdender, nicht mehr verstehender, und darum verdammender — kurz, du bist alt!“

„Du hörst!“ sprach Prinz Nikolaus zu Prinz Karl hinüber.

„Ach mein Gott, ja, ich höre. Kann denn mein Kind nicht nachgiebiger und fügsamer sein? Könnt ihr nicht in Frieden leben? Diese Reisewochen, dacht' ich, sollten so recht idyllisch vergehn; und da fliegen nun die bösen Worte wie Gewehrkugeln hin und her!“

Prinz Nikolaus, der die Nähe von dienstbaren Geistern sonst leicht vergaß, sobald er sich ereiferte, hatte auf einen flehenden Blick seiner Frau nach rückwärts gesehn. „Und die Lakaien,“ flüsterte er nun, „hören offenbar zu!“

Anna warf den Kopf zur Seite: „Die haben, wenn du der große Jupiter tonans wurdest, schon ganz andres gehört!“

„Wir wollen sie aber doch weiterschicken,“ sagte die Tante leise, „daß sie nichts mehr hören; und dann — liebe Leute!“ — sie seufzte — „dann wollen wir gute Menschen sein!“ Sie hob allmählich, absichtlich die Stimme, während sie ihr rechtes Knie langsam rieb und das Gesicht ein wenig verzog: „Ich sollt' hier doch noch ein bißchen rasten; mein dummes Knie fängt schon wieder an, sich schlecht zu benehmen. Hermann!“ Sie winkte die beiden Diener heran. „Sie brauchen hier nicht zu warten; wozu

das. Gehn Sie nur weiter, wir kommen nach! — Der Weg ist nicht zu verfehlen?"

„Durchaus nicht," antwortete Oskar. „Immer der Nase nach."

„Also gehn Sie!"

Die Diener, mit den Handtaschen und Mänteln, und mit dem lakaienmäßigen leeren Gesichtsausdruck, als wüßten sie von nichts, wanderten vorauf. Christiane lächelte listig, und als die beiden außer Hörweite waren, sagte sie gemütlich: „Mein dummes Knie ist noch ganz gescheit. Ich wollte nur die Dienerschaft los werden. Kinder, freuen wir uns jetzt an der schönen Stille und an dem graziösen Wasserfall! — Ich möcht' aber doch auch sehn, wie er unten ankommt; man weiß nicht, wie tief fällt er noch? Gibt's denn keine Stelle, wo man ihn ganz überblicken kann?"

„Es wird wohl eine geben," versetzte Anna; „aber wer sagt uns, wo? — Darum bat ich ja in Heiligenblut: nehmen wir einen Führer mit!"

Prinz Oskar machte sein weises Reisemarschallgesicht: „Man braucht keinen bis zum Glocknerhaus, und weiter wollen wir ja nicht, chère soeur."

„Den könnten wir nun aber fragen; und wer weiß, wie oft noch! — Da unten waren so malerische, mannhafte, prachtvolle Gestalten; Bergführer, wie man sie sich nur wünschen kann. Besonders einer — ein schöner Mensch — ich denk' mir, so sahen die alten Goten aus! ‚Der Tronjer' nannten sie ihn — oder ‚der Trojaner' — ich weiß nicht. Lauter Kraft! Und dabei so ein hübsches, kluges Lächeln. Wir haben uns gegenseitig gotisch angelächelt und —"

„Na, da hört ihr's! da hört ihr's!" rief Prinz Nikolaus, mit dem die Empörung durchging. „Das ist deine Tochter!"

Die Prinzessin wurde blaß. Sie sah ihm kalt ins Gesicht: „Das weiß er ja, er ist ja mein Vater. Wozu sagst du's ihm?"

„Blick mich nicht so trotzig an!" brach es aus Nikolaus hervor, dessen blaßrötliches Gesicht wie Purpur ward. „Gotisch angelächelt! Die Prinzessin Anna den Bergführer, den wildfremden; den ‚schönen Mann'. Wer das tut und sagt, der ist entweder noch ein Kind oder —"

„Oder?" fragte Anna stolz herausfordernd, da er innehielt.

„Da steht dein Vater, da steht dein Bruder, darum schon' ich dich! — Aber diese ewige Sucht, diese wilde Lust, unfürstlich zu sein, unmädchenhaft, unvornehm, un —"

Er stockte. Anna lächelte. „Weißt du sonst weiter kein Wort mit ‚un'?"

Christiane stand auf: „Anna, Kind, ich beschwöre dich!" Etwas zaghaft, doch durch ihre Angst ermutigt, wandte sie sich an ihren Mann und Gebieter: „Aber du — ich bitt' dich auch — sei nicht um alles so hart mit ihr. Wenn sie lächelt, weil's ein alter Gote ist — sie lernt jetzt über die Goten — das ist doch unschuldig, Nikolaus —"

„Unschuldig?" fiel er ihr ins Wort. „Aber so ist sie den ganzen Tag! So will sie sein! Sie will anders sein als wir! Sie verachtet unsre ‚Vorurteile' — so nennt sie sie — unsre Sitten, unsre Gesinnungen, unsern ‚Prinzenstolz'. Sieh doch, wie sie nickt! — Sie geht an jedem Abgrund hin. Sie will frei sein, frei! und was dann

auch daraus wird! — Das ist die Erbschaft; ich kenn' euch ja. Eure jüngere Linie . . . So hat's ja auch in dir gesteckt — nur daß ich dir's austrieb. Aber aus der andern" — er warf einen mißbilligenden Seitenblick auf Prinz Karl — „aus der andern trieb man's leider nicht heraus; deine Schwester, ihre Mutter, die war und blieb so bis zum letzten Tag! Eine Exzentrische, ein Freigeist, eine Verächterin aller guten Sitte —"

„Greif mir meine Mutter nicht an!" schrie Anna in jäher Wildheit, totenblaß geworden. „Mich meinetwegen, sie nicht! sie nicht!"

„Von ihr hast du's leider —"

„Greif mir meine Mutter nicht an!" schrie sie noch lauter. „Das verbiet' ich dir!"

„Das verbietst du mir?"

„Ja. Sprich nicht mehr von ihr!" Sie riß die Alpenrosen von ihrer Brust und warf sie ihm ins Gesicht. „Du Verleumder bis in ihr Grab!"

Prinz Karl war aufgesprungen, er hob die Hände. „Um des Himmels willen! Anna! Anna!"

„Ruffst du mich, Vater, und nicht ihn?" Sie trat zu ihm und ergriff ihn am Arm. „Es war meine Mutter! Es war deine Frau! ‚Verächterin aller guten Sitte'... Hörst du das mit an, wirst nur blaß und tust nichts? Hast du nur vor dem Bruder Respekt, vor der Toten nicht?"

„Er hätt' es nicht sagen sollen," antwortete Prinz Karl mit bebenden Lippen. „Es kam über ihn — weil du ihn so reiztest. Er — er meint's nicht so —"

„Er nimmt's aber nicht zurück! Da steht er, mit seinem Herrscherblick, mit seinem versteinerten Hohngesicht." Annas Augen irrten umher, sie drückte sich in wilder

Unruhe die Finger in die Handflächen. „Mein Gott, wo bin ich hier denn? Ich weiß nicht mehr, wo ich bin! — Oskar! Deine Mutter. So nimm dich doch deiner Mutter an — gegen diesen Menschen da!"

Bei diesen Worten fuhr ein Zucken durch Prinz Oskar hin. „Aber ich bitte dich!" sagte er mit harter Stimme, die Geduld verlierend. „So spricht man nicht vom Onkel Nikolaus! — Nur weil er dich warnen wollte —"

„Ach, du, du!" rief Anna empört und sah ihn nicht mehr an. „Tante Christiane! Deine Schwester war sie. Und du ihr ähnlich — an Leib und Seel'. Nimmst auch du das hin?"

Christiane, die arme Sklavin ihres Despoten, legte sich eine verzagte Hand auf ihr gutes, verblühtes, einst so hübsches Gesicht. „Ach, sei nur nicht gar so wild, mein Kind. Er wird's — milder sagen, wenn du ihm nur Zeit läßt —"

„Milder! — Du fürchtest dich vor deinem Mann, der dir's ‚ausgetrieben' hat. Ihr fürchtet euch alle vor ihm! Ihr seid feig, feig, feig!" Anna sah gen Himmel und rang die Hände. „O mein Gott! Was tu' ich in dieser Welt! Warum kam ich in diese Welt!"

Die Tante lief zu ihr hin und umfaßte sie. „Nein, so darfst du nicht reden, Kind. Das halt' ich nicht aus. Schlag mir nicht so aufs Herz! — Wie sie zittert, am ganzen Leib. Nein, mach dich nicht los; laß mich bei dir. Komm, komm, wir setzen uns!" Sie führte sie zur Bank, zog sie nieder, setzte sich zu ihr, sie umfangen haltend.

Anna bebte noch. „Ich will fort! Ich will fort!"

„Nein, du sollst nicht fort. Du bleibst bei uns. Wir sind doch die Deinen!"

Sie streichelte Anna mit mütterlicher Hand; ach, die war doch fast ihr Kind. An dem Kind vorbei warf sie auf ihren Gatten einen flehenden Blick.

Prinz Karl tat das Gleiche. Mit leiser Stimme sagte er zu Nikolaus: „Bruder; lieber Bruder. Sag ihr — und uns allen — irgend ein erlösendes Wort!"

Prinz Nikolaus hatte seine natürliche Röte wieder; nach und nach kam ihm auch die Selbstbeherrschung zurück, auf die er so stolz war, die ihm als dem „geistigen Oberhaupt des Hauses", als das er sich fühlte, zu seinem Rüstzeug gehörte. Er nahm seine Fürstenmiene an; „mit der blinden Leidenschaft ist schwer zu reden," begann er nach einem Räuspern, „weil sie gewöhnlich auch taub ist; doch ich will's versuchen." Er wandte den Kopf langsam zu Anna hin: „Versteh, wie ich's meine. Die Worte, die dich so empört haben, sollten ja nicht sagen, deine Mutter hätte sich gegen die gute Sitte ernst und schwer vergangen; das hat sie nie in ihrem Leben getan. Das lag nicht in ihr!—Bitte, zuck nicht so, höre noch ein Wort. So sehr ich oft andrer Meinung war, ich hab' an ihr bewundert, wie sie ihren Kampf kämpfte, denn den kämpfte sie, bis zu ihrem Ende trat sie doch nie aus dem Kreis heraus, den Gott ihr angewiesen hatte, in den sie gehörte. Das war bei ihrer Denkart ein großer Sieg! — Ich hoffe, darin folgt ihr ihre junge Tochter."

„Amen!" sagte Prinz Karl erleichtert. Er warf auf den Bruder, von dem er eine hohe Meinung hatte, einen dankbaren Blick.

„Geb' es Gott!" setzte Prinz Oskar hinzu; er glaubte aber nicht daran.

Christiane seufzte noch nachträglich, aber mit Be-

ruhigung und Freude: „Ach, ich danke dir, Nikolaus. Das war ein gutes Wort! — Wie konnten wir hier auch so unfriedlich reden; da steht ja ein Gotteshaus, die heilige Kapelle.“ Sie hatte bisher Anna fest im Arm gehalten, um einen neuen Ausbruch wenn irgend möglich zu verhüten; nun stand sie auf, ließ sie aber noch nicht los. „Wie still und freundlich das Häuschen dasteht; so mitten in der einsamen, großen Natur. Briccius, sagtet ihr. Wer war Briccius?“

Oskar schlug in seinem Reisemarschallgedächtnis nach. „Ein frommer Mann, nach der alten Sage, der aus dem Morgenland ein Fläschchen mit Christi Blut heimbrachte.“

„Und in seine dänische Heimat zog,“ half der Vater aus.

„Und hier von einer Lawine verschüttet wurde. Dann fanden sie das Fläschchen bei ihm und brachten es ins Tal hinunter, bauten die schöne Kirche; davon heißt es Heiligenblut.“

„Es sind Bilder in der Kapelle,“ ergänzte der Vater, „die das alles schildern.“

„Aber laßt uns die doch sehn!“ sagte Christiane eifrig; das war ja der beste Friedensschluß, den man wünschen konnte. „Gehn wir doch hinein!“ Sie nahm Annas Arm; indem sie mit ihr die Stufen zur Kapelle hinaufstieg, sprach sie leise an ihrem Ohr: „Wird dir gut tun, Liebchen. So ein Gotteshaus — wenn auch eins der andern — das gibt Seelenfrieden. Gott ergeben — so will's das Leben!“

Anna, noch wie in einen Seelenmantel gehüllt, blickte nicht auf und erwiderte nichts. Schweigend trat sie mit der leise seufzenden Tante ein. Die Männer folgten.

„Ach, wie wohl das tut,“ murmelte Oskar, der mit dem Oheim etwas zurückblieb, „wenn so ein Sturm vorüber ist.“

Prinz Nikolaus nickte, zuckte dann die Achseln. „Hätten wir nur die Wohltat etwas seltener!“ Damit ging er auch zum Briccius.

* * *

Erich hatte die alte Kreszenz und ihre Begleiterin unterhalb der Bösen Platte gefunden und wanderte mit ihnen über den Niederen Sattel hin. Die Begleiterin, die neue Bekanntschaft, war wohl noch bejahrter als Kreszenz, tüchtig ergraut; sie schritt aber rüstiger aus, ans Bergsteigen gewöhnt, als eine der ärmeren, oft Botengänge machenden Bäuerinnen aus dem Heiligenbluter Dorfgebiet. Erich, der zwischen den beiden ging, schaute sie umschichtig an, der Humor dieser Gruppe erheiterte ihn; Goethesche Verse fielen ihm ein, er summte sie vor sich hin:

„Prophete rechts, Prophete links,
Das Weltkind in der Mitten!“

„Ach, mein guter Erich!“ stöhnte Kreszenz, die sich an diesem langen Wandertag zu viel zugemutet hatte. „Du hast wohl gut deklamier'n, mit deine jungen Bein'. I werd jetzt doch sakrisch müd!“

„Wer hat dir's gesagt, Alte? In Berchtesgaden hat dir's ein jüngerer, kluger Mann gesagt. Und heut wieder, der nämliche: Zur Franz Josefshöh' hinauf, das wird dir zu viel; das werden halt die letzten Tropfen, wovon's überläuft!“

Kreszenz blieb stehn. „Du, ja, jetzt lauft's über.“

Sie waren in die Nähe der Bricciuskapelle gekommen; Erich wies tröstend auf die beiden Bänke, die davor standen. „Dafür ist die B a n k dort! Marschier noch bis zu der und geh sitzen.“

„Du willst weiter, Erich,“ seufzte die Alte.

„Ach was, ich sitz' hier oben so schön wie drunten im Tal. Geh nur zu!“

Er führte sie, zog und hob sie auch ein wenig; fast hätte er sie in hilfreichem Übermut auf den Arm genommen, er war stark genug dazu. Endlich saß sie, er setzte sich neben sie. „Und Sie, gutes Frauerl?“ sagte er zu der Bäuerin. „Hier ist Platz für vier und fünf.“

„Ja, wann die Kinder net waar'n,“ erwiderte die Alte; „aber die derwarten mi. Also bfiat enk Gott!“

„Gute Nacht! Gute Nacht!“ sagten Erich und Kreszenz. Die Bäuerin nickte noch zum Gruß und ging weiter; sie war bald verschwunden.

Erich strich seiner Kreszenz über die aderige, braune Hand. „Ja, so geht's halt, Alte. Aber gräm dich nicht. Der Mensch is halt so, er glaubt sich immer zehn Jahr' jünger, als er is; na, besser als umgekehrt. Wie schön konnt'st in Berchtesgaden den Arm schwenken: ‚Glaub mir's, Erich, ich steig' dir auch noch auf'n Großglockner hinauf!‘“

„Ach, i bin schon mäuselstad und sag gar nix mehr. Du, Erich, manchmal bin i wohl recht dumm?“

Erich lächelte und streichelte sie wieder. „Sag'n mir: a bissei! — Mein Gott — junge Leut'!“

„Ja, ja, weil i gar so viel jung noch bin. Gestern hat mein letzter Zahn g'sagt: bfiat di Gott!“

Die Hoheiten kamen aus der Kapelle, in der sie die ganze Bricciuslegende in den kleinen Dorfmalerbildern durchstudiert hatten. Prinz Oskar und sein Vater gähnten; die beiden auf der Bank, die hart an dem Unterbau der Kapelle stand, konnten sie nicht sehn. „Bilder für Kinder!“ sagte Oskar, mit gedämpfter Stimme, falls irgend ein

katholisches Ohr in der Nähe wäre. „Für kleine und für große," setzte Nikolaus hinzu.

Christiane himmelte ein wenig. „Mich haben sie doch gerührt!"

Erich, durch die letzten Worte der Alten in eine seiner Träumereien versunken, hatte nicht wahrgenommen, daß hinter ihm geredet wurde; „weißt, meine alte Kreszenz," sprach er nun seinen Gedanken aus, „so sagt alles im Leben einmal: bfiat di Gott! — — Morgen vormittag bleiben wir also noch im Tal, wenn d' magst; ich führ' dich spazieren und in die schöne Kirch' hinein; da wirst Augen machen. Übermorgen nach Haus!"

Christiane horchte. Sie flüsterte zu Anna, die neben ihr stand: „Wer spricht denn da auf der Bank?"

„Ein Bergführer oder Bauer, scheint mir," antwortete Anna, die auch gehorcht hatte. Sie traten leise auf der Terrasse vor; nun sahen sie die beiden. „Ja, so was ist's," sagte Christiane leise. „Und 'ne alte Frau."

„Du!" wisperte Kreszenz; sie hörte noch gut. „Hinter uns san Leut'."

„Na, so laß sie gehn," erwiderte Erich. In unwillkürlicher Neugier wendete er aber doch den Kopf zurück. Die Prinzessinnen sahen nun sein Gesicht.

„Ah!" kam es wie ein leiser, erstickter Schrei über Annas Lippen. „Tante!" flüsterte sie dann.

„Was ist?"

„Das ist — — der sieht aus wie —"

Anna verstummte: sie sah, daß der Mann auf der Bank aufgestanden war und sie mit tiefem Erstaunen betrachtete. Es flog sie ein Erröten an, sie wußte nicht warum. War er's? War er's nicht?

Kreszenz stand auch auf und schaute möglichst verstohlen hin. „Du," raunte sie, „dös san wohl feine Leut'."

Erich antwortete nicht. Ihm schlug das Herz auf einmal unbändig; er wußte, er konnte nicht zweifeln, vor wem er stand. Die Prinzessin Anna! Er hatte sie damals auf der Salletalp zu deutlich gesehn. Er hatte sich vorhin gescheut, fast gefürchtet, ihr wieder zu begegnen: sich nutzlos, sinnlos erregen, wozu? Nun stand sie da, fast dasselbe Bild wie damals, in ebenso schlichtem, weißem Kleid, auch im weißen Hut, nur keine grauen Federn dran. Und dasselbe holde Gesicht — nur gereifter, schöner. Prinzessin Anna! Prinzessin Anna! dachte er nur ganz verwirrt, weiter nichts.

„Kind, w i e sieht er aus?" fragte Christiane leise, indem sie Anna etwas nach rückwärts zog.

Anna flüsterte unsicher: „Ich d a ch t e. Wie das Bild von dem Dichter — dem Erich Krieger —"

„Das wir neulich in der Zeitschrift sahen?" — Christiane lugte wieder nach der Bank. Sie schüttelte den Kopf. „Komischer Gedanke! — Eine Ähnlichkeit. Aber das ist ja einer von h i e r; ein Bergführer oder —"

„Meinst du?"

„Na, gewiß!"

Christianen kam ein Gedanke; „halt einmal! halt einmal!" sagte sie und ergriff Annas Arm. Dann trat sie vor, auf den hübschen jungen Bergführer zu. „Bitte, sagen Sie! Hat man hier nirgends einen vollen Blick auf den Wasserfall?"

Erich sah an ihr vorbei auf die junge Prinzessin, die ein paar Schritte weiter rückwärts stand und ihn wie fragend betrachtete; plötzlich bekam er einen Schlag aufs Herz. Es

ward ein ebenso rascher Entschluß daraus — Scheu und Furcht war weg — jetzt, jetzt oder nie! Im nächsten Augenblick sprach er schon; so schnell hatte er vielleicht noch nie gedacht. In seinem Gebirgsbayrisch, das Hüetl respektvoll abnehmend, antwortete er: „Ei ja freili! Den gibt's wohl."

„Sind Sie ein Bergführer von Heiligenblut?" fragte Christiane.

„Einer von die Eing'schriebnen, na, dös bin i nit. Aber Ihna hinführ'n, dös könnt' i wohl."

„Wollen Sie?"

„War' scho' recht." Er drehte den Kopf seiner Kreszenz zu, die ihn sehr verwundert anschaute; „geh weiter," raunte er, „bis zur Aussichtsbank; hier wird a G'spassettl g'macht!" Darauf streichelte er sie derb gemütlich, wieder in seiner Rolle, und sprach so laut, daß die andern es hörten: „Kannst a scho' wieder ausschreiten, Alte? Nacher lauf voran; aber wier a Schneck; i hol di scho' ein."

Die Alte war klug wie der Teufel, wenn es galt, dem Erich bei einem seiner Späße und Humore zu helfen; sie machte sofort ihr unschuldigstes Bauernweibgesicht. „O mein!" sagte sie, nach einem ebenso unschuldigen, aber heimlich mächtig neugierigen Blick auf die schöne junge Dame, der ja wohl das G'spassettl galt. „I bin scho' wieder recht gut bei'nand. Nur Zeit lassen: du kimmst halt, wann d'kimmst!"

Sie schaute niemand mehr an und ging, nach der noch unsichtbaren Aussichtsbank über dem Heiligenbluter Talboden zu.

„Du hörst!" flüsterte Christiane. „Die sind beid' von hier!"

Aber diese Ähnlichkeit! dachte Anna, beklommen und

enttäuscht zugleich. Kann ein Heiligenbluter Bauer so schön sein? — Zwar, auch der „Trojaner" oder „Tronjer" war schön. — Aber so einem Dichter, meinem Dichter gleich? Macht die Natur so närrische, so dumme Späße? — Es mißfiel ihr sehr; es verstörte sie.

Christiane ging die Stufen der Terrasse hinunter, mit Anna; die Herren standen schon auf der Straße, wunderten sich über Christiane und warteten. „Es soll natürlich Ihr Schade nicht sein," sagte sie zu Erich.

„Is scho' recht," versetzte er.

„Nämlich, eigentlich —" sie blickte mit jugendlich unternehmenden Augen ihre Herren an — „ich dächte mir's am allerschönsten, wenn wir den Wasserfall von unten betrachteten!"

Prinz Karl erschrak etwas. „Von ganz unten?"

„Nun ja! Und uns von ihm anstäuben ließen — und aus der Tiefe an ihm hinaufguckten —"

Nikolaus lachte kurz auf. „Da haben wir wieder die abenteuernde Tante Christiane!"

„Bitte, laß mich nur einmal." Sie wendete sich zu ihrem „Führer": „Kann man da gut hinunterkommen? Ohne daß man den Hals bricht, mein' ich?"

„Glei' den Hals?" antwortete Erich lächelnd. „Den wohl nit. Aber so a paar Knochen möchten's Ihna wohl derbrechen; denn Weg und Steg gibt's da nit, und das Aufi- und Abikraxeln san's wohl nit g'wohnt."

„Nein, guter Mann," sagte Christiane heiter, „das bin ich nicht." Der Mann gefiel ihr immer besser; sie atmete richtige Alpenluft. „Wie hübsch ihm das steht," flüsterte sie Anna zu, „wenn er so gebirglerisch spricht!"

Anna wußte nicht, was sie denken sollte; immer warf

sie wieder, gegen ihren Willen, forschende oder staunende Blicke auf den unheimlichen Doppelgänger in den verwetterten Kleidern. „Und — die Ähnlichkeit!" murmelte sie.

Christiane schüttelte wieder den Kopf: „Find'st du die so stark? Ich nicht!" Sie sprach laut zu ihren Männern hin: „Ja, was machen wir dann? Ein paar Knochen zu zerbrechen haben wir wohl keine Lust. Aber andrerseits — da wir nun schon so 'nen Alpenmann haben — ich hör' den Dialekt so gern. Wir sollten ihn behalten und —"

„Schnadahüpfln!" rief Oskar. „Lassen wir ihn Schnadahüpfln singen! Er sieht so aus, als könnt' er das. Ich hab' einmal in Tirol einen gehört, der war ganz famos."

Nikolaus stimmte zu: „Sehr gut! Eine Handvoll Schnadahüpfln! Das gibt Alpenstimmung."

Prinz Karl saß schon wieder auf der Bank. „Sehr gut! — Zum Glocknerhaus kommen wir immer noch früh genug!"

Christiane klatschte vor Vergnügen in die Hände, so viel Zustimmung erlebte sie nicht oft: „Ah, jetzt wird's lieb! — Anna sagt nichts. — Das wär doch einmal nach deinem Sinn?"

„Wir wissen ja nicht," erwiderte Anna, „ob er mag und will."

Es überlief Erich, als er Annas schöne, warme Stimme hörte; bisher hatte sie nur leise gesprochen. „O ja, Fräulein," sagte er schnellgefaßt, „mögen tat' i schon."

„Und können?" fragte Nikolaus.

„Und können aa. Dös kann a jeder bei uns in die Berg'."

Christiane sah ihn immer huldvoller an. „Sie wissen so was auswendig?"

Erich lächelte: „Den ganzen Kopf hab' i voll!"

„Also dann zur Attacke rechts!" rief Oskar. „Drauf los!"

„Laß uns erst sitzen, Oskar." Christiane zog Anna zu sich auf die Bank, neben Schwager Karl. „Ah, nun wird mir wohl!" Indem sie Annas Hand in die ihre nahm, winkte sie dem schmucken Hochgebirgler auffordernd zu. „Singen Sie's nur recht echt, lieber Mann; aber nicht zu echt: so daß wir Sie verstehn!"

„Luschtige? Traurige?" fragte Erich.

„Was Sie wollen."

„Fidel!" rief Oskar.

Erich fing nach einem Augenblick des Besinnens an, in der schlichten, mehr rezitierenden Art, in der das Volk die Schnadahüpfln singt:

„Mei' Schatzerl hat g'heirat'
Und hat jetzt an Mann;
Eia, wann's net mei' Schatzerl war',
Gang's mi nix an."

Prinz Karl lachte ein wenig. „Ein guter Galgenhumor!"

„Nur mehr, mehr," sagte Christiane.

Erich sang ein zweites:

„Mei' Dirndl hoaßt Reserl,
Is reserlat g'mol'n;
Hon d' Kaiserin g'seg'n,
Hot ma n e t so guat g'foll'n."

Jetzt lachte Prinz N i k o l a u s, in seiner kalten Manier. „Das ist moderne Demokratie!"

„Reserlat g'mol'n?" fragte Christiane ihren „Allwissenden". „Was heißt das?"

„Ich denk', resolut gemalt!"

Erich sah sich die Prinzen an; es kitzelte ihn, noch so ein „demokratisches" Schnadahüpfl vorzutragen:

„Wann a Prinz sagat': ‚Tausch'n ma!'
I b'sinnat' mi schier.
I woaß, was i bin,
Aber nit, was i wir'!"

Die drei Männer lachten. „Ein ahnungsloses Gemüt," sagte Prinz Karl dann mit halber Stimme.

Oskar sprach lauter, ungenierter: „Da hört man einmal, wie die lieben Leute denken!"

Erich mußte immer wieder auf die junge Prinzessin schauen, seine trunkenen Augen verschlangen sie; ihm war's wie ein Traum. Sie blickte ihn an! Er sang vor ihr! Und wie wunderlich, wie fragend, wie rätselhaft blickte sie ihn an! — Die Prinzessin, die seine Werke las, „jede Zeile, jeden Vers von ihm kannte," von seinem Dichten „begeistert war" ... O wenn du wüßtest! fuhr ihm durch den Sinn. Wenn ich dir verriete, wer ich — —

Und warum denn nicht? rief eine verwegene Stimme in ihm. Ein süßer Taumel wiegte ihn. „Wünschen die Herrschaften noch mehr?" fragte er hochdeutsch, in einer plötzlichen Eingebung.

Anna starrte ihn betroffen an. „Ah?" sagte Nikolaus verwundert. „Jetzt spricht er Hochdeutsch?"

Erich antwortete auf gut Bayrisch: „So a bissel Schriftdeutsch, dös kann i aa."

Christiane schüttelte aber den Kopf: „Nein, bleiben Sie bei Ihrer Sprache. Noch mehr!"

In diesem Augenblick fielen ihm die Schnadahüpfln ein, die er an jenem Abend umgedichtet hatte, als er den

zweiten Brief von seiner Unbekannten bekam. Wenn die Prinzessin all meine Verse kennt, dachte er — zwei davon stehn in meinem neuen Buch — dann kennt sie auch die! — Aber mit dem umgedichteten fang' ich an ...

„Etwas Ernsthaftes," sprach er zur Prinzessin Christiane hin, „wann's g'fällig is.

Da drob'n auf die Berg'
Is's so feierli still.
Da red't halt nur Oaner;
Der woaß aber viel!"

Christiane nickte zustimmend: „Ei, wie hübsch gedacht."

Erichs Augen lagen fest auf Anna, er sang jetzt nur noch für sie:

„Und was hilft's euch, was tuat's euch,
Wann der Herr droben spricht?
Er spricht wohl zu leis,
Denn ihr hört ihn ja nicht!"

Anna fuhr zusammen; sie erkannte die Verse. In ihrer Erregung stieß sie mit ihrem Arm an den der Tante und flüsterte: „Tante Christiane!"

„Was?"

„Das sind Verse von i h m!"

„Von wem?"

„Von Erich Krieger!"

Christiane stutzte einen Augenblick. „Nun ja," flüsterte sie dann. „Warum nicht? Er singt, was er weiß; von d i e s e m und von j e n e m." — Sie ermutigte den Sänger: „Nur noch mehr!"

In Erichs Brust ward das Herz zu groß. Die Augen der Prinzessin verzehrten ihn jetzt, als ahnte sie; und diese groß aufgeschlagenen braunen Augen, wie schön!

wie unergründlich tief der Blick! — Nimm dich zusammen, nimm dich zusammen, sagte er zu sich, wie zu einem Kind. Halt dich bis zum Ende fest!

„Noch oans," erwiderte er der Prinzessin Christiane.

„Er spricht halt so leis,
Und die Welt spricht so laut;
Und den hört bloß, wer tägli
Aus der Welt aufi schaut!"

Anna stand auf, ungewollt, es übermannte sie. Auch, auch von ihm! — Und wie er sang!

Erich zog den Hut vom Kopf: „Und jetzt, mit Verlaub, möcht i Bfiat Gott sagen und gehn."

„Was?" rief Christiane. „Schon gehn? — Sie haben uns ja noch nicht zu dem schönen Wasserfallblick geführt?"

„Ah, den können's gar nit fehlen: nur auf der Straßen fort, dann sehn's bald 'ne Tafel, auf der Tafel steht's. Und in a paar Minuten san's dort."

„Aber ich verstehe nicht, Sie wollten ja —"

„Mir is halt grad eing'fallen: i muß g'schwind hinunter nach Heiligenblut! Weil ich der Münchner Allgemeinen Zeitung versprochen hab', von hier schick' ich ihr was."

Prinz Nikolaus sah ihn an, als hätte er falsch gehört. „Sie der Zeitung? Was denn?"

„Was Geschriebenes halt. Prosa oder Verse."

Anna erzitterte. Nun wußte sie. Es ward ihr dunkel vor den Augen, sie lehnte sich an.

„Sie?" sagte Prinz Karl, noch verständnislos. „Sie — Sie selber schreiben?"

Ein erstes Lächeln flog über Erichs Gesicht: „Kommt vor." Jetzt sah er Martens und Lorenz, die vom Berg wieder herunterkamen; Martens rutschte, Lorenz sprang.

Das benützend wies er mit dem Hut in der Rechten hin: „Und schauen's, da sind auch schon meine guten Bekannten, mit denen soll ich weitergehn. Also nix für ungut, und Gute Nacht!"

„Aber das ist ja doch — —" Christiane war so fassungslos, sie stammelte fast. „Das ist —"

Martens stand eben auf, da auf dem teilweis bewaldeten Abhang nicht gut rutschen war, und sah nun Erich bei der Kapelle stehn. „Da ist er noch!" rief er Lorenz zu. „Krieger!" rief er dann.

Lorenz hielt an und rief nun auch: „Erich Krieger! Ho! Hallo!"

Mit einem erregten, aber tapferen Lächeln verneigte Erich sich vor der erblaßten Anna: „Bitte, zürnen Sie mir nicht, gnädigste Prinzessin. Es kam so . . ."

Er grüßte mit dem Hut gegen die ganze Gesellschaft: „Gute Nacht!" Dann ging er mit seinen raschesten Schritten davon.

Fünftes Buch

Seraphine verließ das Glocknerhaus zum vierten oder fünften Mal und ging über das kahle, bucklige Gelände, das allmählich zur beginnenden Möllschlucht und zur blaugrünen Gletscherzunge der Pasterze hinuntersinkt. Die Nacht brach herein, und die hohen Herrschaften kamen nicht! Was war denn geschehn? Wo steckten sie? Gab es noch irgendwo eine Bank oder einen Stein, auf dem sie noch nicht gerastet hatten? War der ewig bequeme Prinz Karl an dem Unsinn schuld, oder die ewig kniemüde Prinzessin Christiane? — Seraphine spähte wieder hinaus mit den matten Augen. Sie schlug sich vor Zorn mit der Faust in die Hand. Die herabsinkende, schöne Nacht, der kommende Mond, die Großglocknerwelt, das alles war ihr „schnuppe", wie sie in einem Anfall von Plebejertum dachte; sie wütete über ihr „europäisches Sklavenleben", sie hungerte, sie haßte die Monarchie. O dürfte sie nur auch einmal diese gleichgültigen, hochmütigen Selbstvergötterer, diese allerhöchsten Herrschaften so warten lassen! Nur ein einzig Mal! Aber dann gleich die ganze Nacht!

Diesmal kamen sie endlich; zuletzt kommt doch alles. Durch die große almige Öde, die schon tief dämmernde, schritten sie langsam heran; Prinzessin Christiane am Arm

ihres Despoten, Prinz Karl von seinem Sohn geführt; Anna ging frei und leicht hinterdrein. Seraphine hatte sich gelobt: weiter entgegengehn tu' ich nicht! Sie hielt auch eine Weile Wort; als aber Prinzessin Christiane ihr in ihrer gutherzigen Freundlichkeit winkte, siegte die verwünschte Gewohnheit des Untertanengefühls in ihr. Sie ward lebendig, elastisch, stieß eine Art von Freudenruf aus und kürzte den Zwischenraum, der sie noch von den Selbstvergötterern trennte, durch ein anmutiges Dahinfliegen ab. Als sie die Hoheiten erreicht hatte, verneigte sie sich tief. „Endlich!" sagte sie aus befreiter Brust.

„Ja, da sind wir, da sind wir," seufzte Christiane. „Hatten uns wohl schon aufgegeben, Fräulein Seraphine?"

„Ich muß bekennen, Hoheit, daß mir bange wurde. Es ging so Stunde um Stunde hin! Wenn irgend ein Unglück geschehen war? Ich zitterte schon —"

„Es ist aber keins geschehn," bemerkte Prinz Nikolaus trocken. „Und wir sind keine Minute zu spät gekommen: sehn Sie doch hin! Während Sie noch zitterten, ist der Vollmond über den Berg gestiegen, und die große Beleuchtung ist fertig."

Seraphine drehte sich herum. Nun entfuhr ihr doch ein „Ah!", und nicht aus Devotion. Die nur eben voll gewordene hellgoldne Scheibe warf ein wunderbares Licht auf das weithinziehende, schneereiche Glocknergebirg, an dem der Pasterzengletscher wie ein gewaltiger Strom vorüberfloß — er schien zu fließen — und dann als lange und breite Zunge in die unsichtbare Tiefe sank. Das alles erstarrt, wie durch einen Zauber; in den wechselnden Lichtern und Farben von Eis, Fels und Schnee,

von Beleuchtetem und Beschattetem. Der Mond glitt auch über das hölzerne Glocknerhaus, das bleiche Gras, die grauen Steinbrocken hin, und über das herrliche Blau des nächtlichen Himmels, an dem einige Sterne ihr silbernes Auge öffneten.

Christiane, noch an ihres Gatten Arm, schüttelte den Kopf vor Bewunderung. „Ein zauberhaftes Bild!"

Auch Prinz Karl vergaß seine Müdigkeit. „Schöner kann man's wohl nicht sehn. Das ist ja ein Märchen."

„Da könnte man wieder sagen," rief Oskar, „was der vor dem Kölner Dom sagte: Schneidiges Lokal!"

Anna, die hinter ihm stand, runzelte die Stirn. Es entfuhr ihr ein „Hm!", ohne daß sie's wollte.

Nikolaus warnte: „Nimm dich vor deiner Schwester in acht; der gefallen hier solche Scherze nicht."

Anna trat beiseite: „O, ich sag' kein Wort." Es war seit diesem Nachmittag ein tiefer Ernst über sie gekommen, in dem aber auch etwas geheimnisvoll Freudiges oder Sonniges überschleiert lag. Sie war fast immer allein hinterdrein gegangen, oder eine Weile stillgestanden, auf den Boden starrend. Nun stand sie wie abwesend da, bald in die strahlende Mondscheibe, bald in deren Wirkung versunken. Nur nicht hinhören, dachte sie, was die andern sagen!

Er spricht halt so leis,
Und die Welt spricht so laut!

„Na, und wie steht's im Glocknerhaus?" fragte Nikolaus den „Vortrab", Fräulein Seraphine. „Haben Sie für fünf hungrige und müde Menschen gesorgt?"

„Für sechs sogar, wenn Eure Hoheit erlauben: ich hab'

auch an mich gedacht. Das beste Essen, das es hier gibt, ist bestellt, und die schönsten Betten auch."

„Werden wohl Feldbetten sein," warf Oskar hin.

„A la guerre comme à la guerre!" sagte Nikolaus. „Also zu Tisch, zu Tisch!"

Christiane legte bittend die Hände aneinander: „Ach nein, jetzt noch nicht! Dieses Bild! Dieser Mondschein! Karl hat recht: ein Märchen."

„Das bleibt alles hier und wartet, bis wir wiederkommen; denn wo sollte sich der Mond verstecken? Der Himmel ist ja einfach blau."

„Und ich sterbe vor Hunger," bemerkte Prinz Karl, der sich an dem Märchen „sattgesehen" hatte.

Nikolaus lächelte: „Wie gewöhnlich. Also auf zur Mahlzeit!"

Er ging mit Christiane voran, zum etwas tiefer liegenden Glocknerhaus hinunter. Prinz Karl nahm den Arm seiner Tochter und folgte. Langsam ging Seraphine nach; sie vermied, Prinz Oskar anzusehn, mit dem sie nicht mehr auf so gutem Fuß stand wie vor einem Jahr. Es überlief sie ein leiser Schreck: er trat ihr in den Weg, er stand vor ihr und starrte sie an.

„Bitte, auf ein Wort!" sagte er so leise, daß die Vorausgeschrittenen ihn nicht hören konnten.

Seraphine war noch erbittert, und sie wollte gegen diesen Gardeprinzen sogleich den rechten Ton anschlagen; sie entgegnete ironisch untertänig: „Sie befehlen, Hoheit?"

„Ach du lieber Gott, ich befehle nicht. Ich komme nur mit einer sehr bescheidenen Bitte — oder eigentlich nur mit einer Frage an dieses verschlossene, kalte, mondscheinblasse Gesicht."

„Also was wünschen Sie, Hoheit?"

„Wollen Sie die Gewogenheit haben, mir zu sagen, was in Ihnen vorgeht? Warum Sie, seit wir auf der Reise sind, mir so merkwürdig ausweichen, aus dem Wege gehn, mit so teufelsmäßiger Geschicklichkeit —"

„Hoheit!"

„Während Sie mir früher mit derselben Geschicklichkeit zu begegnen wußten, wenn ich Sie suchte?"

Seraphine sah ihn kalt entrüstet an. „Sie wollen mich beleidigen, scheint mir —"

„Ganz und gar nicht. Nur ein bißchen Wahrheit hören."

„Könnte das nicht nach dem Essen sein, Hoheit? Man erwartet uns. Es — wird auffallen, wenn wir —"

„Ach, das haben Sie sonst nicht so sehr gefürchtet, liebe Seraphine!"

Die andern waren ins Haus verschwunden. Was tun? dachte Seraphine. Durchbrennen oder uns aussprechen? — Sie entschloß sich für das zweite; ihr schwebte jetzt vor, wie. „Erlauben Sie, Hoheit," sagte sie zunächst mit Würde: „Fräulein Seraphine."

„Fräulein Seraphine; sehr wohl. Ich war ein ‚junger Achilles', ein ‚wirklicher Prinz von Gottes Gnaden'; Sie hatten eine herrliche Meinung von mir und viele hübsche, graziöse Worte. Ich bildete mir schon ein: die liebt mich! Bei Gott! Und ich, von Ihren geistigen und sonstigen Reizen heftig angegriffen —"

„Bitte, Hoheit, lassen Sie uns zum Essen gehn!"

„Früher hatten Sie keinen Hunger, wenn ich anfing, von Ihren Reizen zu sprechen. Ich weiß noch recht gut, wie Ihre schönen, funkensprühenden Augen sich dann vertiefen und verklären konnten. Soll ich Ihnen was

sagen, Fräulein Seraphine? Sie haben mit mir kokettiert — ganz schlicht als Gardedragoner gesprochen — und Sie hätten wohl auch mehr getan — wenn dieser Erbprinz Albrecht nicht die Gnade gehabt hätte, seine parfümierten Augen auf Sie zu werfen. Jawohl, er hat parfümierte Augen, das behaupte ich! Und Sie, als eine junge Dame, die rechnen gelernt hat —"

„Hoheit! Eifersucht?"

„Ja, ich tu' Ihnen diese Ehre an. Mein Vetter Prinz Albrecht hat viel voraus; das haben Sie natürlich gleich bemerkt! Mein Vetter Prinz Albrecht ist reich, ich nicht. Er gilt für schön, ich lauf' so mit. Er ist Thronerbe, ich kann's erst werden, wenn der Onkel Herzog kinderlos stirbt. Na, und es gibt Ihnen doch wohl ein höheres Gefühl, die — Freundin eines Thronfolgers als eines simplen Prinzen zu sein! Und da er jetzt wieder am Horizont sichtbar wird, dieser Vetter Albrecht —"

„Wo, Hoheit?" fragte Seraphine unschuldsvoll. „Im Osten oder im Westen? Ich weiß nichts davon."

„Sollten Sie, die alles weiß, grade das nicht wissen? Ich denk', er will mit dabei sein, wenn meine Schwester neunzehn alt wird; das ist übermorgen. Familienpolitik, der alte Hymen als Dynastienerhalter; die Hochnatürliche und der Parfümierte —"

„Sie werden ja revolutionär, Hoheit; Simplizissimus!"

„Ach was — wütend werd' ich. Sie wissen so gut wie ich, daß er kommt und warum er kommt! Und darum stellen Sie mich jetzt so kalt, daß es zum Erfrieren ist! Die Magnetnadel Ihres Herzens, die sich so wunderbar drehen kann, zeigt jetzt auf den Erbprinzen —"

Es war Zeit, daß Seraphine wieder ihre Würde wahrte; sie fiel ihm mit einer großen Gebärde ins Wort. „Sie müssen erlauben, Hoheit: nun geh' ich. Daß ich nur Seraphine von Mohrmann bin, gibt Ihnen nicht das Recht, mich zu beleidigen!"

Prinz Oskar verneigte sich. „Ich bitte um Entschuldigung. Ich dachte —"

„Denken Sie, was Sie wollen, das kann ich nicht hindern; aber sagen Sie mir's nicht ins Gesicht!"

„Dieser Stolz! — Verdammt — verdammt, daß er Ihnen so reizend steht! Und daß Sie mir's angetan haben — ich weiß nicht wie; vielleicht durch Hypnose — im Mondschein — wie jetzt. Da lächeln Sie noch. Ach, gehn Sie in des Teu — — Gehn Sie meinetwegen! Ich möchte Ihnen nur noch sagen, Fräulein Seraphine: es ist schad' um Sie! Mit Ihrem Geist, mit Ihrem Verstand, mit all Ihren Reizen — Sie könnten einen König glücklich machen — wenn Sie zufällig auch 'ne Seele hätten —"

„Ah, jetzt muß ich lachen!"

„Sie lachen aber nicht. Und Ihre heißkalten Augen — — Und ich, in diesem wahnsinnigen, verrücktmachenden Mondschein — statt daß ich Ihnen hier zu Füßen liege, was ich gern getan hätt', ich sprech' Ihnen die Seele ab und werf' Ihnen all diese Injurien ins Gesicht! Das sollte Sie doch kränken, mein' ich —"

„Das tut's auch. Darum geh' ich!"

Seraphine ging aber nicht. Etwas tiefer, beim Glocknerhaus, begannen zwei Männerstimmen zu singen; offenbar im Gehn: sie sangen sich allmählich heran. Es klang in dieser romantischen Nacht stimmungsvoll, als gehört'

es dazu. Sie blieb stehn und horchte; das gab ihr einen wundervollen Übergang zu einem versöhnenden Schluß des Gesprächs. Der stolze Ausdruck ihres Gesichts ward allmählich weich, während sie sangen:

„Über Berg und Tal
Fließt a Wasserfall,
Huldieh, huldieh dulja!
Dort steht in der Mitten
Eine kleine Hütten,
Huldieh, huldieh guckuck.
Dorten sitzt mein Schatz
Auf dem Rasenplatz,
Huldieh, huldieh dulja;
Tut mich freundlich grüßen
Mit viel tausend Küssen,
Huldieh, huldieh guckuck!"

Prinz Oskar horchte auch eine Weile; erregt wie er war, ging's ihm sänftlich über die Seele hin. Er sah die beiden Sänger herankommen; „Alpinisten," murmelte er; „vom Glocknerhaus. — Die verstehn's. — Reizende Musik. — — Also gut, in Gottes Namen, gehn wir hinein! — Nur noch ein allerletztes Wort —"

„Noch eins?" — Seraphine sah ihm mit einem gekränkten, aber schmelzenden Blick in die hellen Augen. Ihre Stimme ward elegisch weich: „Nein, ich bitte Sie, Hoheit, lassen Sie das mir! Der Gesang — — Ja, Sie haben mich sehr gekränkt. Aber der Gesang. Diese Nacht! — Ich hab' viel ertragen, weil Sie aus Eifersucht — — Der vergibt man viel. Die Eifersucht hat, wie soll ich sagen, etwas Heiliges. Und sie schmeichelt auch. Sehn Sie, das gesteh' ich offen, Hoheit. Und was in mir selber vorgeht, das verschließ' ich gern; als wär' es

a u ch etwas Heiliges. Die Leute kommen" — sie sangen nicht mehr; Seraphine sprach leiser — „also nur noch dieses allerletzte Wort. Ich bin ein armes, unglückliches Geschöpf — ja, das bin ich — sehr allein, sehr verlassen, und sehr verkannt. Verdammen Sie mich noch nicht! Ich bitte Sie um gar nichts, als: lassen Sie mir noch eine Weile Zeit, eh' Sie mich verdammen!"

„Was soll das bedeuten, Fräulein Seraphine?" fragte Oskar, mißtrauisch und zweifelhaft. „Ein neues Hinhalten? 'ne halbe Hoffnung?"

Die beiden Bergwanderer, mit Rucksack, Bergstock und Eispickel — es waren Martens und Lorenz — standen jetzt in ihrer Nähe still und schauten auf die Mondlandschaft, Martens durch sein Fernglas. Seraphine deutete hin und sagte noch leiser, die Schultern hebend: „Da stehn sie. Ich kann kein Wort mehr sagen, Hoheit, ich bring' keins heraus. Bitte, fragen Sie heut nicht mehr; gönnen Sie mir Zeit!"

„Hm! — Aber wenn Sie glauben —"

„O nein!" unterbrach sie ihn schmerzlich lächelnd. „Ich hab' zu glauben verlernt!"

Sie ging, auf das Glocknerhaus zu; es hungerte sie heftig. Er mußte große Schritte machen, um nicht hinter ihr zurückzubleiben.

* * *

„Was hab' ich dir unten gesagt, junger Mann?" triumphierte Martens; er setzte sein Fernglas ab. „Es wird die schönste Vollmondnacht, hab' ich dir gesagt, wo man je erlebt hat! — Da hast du's."

Lorenz nickte überwunden: „Göttlich!"

„Also — wie steht's mit der Schneid? Genachtmahlt hab'n m'r. Der Weg ist hell wie am Tag. Sind die Knie luschtig?"

„Da fehlt sich nix," erwiderte Lorenz hochgemut.

„Heut nacht bis zur Adlersruh, da schlafen wir drei, vier Stund'; morgen auf den Glockner. Nur noch ein Warnungszeichen, Malersmann, damit du mir nichts vorwerfen kannst! Bist doch heut ziemlich viel marschiert; es könnt' dich über Nacht die Bergkrankheit erwischen —"

„Gar ka' Spur net! Ich halt' so viel aus wie du." Martens lächelte. „Wenn du nur auch ganz sicher bist, daß wir keinen Führer brauchen —"

„Aber Mensch," rief Martens, „ich kenn' doch den Glockner und all die Weg', wie ich mein Wohnzimmer kenn'!"

„S c h r e i nur nicht vor Entrüstung. Also dann —"

Lorenz verstummte, er sah starr auf den Weg von Heiligenblut. Im Mondlicht erschien dort eine männliche Gestalt, die er heut schon gesehen hatte: E r i c h K r i e g e r, in seinem Bergkostüm, jetzt mit einem schwach gefüllten Rucksack, ganz in sich versunken. „Martens! Gott und Herr! Wer kommt da?"

„Wer da kommt? Ich seh nix." Martens schaute zum Glocknerhaus.

„Nicht vom Haus her; vom Heiligenbluter Weg. E r i c h K r i e g e r! Da fixt du's, da hast du's!"

Martens blinzelte mit den Augen vor Verwunderung: „Straf mich Gott — wahrhaftig!" Erich schaute auf den Weg, ganz weltabgewandt; so ging er zur Ergötzung der beiden nah an ihnen vorbei. Erst als er zwanzig, dreißig

Schritte weiter war und der Boden sich zu senken anfing, bemerkte er das und stand still. Nun packte ihn, wie es schien, das gewaltige Nachtbild, das er vor sich hatte; er blickte, ohne sich zu regen, hinaus.

„Und der Kerl sieht uns nicht einmal," flüsterte Martens. „Er nachtwandelt!"

„Meinst, wenn ich ihn anred', kollert er hinunter?"

Martens lächelte: „Darauf wag' ich's noch. — Erich Krieger!" rief er.

Erich fuhr zusammen. Er drehte sich herum. Jetzt machte er ein ebenso erstauntes Gesicht wie vorhin die beiden. Er kam langsam näher: „Ja, was treibt ihr denn, ihr zwei? Ihr seid wieder hier?"

„Das fragen wir dich," sagte Lorenz. „Wir wären ja bald auf den Rücken gefallen, als wir dich im Mondschein herangeistern sahn. Ich dacht' schon: ist das Krieger selbst, oder das Titelbild zu seinem nächsten Buch?"

„Ja," sagte Martens, „du gingst ja doch mit uns ins Tal hinunter und zu deiner Kreszenz."

„Ja, und dann sucht' ich euch in eurem Gasthof, und da wart ihr fort."

„Weil auf einmal der Martens sagte: ‚Der letzte Wolkenstreifen ist weg, und wir haben Vollmond! Steigen wir geschwind wieder hinauf und die Nacht durch zur Adlersruh; 's gibt nix Schöneres!' — Und jetzt wollten wir eben weiter . . . Aber du?"

„Ich?" fragte Erich zurück.

„Was tust du hier?"

„Was ich —?"

„Willst du mit?" fragte Martens.

„O nein."

„Aber zum Teufel hinein, so sag doch, was hat dich heraufvexiert?"

„Na, vielleicht der Mond, grad so wie euch."

„Die drei Stunden von Heiligenblut herauf? — Wir sind freilich nicht viel mehr als zwei gegangen —"

„Ich vielleicht auch."

„Und jetzt bleibst du hier über Nacht?"

„Es scheint so."

„Er will halt nicht reden," sprach Lorenz hinein, mit seinem fidelen Malergesicht. „Er hat wie Endymion ein Stelldichein mit der Luna, die —"

„Ah," rief Martens, „jetzt hab' ich ihn! Fräulein Seraphine!"

Lorenz schnalzte mit Finger und Daumen. „Die ‚Hofdame' mit den brennaten Augen! Ja freilich. Natürlich! Die speist ja grad mit den Hoheiten im Glocknerhaus. Um das ‚Friedensfest' mit ihr zu feiern, von dem sie so lockpfeifend flötete, ist er wieder aufig'stieg'n."

„Freilich, freilich," schmunzelte Martens. „Als sie ihm beim Abschied die Hand so weich auf den Arm legte, da hat er —"

Lorenz fiel ihm ins Wort: „Da hat er in seinem Dichterherzen gesagt, lyrisch-musikalisch —" so unlyrisch bäurisch breit, wie er konnte, sprach der Maler weiter: „Wart, heut wird noch das Petschierstöckl auf dei' Goschen gedrückt!"

„Ihr kommt zu spät auf die Adlersruh," sagte Erich trocken. „Geht weiter! Ihr schlaft ja unterwegs im Steigen ein; euer Witz schnarcht schon."

Lorenz rümpfte sein Näschen: „Wie er uns schmeichelt. Doktor Martens, komm! Solche Weihräucherer sind keine guten Menschen."

Martens winkte mit der Hand: „So leb denn wohl —"

„Du Adler unsrer deutschen Dichtung," sprach Lorenz weiter. „Mögst du in ihren Armen Adlersruhe finden!"

Erich schaute ihn bedenklich an: „Wenn du noch so weiterwitzelst, dann gibt's 'nen Bergsturz; das hält der Boden nicht aus."

„Alsdann gute Nacht!" sagte Martens, um ein End' zu machen.

„Und gut Glück!" rief Lorenz. Sie gingen schon, zum Haus hinab; an dem führte ihr Weg vorbei.

„Gute Nacht!" rief Erich ihnen nach. Er wandte dann den Kopf nach links, sah in die beleuchtete Eiswelt hinein, auf den Glocknergipfel; die beiden waren schon vergessen, als hätte er sie nur geträumt. Ach, dachte er, und eine Welt von Bedrängnis und Lust und Schwermut lag ihm plötzlich wieder auf der Brust, — was für eine Nacht! — Da sitzen sie nun also und essen und trinken, die Hoheiten; meine Prinzessin mit. Wenn ich nur wüßt', was ich will? Auf einmal heraufgestürmt, als versäumt' ich was — und wozu denn? Was kann ich denn? Mit ihnen essen und trinken? Verstecken muß ich mich vor ihnen, weil ich diesen Possen gespielt hab'. Ja, wenn ich 'ne Tarnkapp' hätt'! Unsichtbar dastehn und sie anschauen — die schlanke, adlige, himmlische Gestalt — mit den tiefen, frühgereiften Augen — — So was hab' ich nie gesehn!

Die innere Unruhe trieb ihn, zwecklos, ziellos; er ging vorwärts, dann ein Stück am Abhang hinunter; dann blieb er wieder wie von seinen Gedanken festgenagelt stehn. Ich bin doch verrückt! Weil sie meine Verse liest? Und weil sie mir so forschend und ahnend und erratend in die Augen guckte — und zuletzt so blaß, mit dem wun-

derbaren Blick — — Ach geh! Das ist nur deine Eitelkeit. Der Dichter und die Prinzessin, das schmeichelt dir. Und die Neugier — das Abenteuer — etwas erleben, das du noch nie — —

Nein, nein, nein! rief's in ihm. Er drückte sich die Hände gegen die Brust, gegen die Stirn, er sah wie trunken auf den Mond, in die blaue Luft. Ihre Holdseligkeit! Noch holder als auf der Salletalp! So ein feines, süßes, rätselhaftes Geschöpf! So unbegreiflich zwischen diesen Menschen; — Prinzessin Märchenhaft. Prinzessin Wunderblume. Und die steht da auf einmal vor der Bricciuskapelle; und erkennt meine Verse — und mich! — — „Hoheit". Ja, ja, freilich! Die Hoheit, die von innen kommt; man sieht sie und weiß nicht, wo und wie. Und nun auf demselben Berg mit ihr. In diesem blaßgoldnen Licht, unter diesem Eisthron Gottes so nah bei ihr . . . Ich braucht' es nur hinzuschreiben, es wär' ein Gedicht!

Schwach vernehmbarer Gesang begann, von ungeschulten Männerstimmen; Erich horchte auf. Es kam vom Glocknerhaus, von dem er nur noch ein Stückchen sah. Er erriet, was es war: die Bergführer sangen im Führerzimmer; die Türen waren wohl geöffnet, drum klang's so in die Nacht hinaus. Das Lied, das sie sangen, kannte und liebte er, ein schönstes Kärntner Volkslied war's:

Mei' Muater söchat's gern,
I sollt' a Geistling wer'n,
Sollt dö Diandl lass'n,
Dös waar ihr Begehrn.
Koa Geistling werd' i nit,
Der Muater folg' i nit,
Und dö Diandl dö lass' i just nit!

Diro di roida di roida
Di roi roi didi roida
Diro di roida di roida
Di roida di roida!

Erich horchte eine Weile, bis zum Brustzersprengen bewegt; dieser ferne, schlichte Gesang durchzitterte ihn wie Himmelsmusik. „O wie geht heut alles zu Herzen,“ sprach er in die Luft hinein; seine Gefühle wollten Klang und Leben haben, wie die Bergführerstimmen im Glocknerhaus. „Wie schön ist heut die Welt!“ — Er wußte nicht mehr, wohin mit sich; an dem unebenen, gebuckelten Abhang umherirrend taumelte er fast; endlich warf er sich in das kurze Gras. Der Gesang war zu Ende, oder er hörte ihn hier nicht mehr; das Haus war ihm durch die Rundung des Abhangs verdeckt. Er machte die Augen zu, um ganz mit sich allein zu sein. Ja, ein neues Licht! dachte er. Ein neues Licht liegt auf meinem Leben. Ich bin in ein goldenes Schiff gestiegen — auf einem märchenblauen Strom. Wo fahren wir hin? Ich weiß es nicht. An welchem Felsen werden wir scheitern? — Scheitern? — Nun ja doch. Nur zu. Wär mir alles eins. So schwamm sich's noch nie, noch nie auf der Lebensflut!

* * *

Die hohen Herrschaften hatten abgetafelt; Prinzessin Christiane erinnerte ihren gestrengen Herrn an sein Versprechen, noch einmal in die Mondnacht hinauszugehn, und Anna stand schon auf, um es jedenfalls zu tun, falls die andern zu alt oder zu müde wären oder zu schönheitssatt. Prinz Karl seufzte, aber er erhob sich auch; für einen schwächlichen oder gefühllosen Greis wollte er

doch in so einer „Zaubernacht" vor dem Kind nicht gelten. Nikolaus, bei seinem Ritter- und Fürstenwort angerufen, ging gottergeben voran; eine Viertelstunde, dann wieder hinein! sagte er sich zum Trost. Oskar blieb beim Wein und bei der Zigarette sitzen, er hatte nichts versprochen; und Seraphine, um nicht mit ihm allein zu bleiben, zog sich in ihre Kammer zurück.

Die vier stiegen wieder den schwachgewölbten Hügelrücken hinan, auf dem sie bei der Ankunft gestanden hatten; es zog die schwärmende Christiane dahin. Nikolaus verfinsterte sich aber schon eh' sie oben waren: Anna war voraufgegangen, als gehöre sie nicht dazu, und verschwand ihm bald aus den Augen, da sie westwärts und abwärts weiterging. „Was hatt' ich gesagt?" stieß er mit wieder aufbegehrendem Unwillen hervor und blieb stehn. „Sie macht sich wieder einsam, will nicht mit uns reden."

Christiane zog ihn mit bittenden Händen weiter, auf den alten Platz. „Mein Gott, Nikolaus, sie will träumen! in dieser himmlischen Nacht. Sie ist jung!"

„Ja, ja," brummte Nikolaus mit seiner metallenen Stimme. „Aber schon seit heut nachmittag spricht sie fast kein Wort! Als du über diesen Erich Krieger mit ihr sprechen wolltest, ist sie ausgewichen; — immer eigensinnig! Immer nach ihrem Kopf!"

„Da schämte sie sich vielleicht für ihren Dichter," nahm Prinz Karl mit einem gereizten Lächeln das Wort. „Denn das muß ich sagen: so eine plumpe Komödie, so eine zigeunerisch-künstlerische Taktlosigkeit — da er offenbar wußte, wer wir waren: ‚Gnädigste Prinzessin' — die hab' ich doch nicht bald erlebt!"

Nikolaus lachte zornig auf. „Aber denkst du, deine

revolutionäre Tochter fühlt das so wie du? Die hat ihre Freude gehabt an diesem dummdreisten Zigeunerspaß, darauf will ich wetten! — Na, und er, der sogenannte Poet —"

„Ach, bitte, lassen wir das jetzt," warf Prinz Karl dazwischen. Er knöpfte seinen Überrock zu, den er als vorsichtiger Erkältungsmensch angezogen hatte. „'s ist hier kühl geworden. Die Gletscher. Mich friert."

Christiane erschrak, sie wußte, was nun kommen würde. Sie sah auch schon ein verhängnisvolles Lächeln auf ihres Gatten Gesicht. „Schwager!" sagte sie unsicher. „Du willst doch nicht schon ins Haus?"

„Aber ja! Und dann zu Bett. Der Weg war ja meilenlang. Und die Steigungen. Zuletzt noch diese böse Platte — ich danke! — Diese Herrlichkeit hier, mein Herz, haben wir genossen; nach so 'ner vielstündigen Strapaze ist's auch eine herrliche Sache ums Bett!"

Christiane schmollte mit der Unterlippe: „Ich hab' mich doch ebenso müde gelaufen wie du; ich denk' aber noch nicht ans Bett." Sie warf einen verstohlenen, argwöhnisch fragenden Blick auf Nikolaus: „Es ist zu schön, ich kann noch nicht fort!"

„Doch," sagte die metallene Stimme neben ihr, „du kannst schon. Mein Kind, wir gehn auch!"

„Nikolaus!"

Er lächelte, aber das bekannte einschüchternde Lächeln, bei dem Christianen das Widersprechen verging. „Vernunft, Kind, Vernunft! Es war ein anstrengender Tag. Zarte Pflanze du. Wirf noch einen sentimentalen Blick auf die Mondnacht und —"

„Ach du grausamer Mann!"

„Ich handle nur zu deinem Besten, das weißt du. Immer. Füll dir noch einmal die Augen mit Gletscherpoesie, ruf Anna und komm!“

Christiane seufzte leise. „Ach, laß wenigstens das K i n d noch hier. Ihre achtzehn, neunzehn Jahre reißen sich nicht so leicht los“ — sie erstickte einen zweiten Seufzer — „wie i c h! — Na, und wer tut ihr hier was? Kein Mensch. Heut sollte man sie auch nicht mehr reizen oder kränken —“

„Ja, ja, ja,“ machte der stirnrunzelnde Nikolaus dem Wortgeplätscher ein Ende, „schon gut! — Also lassen wir sie in Gottes Namen noch Mond kneipen und Freiheit träumen — nur nicht bis zum Morgen — und gehn wir mit dem frierenden Karl ins Haus!“

„Oskar holt sie später — oder —“

Nikolaus nahm ihren Arm: „Ja, ja! — Bruder, komm!“

Er begann seine großen Schritte zu machen; Christiane machte anderthalb auf einen. So waren sie bald wieder im Glocknerhaus.

Anna hatte sich auf einen kleinen grasigen Vorsprung gesetzt, von dem sie weiter als von oben in die beschattete Tiefe blickte; sie glaubte das Gletscherwasser der Möll da unten leise rauschen zu hören, während sie rechts das allerschönste, geisterhafteste Grünblau der Pasterze sah. Die windstille Nacht erschien ihr so mild, es fror sie nicht. Nur von innen legte sich's ihr kalt ums Herz; eine schwarze Schwermut wollte sie umklammern, wie mit Spinnenbeinen; sie preßte sich eine Hand auf die Brust. Ist das nun das Leben? dachte sie. Einmal sehn und nicht wiedersehn? Ein Staunen, wie im Traum — ein süßes Er-

schrecken — Nichtbegreifen — die schöne, weiche, singende Stimme — für mich — und dann enthüllt sich's, sie rufen „Erich Krieger“ — und fort!

Sie saß so noch eine Weile, nicht lange; die zaubernde Pracht des Mondes tat ihr nicht gut. Sie stand auf, suchte mit den Augen das Glocknerhaus; es war nicht zu sehn. Aber sie begriff, wo sie war und wo es lag; auf die Erde schauend, über die kleinen Senkungen und Erhöhungen des Bodens steigend ging sie langsam zurück. Aus ihrem Träumen aufgeschreckt blieb sie plötzlich stehn. Es lag da jemand, an so eine Erhöhung gelehnt. Ein Mann in der Landestracht; oder ein Wandrer im Bergkostüm? Er hatte die Augen geschlossen. Leise wollte sie an ihm vorbei. Ihr Blick streifte noch sein beschattetes Gesicht . . .

Erich Krieger! rief es plötzlich in ihr. Das Herz stand ihr still; sie auch. Ein leiser Laut mochte ihr wohl aus der Kehle dringen; Erich öffnete die Augen, starrte sie an und sprang auf. „Heiliger Gott!“ stieß er hervor.

Sie bewegte eine Hand, sie legte sie auf die Brust, sie sagte nichts.

Erich rang nach Fassung. Er schaute umher; nirgends ein Mensch als er und sie; das Haus unsichtbar. „Hoheit!“ sagte er, sich über seine eigene Stimme wundernd, und daß die hier auf einmal „Hoheit“ sprach. „Ich sehe, Sie erkennen mich. Wollen Sie verzeihen, Hoheit —“

„Was soll ich verzeihn?“

„Was ich heut nachmittag —“

„Ist da etwas zu verzeihn?“ sagte sie mit ruhig gewordener Stimme und mit einem Versuch, zu lächeln. „Das war ja doch ein — Scherz, nicht wahr.“

„Vielleicht gar zu übermütig —“

„O nein. Ich versteh' ja Spaß. — O nein, Herr — Herr Krieger. Im Gegenteil. Ich hab' Ihnen zu danken!“

„Sie mir?“

Anna nickte. „Ihnen oder — dem Schicksal: daß ich Sie gesehen hab'. Und hab' Verse von Ihnen aus Ihrem eigenen Mund gehört.“

„Dafür danken Sie, Hoheit?“

„Gewiß. Wie sehr. Hat Ihnen denn nicht Fräulein Seraphine erzählt, wie ich — was Sie für mich sind? Sie sagte mir doch vorhin —“

„Ja, Hoheit. O ja. Ich weiß nun, daß es an einem deutschen Hof eine Prinzessin gibt, die meine ‚sämtlichen Werke‘ liest!“

„O, die mag's wohl mehr geben —“

Erich lächelte: „Nein, das glaub' ich nicht. Und gewiß nicht eine zweite wie Sie, Hoheit ...“ Er stockte; ihm ward so beklommen ums Herz. Gott, dachte er, was sag' ich nun? — Er sah aber, wie schön sie erblaßt war und wie süß bewegt ihr Gesicht; sie schien ebenso beklommen wie er. Sie schwieg, als erwarte sie, was er sagen werde. Ihm wuchs der Mut; „keine zweite wie Sie, Hoheit!“ wiederholte er. „Eine so — so wunderbare — — Ja, eine so wunderbare Mischung, mein' ich, von äußerer und innerer Hoheit ... Verzeihen Sie.“ Er lächelte: „Der Mond macht so kühn. Diese Zaubernacht!“ — Da sie noch immer schwieg und ihn ansah und sich nicht bewegte, sprach er mit leise erzitternder Stimme weiter: „Diese doppelte Hoheit — die ich noch nie gesehn — die ich nur geträumt

hab'. In einem Gedicht einmal, das von so einem Ideal phantasierte —"

Die Prinzessin errötete. „O, das kenn' ich ja. Aber ein Ideal — das niemand erreicht!"

„O doch, Hoheit! Doch!" Es riß ihn hin: „So, wie Sie nun dastehn — — Aber ich dacht' es schon heut nachmittag. Aber wie Sie nun dastehn — in diesem traumhaften Licht — Sie allein — — Ich kann nichts als mich wundern und staunen. Ich hab' noch nie so gefühlt — noch nie so gefühlt" —

Ihm verging das Sprechen. Nicht aus Bangigkeit oder Feigheit — aus Seligkeit.

„Was, Herr Krieger?" sagte sie leise.

„Daß mir ein Gedicht lebendig wird. Wie wenn man einen wundervollen Traum geträumt hat, und aufwacht, und der Traum steht wirklich, leibhaftig da!"

„Ihnen? Aber das kann ja nicht sein: Sie haben ja nicht an mich gedacht, als Sie das dichteten, nichts von mir gewußt —"

„O doch!"

„Aber ich — — mir ist's wie ein Traum. Sie stehn vor mir da — ‚wirklich und leibhaftig' — der Sie mir so viel bedeuten — so viel. Ich hab' Ihnen das schon früher gesagt, aber nicht so —"

Erich starrte ihr in die tiefen Augen. „Sie mir's schon gesagt?"

„O ja. Und während wir heut abend heraufstiegen, dacht' ich: Da ich ihn gesehn hab', sollt' ich ihm nun nicht schreiben, wer seine Briefstellerin, die ‚Anna', ist?"

„Hoheit —!" stammelte er fassungslos.

„Ja, ich bin die Unbekannte — das dreiste Mädchen,

das Ihnen seit zwei Jahren diese langen Briefe schrieb. Das sich hinsetzen mußte, es ließ ihr keine Ruhe, so oft sie wieder etwas Neues von Ihnen gelesen hatte — oder das Alte wieder, aber als wär's ihr neu. Das Ihnen schreiben mußte: Das oder das hat mir besonders ins Herz gegriffen — oder mir zu denken gegeben — oder mich freier, besser, glücklicher gemacht — — ach, Sie wissen ja. Ja, die Anna bin ich. Wie grenzenlos verwundert sehn Sie mich an! Das hat bis heut niemand gewußt als ich. Nun hat's Gott gefügt, daß wir uns begegnen — zweimal an einem Tag — und wie etwas Lebendiges, das sich nicht halten und nicht hindern läßt, fliegt's aus mir heraus!"

Erich schüttelte den Kopf. „Ich glaub's noch nicht. Es ist ein Sommernachtstraum. Sie, Hoheit! Sie! All diese rührenden, schwärmenden, gedankenvollen, wunderbaren Briefe — so viele in diesem zweiten Jahr — an denen ich herumgerätselt, gesonnen hab' — ‚Anna', weiter nichts —"

„Sie sollten ja nie, nie erfahren, wer die Anna ist!" — Sie zuckte die Achseln, wie hilflos: „Aber dieses Sehn und nun Wiedersehn. Und der Mond — die Berge — das Glück. Das Herz ist mir so aufgesprungen. O lachen Sie mich nicht aus!"

„Was sagen Sie da, Hoheit? Ich, dem diese Briefe — — als sie nun immer schöner und schöner wurden — O, wie wunderbar haben sie mich dieses letzte Jahr in meiner Einsamkeit, meiner Verdüsterung und Weltscheu erhoben, neubelebt, erquickt! Hab' mir oft gesagt: wem eine so reine Seele so schreiben kann —"

„Verdüsterung?" fiel sie ihm ins Wort, das holdeste Mitgefühl in allen Zügen. „O warum Verdüsterung?"

„Das ist nichts für diese Nacht. — Prinzessin Anna, Prinzessin Anna war's, die mir all das schrieb!"

„Sie haben wohl oft gelächelt, nicht wahr, wenn Sie diesen schrecklich jungen Tiefsinn lasen; oder wenn Sie durch diese Lavaströme hindurch mußten. Aber wenn Sie wüßten, was mir diese Briefe waren! Ein Glück, ein Leben, ein Trost — fast wie Ihre Werke. Nein, so nicht — so nicht — aber doch auch ein süßes Glück! Ich sprang wie über einen Bach, flog wie über eine Mauer, und kam in eine andre Welt. Wenn ich an Sie schrieb — an Gott kann man nicht schreiben — Sie waren ein Mensch — vor dem ich meine Seele öffnen konnte wie vor Gottes Priester. Und es war, als sprächen dann Sie in mir; Ihre Verse, Ihre Gedanken, Ihre Träume — all Ihr Tapferes und Stolzes und Trauriges — denn so ganz plötzlich, auf einmal bricht auch aus Ihnen so eine dunkle Sehnsucht und Schwermut, daß man weinen muß. Dann aber wieder Baldur, der lichte Gott! — Ach, lachen Sie nicht, daß ich so rede. Ich hab' nie gedacht, daß ich so frei, so geschwätzig zu Ihnen sprechen könnt'. Es ist aber wie ein Taumel über mich gekommen ... Nicht wahr, Sie verargen mir die Briefe nicht! Sie waren für mich ein rettendes Glück!"

„Und was waren sie denn für mich? Ich hab's Ihnen eben gesagt, Hoheit. Nein, ich hab' Ihnen noch nichts gesagt! Wie oft hab' ich dagesessen über diesen Briefen, gestaunt über den kühnen jungen Geist — immer kühner, stolzer, freier —"

„Das kam mir ja von Ihnen alles. Das hab' ich alles Ihnen gelobt!"

„Und ich hab' meine verdüsterte Seele gelabt an diesen

edlen, hochfliegenden Phantasien, den lieblichen Gefühlen. Und an dieser rührend hohen Meinung, dieser jugendfrischen Anhänglichkeit —"

Sie streckte die Hände von der Brust gegen ihn weg: „O sagen Sie nicht so ein Wort. ‚Anhänglichkeit' . . . Glühende Dankbarkeit war es, was ich für Sie fühlte; und hinaufschauende, sich an Ihnen emporrankende Verehrung!"

„Machen Sie mich nicht toll, Hoheit —"

„Sagen Sie auch nicht ‚Hoheit' zu mir. Es tut mir weh. Es ist eine Lüge. Ich bin nicht die ‚Hoheit' vor Ihnen. Ach, ich bin die Demut, die von Ihnen empfängt, Ihnen dankt. Ich hab' keine Ehrfurcht vor den Tropfen in meinem Blut. Die hass' ich eher: sie drängen sich zwischen mich und Sie. Hab' ich Ihnen nicht geschrieben, wie traurig und wie selig mir wurde in Ihrem Märchen vom Seelenadelsland? Wie ich da nun leben wollte — als Ihre Jüngerin, Ihr Geschöpf — wenn auch nicht mit Ihnen? — O könnt' ich da mit Ihnen leben. Oder wär' ich nichts als die Anna, die das an Sie schrieb!"

Ein Schauder lief über Erich hin; ein plötzlicher, süßer, rieselnder Schauder; wohl das wunderbarste Gefühl, das er je gefühlt. War es die dunkle, ganz von Seele durchhauchte Stimme? Waren es die Worte? — Er sah sie und sich, wie ein lebendig gewordenes Traumgesicht. Sie in ihrem weißen Gewand, eine mondumflossene junge Königin; sich in seiner verwitterten Älplertracht, in der er sie getäuscht hatte, als der „Mann aus dem Volk". Und sie zwei so über der Welt der Menschen allein; und aus diesem Blumenmund diese Worte: „Oder wär' ich nichts als die Anna, die das an Sie schrieb!"

Er griff an seine Joppe, seine Brust, wie um sich zu fassen. „Anna", sagte er, um den geliebten Namen einmal auszusprechen. „Wer kann sie denn wohl sein, diese Anna? hab' ich so oft gedacht. Welches deutsche Mädchen hat so viel von allem, so ein reiches, wunderbares Gemisch — ja, wehren Sie mir nicht mit der Hand, ich sag's doch. So erschreckend Reifes und so süß Grünes; und über dem allen so eine herzerschütternde Schwermut — wie ein gewitterdunkler Himmel überm Maifrühling liegt! — Wie mag sie wohl aussehn? dacht' ich dann. Gott hat ihr so viel gegeben; Schönheit auch noch? Das glaub' ich nicht. So wird nicht verschwendet. Diese Melancholie, die kommt wohl aus einer kränkelnden, verkümmerten, dürftigen Gestalt. Das ist eine dumme Sehnsucht, die sie auch anschauen will; 's ist besser so! — Und nun. O mein Gott! Da steht sie. Das Holdeste — das Blühendste —"

„Schweigen Sie," sagte Anna mit schwacher Stimme.

„Ich kann nicht. Ich will nicht. Nein, das Herrlichste, das ich auf der Welt gesehn hab'! Mehr als alle Briefe, mehr als all meine Träume. O Sie — — wie soll ich Sie nennen? Das Herz steht mir still. Die süßeste Hoheit, die nicht Hoheit sein will — und es mehr als die allerhöchsten ist!"

Sie bat ihn mit der Hand, mit dem Blick. „O hören Sie auf! Ich ertrag's nicht mehr!"

„Und kann ich's ertragen?" — Erichs Stimme wuchs, es überwältigte ihn, er rief es fast. „Fühlen Sie — fühlen Sie doch, wie mir ist. Daß mir zum Sterben ist."

„O warum zum Sterben?"

„Es hängt doch mein Herz nicht an den Briefen, sondern an der, die sie schrieb. Und nun kenn' ich sie; da seh' ich sie. Und sie ist unerreichbar — unnahbar.... O Gott!"

Annas Augen schlossen sich. Ihr junges Gesicht ward anders, älter; um ihre Lippen zuckte etwas, rätselhaft, ergreifend; dann zog aber langsam ein seliges Lächeln drüber hin. „Seufzen Sie nicht so. Das tut mir weh. — Ist es wirklich so? wirklich und wahrhaftig?"

„Was?"

„Daß Ihr Herz an der Anna hängt, die die Briefe schrieb?"

„Nichts auf der Welt weiß ich so gewiß. Da steht sie nun in ihrer schrecklichen Herrlichkeit. Ich kann nie, nie — — keine Hoffnung. Prinzessin Anna!"

Sie schlug die Augen wieder auf und sah ihn mit einem Blick voll Andacht und voll Liebe an. Sie schüttelte langsam den Kopf. „Nicht Prinzessin," sagte sie.

„Anna!" — Er stürzte ihr zu Füßen; wie eine reife Frucht vom Baum auf die Erde stürzt. „Anna! Sie haben mich lieb!"

Sie neigte sich, um ihn emporzuziehn. Er blieb aber liegen. In tiefem Ernst lächelte sie ihn an: „Wußten Sie das noch nicht? — Ich sagt' Ihnen doch: Im Seelenadelsland mit Ihnen leben. Ich sagt' Ihnen doch: O wär' ich nichts als die Anna, die das an Sie schrieb!"

„Anna! Anna! Ich versteh's noch nicht!"

„Wie ich Sie geträumt hab', so sind Sie ja. — Aber nein, nicht knien —"

„Lassen Sie mich noch so — bis ich es verstehe. Sie

lächeln so selig süß. Anna! Mit mir leben! Könnten Sie das?"

„Könnte? — Nur, nur mit Ihnen! Ewig nur mit Ihnen!"

„O laß mich deine Hände küssen; und dann sterben, vor Glück. — Nein, nein; ewig leben! — O wenn dies doch nur ein Traum ist, weck mich noch nicht auf. Weißt du auch, wer ich bin? Nichts als —"

„Als mein Retter! mein Gott! — O denken Sie doch — o denk doch, wie mir ist! Unter all diesen Menschen allein. Wie ein Alpenveilchen wär' am Gletscher dort. Und die brennende, zehrende, unaussprechliche Sehnsucht nach freiem Wachsen und Leben; nach den ganzen Menschen! Meine himmlische Mutter tot — schon so lange — an ihrem glänzenden Elend hingewelkt. Mein Vater gut — und schwach — in der Hand der andern. Und d i e — — Ach, jetzt still davon. Ich hab' d i ch! den ganzen Menschen! — O komm her zu mir!"

Sie setzte sich auf die kleine Erdbodenschwellung, vor der sie stand, und zog ihn empor. Er saß neben ihr, noch fassungslos. Er drückte sie an seine Brust, küßte ihren küssenden Mund.

„Anna Krieger!" hauchte er dann. „Kannst du das?"

Sie umschlang ihn fest. „Mein Gemahl! Mein Gatte!"

Diese Worte weckten ihn endlich, plötzlich, wie aus einem tiefen Traum. Er starrte sie an, aus seinen Augen ging das Leben fort. Als könnte er dieses Gesicht nicht mehr anschauen, drückte er sie zu. Er schüttelte den Kopf, wie verzweiflungsvoll, hoffnungslos. Ein so schwerer Seufzer, daß die erschrockene Anna zusammenfuhr, zitterte in seinem Atem hinaus.

„Was hast du? Was ist dir?" sagte sie.

„O Gott! Nein, nein, nein!"

„Was nein?"

„Nie! Nie! — O vergib. Vergeben Sie. Ich war verrückt. Die Trunkenheit, die Seligkeit ... Wie konnt' ich diese reinen Lippen — — diese reinste Seele — — O rühren Sie mich nicht mehr an! Nie mehr!"

Ihre Hände sanken von seinen Schultern unwillkürlich nieder, in der ersten Bangigkeit. Dann ergriffen sie ihn aber wieder, an beiden Armen, und umklammerten ihn. „Nein, nein, nein! Ich lass' dich nicht. So bist du nicht. Sag nicht Sie zu mir. Sag mir, was dir ist!"

„Daß ich deiner nicht wert bin — das ist's. O Gott, wenn eine so himmlische Seele wie du — — Da gibt's kein Verschweigen — da gibt's keine Rettung. Die Verdüsterung, von der ich sagte ... Ich hab' sie mit mir allein getragen, still und stumm — es wegzusühnen. Aber du, du sollst nicht — — du nicht!"

„Was ist dir geschehen? Ich bitte dich. Sag mir, was es ist!"

„Zur Buße — ja. — Sie ist tot. Sagen kann ich's wohl. Dir; dir! — Ich weiß, du hast sie auch gekannt; aber nur wenig. O hätt' ich sie auch nicht mehr gekannt! — Ich war sein Gast; sie hätt' mir müssen heilig sein. Es kam aber wie ein Rausch — ein Wahnsinn — — Ja, so sagen wir! Es war keine Liebe — kein Herz — nur Verliebtheit war's. Sinnentaumel war's. Und da bin ich so in den Abgrund hineingetaumelt; — und nun sitz' ich hier — neben dem reinsten Herzen, dem höchsten Glück — und hab's verscherzt! Es ist aus!"

Annas Wangen und Lippen waren ganz entfärbt; sie

sah ihm fort und fort in die blauen Augen, aber ohne Blick. Ihr Atem ging so schwer, als sollt' es nun bald der letzte sein. Sie ließ aber seine Arme nicht los; diesen einzigen, stummen Trost wollte sie ihm nicht entziehn. Sie kämpfte mit sich, rang mit ihrem Herzen, ohne einen Laut. Erst als sie eine Art von Frieden, tief in sich, erkämpft hatte und ihre Brust wieder von Mitleid schwoll, faßte sie Mut, ihre Stimme zu hören und zu ihm zu sprechen. „Sag mir alles! Ich bitte dich. Bei unsrer Liebe bitt' ich dich. Sein Gastrecht, sagst du. Ohne Liebe. O Gott! Wie konnte dir, dir, wie konnte Erich Krieger das geschehn! Wer war denn diese Zauberin? Ich hab' sie gekannt . . . Sag mir ihren Namen, ich bitte dich! Vielleicht faß' ich's dann!"

„Die Frau, die sich im Schweriner See ertränkte; Achim von Wittichs Frau."

Annas Arme wichen nun doch zurück, ohne daß sie's wußte. Ein neues Entsetzen nahm ihr die Farbe weg. Sie schaute ihn an, sie begriff es nicht. „Lea von Ahlfeld!" stammelte sie.

Er nickte, die Augen am Boden, die Brauen tief hinabgesenkt.

„Achim Wittichs Frau!" Sie entsann sich nun. „Von der er uns damals erzählt hat, Melanie von Karst und mir! — O mein Gott, das warst du! — Er nannte deinen Namen nicht. Und ich Ahnungslose — — O Gott und Herr, das warst du!" — Sie starrte in die Luft, sie suchte ihre Erinnerungen; langsam kamen sie. „O, nun weiß ich, wie er sprach von dir. Er sprach — er sprach gut von dir. ‚Sie hat ihn an sich gerissen, darauf möcht' ich

schwören!' — Ja, nun weiß ich alles. ,Wenn einer verführt ward, sie war's nicht!'"

„Hat er das gesagt? — Was tut's. Mich entschuldigt nichts. Wenn sie gesündigt hat — ich mit ihr!"

„Nein," sagte sie, „ich weiß noch mehr. Er hat sich dann mit dir geschlagen, er hat dich gesehn; ,wie edel männlich beim Duell!' Und: ,die Seele voll Reue!' Er wollte dich hassen und konnte es nicht! — — Ja, ja, so warst d u. Das bist d u! Anders konnt'st du nicht —"

Auf einmal lag aber wieder der klägliche Gram auf ihrem jungen Gesicht. „O Gott im Himmel, das warst d u!" Die Tränen stürzten ihr aus den Augen, so mit Gewalt, als hätten sie schon lange gewollt und gewartet. Sie saß regungslos, den Blick auf ihm; die im Mondlicht schimmernden Tropfen flossen einer dem andern nach, über die Wangen hinab. Erich sah sie fließen, fließen, auch er rührte sich nicht. Jeder Tropfen war ihm ein Schmerz. Ich will's aushalten, dachte er. O wie tut das weh. Das heißt büßen!

So waren sie lange Minuten still. Plötzlich hob sie die Arme und schaute ihm mit noch tränender, aber unüberwindlicher Liebe in das schöne Märtyrerantlitz. Sie umschlang ihn wieder. „Erich! Erich! Es bleibt doch so. Kann von dir nicht lassen! — E r konnte dich nicht hassen, könnt' i ch's? — Ich kann dich nur lieben, mein Erich, mein Alles. Willst du mich abschütteln? dich von mir reißen? Nein, das kannst du nicht. Was ist all das andre; ich hab' dich, du hast mich. Uns kann nichts auf der Welt auseinanderreißen. Sag nur, daß du mich lieb hast, daß du bei mir bleiben willst, daß ich deine Anna bin!"

„Anna!" sagte er, sie mit noch zaghaften Armen hal-

tend. „Bist du wirklich vom Himmel gekommen? — Kannst du mir vergeben?“

„Ach, vergib du mir, daß ich so geweint hab'. Es war gar so ein jäher Schmerz; ich konnt's noch nicht fassen. Nun liegt's schon hinter den Bergen — hinter der ganzen Welt. Davon nie mehr, Erich. Sag nur, daß ich deine Anna bin. Mein Gemahl, mein Gatte!“

Sie schwiegen in einem langen Kuß. Ihr zitterte noch zuweilen das Herz; er fühlte es. Auch die jungen Glieder erzitterten noch. Sie sah, daß er's fühlte, und drückte sich noch zärtlicher, noch enger an seine Brust.

„O du meine Anna!“ sprach er endlich; die vier Worte waren ihm wie ein Rätsel, er begriff sie nicht. „O du meine Anna! — Aus deinen Augen schaut ein Märchen heraus, das noch keiner wußte, das noch keiner geschrieben hat. Und ich soll's erleben! — Was horchst du? Was lächelst du?“

„Ach, nur so! Mir war, als hört' ich Stimmen, vom Glocknerhaus. Sprechen oder Singen. Und ich fühlte mich in deinem Arm, bei dir; als wär' ich verzaubert, weit, weit weg, und hörte von irgend einem andern Stern, was die Leut' hier sagen. — Und dann fiel mir auch ein, was mir Melanie vor zehn, zwölf Tagen gesagt hatte: ‚Wer weiß, hinter welchem Berg das Glück steht?‘ Hinter diesem stand's! — — Ach, aber sie werden kommen, die Leute. Und ich bin noch in ihrer Macht — muß noch von dir fliehn! Darum geschwind Vernunft, Vernunft; — nur erst einen Kuß. Und nun laß mich dir sagen, wie's ist! Morgen ziehn wir weiter. Übermorgen — —“

Sie drückte seine beiden Hände an ihre Brust: „Deine Anna bin ich! Du willst mich, und ich hab' mich dir an-

gelobt. Das ist der Polarstern! — — Sie werden aber kommen, mich rufen. Was fing ich eben an zu sagen? Weißt du's?"

„Übermorgen, sagtest du —"

„Übermorgen abend sind wir in Salzburg; Hotel de l'Europe. Von da schreib' ich dir . . . Wir reisen ohne ‚Gefolge', ich bin nicht so überwacht wie sonst. Von da schreib' ich dir . . . Wohin?"

„Ich fahr' nach Berchtesgaden zurück, in mein einsames Haus; Villa Krieger." Er umschlang sie: „O noch nicht scheiden, noch nicht! — Ach, ein Meteor steigt in seiner Märchenpracht aus dem nachtblauen Himmel, fährt über ihn dahin und ist nicht mehr!"

Ihre Hand glitt tröstend an seiner Wange hin: „Wir werden uns wiedersehn und zusammenbleiben; o glaub's! Ich kann nur noch nicht denken; — kannst du's?" — Er schüttelte ernsthaft lächelnd den Kopf. — „Ein Kampf, ein Krieg wird beginnen; o mir graut vor ihm; aber sei ruhig, feig bin ich nicht. Ich schreib' dir . . . Villa Krieger. . . . Mein Heim, meine Zukunft, mein Paradies! Ich war noch nie so glücklich — so dankbar — so fromm. Erich! Mein Erich! Und du?"

„Mit dir leben oder mit dir sterben — 's wär' alles das höchste Glück!"

„Hast mich schon so lieb?"

„Ich kann dir's nicht sagen!" — Er suchte nach den Worten eines Liedes, das ihm eben einfiel; die Melodie erklang in ihm. Leise fing er an:

„Ich liebe dich
So wie du mich,
Am Abend und am Morgen . . ."

Anna nickte gerührt. „Beethoven! — Ach, wohl der allerinnigste Herzenston. Das lieb' ich so!" Sie sang auch daraus, die Hand auf seiner Schulter:

„Drum Gottes Segen über dir,
Du meines Lebens Freude;
Gott schütze dich, erhalt' dich mir —"

Vor Bewegung konnte sie nicht weitersingen; sie warf sich noch einmal an seine Brust. „Erich! Ich danke Gott für dich! — Diesen letzten Kuß!"

„Den letzten —"

„Bis zum Wiedersehn." Sie stand auf. „Fort, fort, fort, eh sie mich hier finden! — Nun drück' ich mir dein Gesicht noch fest in die Seele; so. Das küßt meine Seele dann. O lieb mich, so wie ich dich . . . Gute Nacht!"

Sie war bald verschwunden.

Sechstes Buch

Prinz Karl und die andern Hoheiten waren, wie sie gewollt hatten, in Salzburg eingetroffen, am zweiten Abend nach dieser Nacht. Im Hotel de l'Europe waren sie abgestiegen; im ersten Stock, teils auf der Front gegen den Bahnhofsplatz und die Stadt, teils auf den Garten hinaus und die Reichenhaller Berge. Es begann erst die Dämmerung, als sie kamen; Prinzessin Anna war bald an ihrem Fenster und genoß das Bild, das sie aus früheren Jahren liebte, über grünes Vorland weg die Salzburger Zitadelle vor dem Untersberg. Aus dieser schönen Einsamkeit, in der sie auch ahnende, hoffende Blicke in das Land der Zukunft warf, kehrte sie zögernd in den Salon zurück, der ihr Zimmer von dem Seraphinens trennte. Auf dem großen Tisch waren hier Geburtstagsgeschenke der Verwandten, Blumensträuße, Telegramme und Briefe aufgebaut. Die sie bei der Ankunft noch nicht gesehen hatte, nahm sie nun in die Hand; ohne rechten Anteil, zuweilen wie abwesenden Geistes, während sie die längst bekannten, hergebrachten Glückwünsche las. Nur zwei gingen ihr zu Herzen: die von Melanie und von Wittich, die aus Reichenhall herübergeflogen waren; Wittich war dort angelangt, zum Besuch. Aus den Briefchen dieser Freunde erklang es ihr wie Herzenstöne; o wenn sie

ahnten, dachte sie, was mittlerweile geworden ist, was ich nun bin! Der einzige Glückwunsch, nach dem ihre Seele sich sehnte, lag nicht auf dem Tisch; für den war keine Stätte dort . . . Ihr Herz war aber mutig, heiter und stark. Wie's auch werden mochte — noch dämmerte alles — der Tag der Vereinigung mit dem Einzigen sollte, mußte kommen!

Sie trat vor den großen Stehspiegel des Salons, sich noch einmal anzuschauen; auf Tante Christianens Wunsch hatte sie wieder ein weißes Kleid angelegt, das diesmal ein goldener Gürtel hielt. Während sie so stand, kam vom Korridor Seraphine herein; sie warf einen bewundernden Blick auf die schöne jungfräuliche Gestalt, die sich mit einer Perlenkette um den Hals und einem Rosensträußchen am Busen, sonst nur mit ihrer Anmut und Jugend geschmückt hatte. „Ich hab' etwas zu melden, Hoheit," sagte Seraphine dann, mit einem Anflug von Feierlichkeit; „der Erbprinz Albrecht ist also richtig noch gekommen! Ich hab' ihn eben selber gesehn."

„Wirklich? — Wo?" fragte Anna, die gern noch ungestört in den Spiegel geschaut und im Geist ihren Ersehnten, Schönen neben sich gesehen hätte.

„Hier im Hotel. Er ist auch in der ‚Europe' abgestiegen."

„Auch im ersten Stock?"

„Nein, in der Dependance im Garten. Er läßt sich Eurer Hoheit einstweilen zu Füßen legen, wird sehr bald erscheinen."

„Ja, ja," warf Anna hin, die wieder in ihre Phantasie versank, ihrem Erich in Gedanken süße Worte sagte.

Seraphinens neugierige „blonde" Augen forschten in

Annas träumendem Gesicht. „Erlauben Sie, daß ich mich etwas wundre, Hoheit? Sie sind — so merkwürdig ruhig."

„Wie sollt' ich denn sein? — Ich seh' hin, wie die Perlen und die Rosen zusammen stehn."

„Ich dachte nur: weil Prinz Albrecht kommt."

Anna warf einen etwas unwilligen Blick auf Seraphine; in deren Stimme war eben wieder ein Ton, den sie gar nicht liebte. „Darum sollt' ich weniger ruhig sein? — Wunderbar, was Sie zuweilen für Bemerkungen äußern oder Fragen stellen, Fräulein Seraphine; Sie mit Ihrem — Esprit und Verstand."

„Hab' ich's schon wieder verfehlt?" Seraphine seufzte leise, wie nur für sich. Mit stark vorgetragener Hingebung schmollte sie ein wenig: „Ich stehe in der Ungnade. — Ich fühl' mich etwas gekränkt, Hoheit."

„Ah! — Was hab' ich Ihnen zuleide getan?"

„Seit ein paar Tagen — — Früher waren Hoheit so huldvoll mitteilend und in Ihrer himmlischen Art liebreich zu mir. Aber jetzt im Gebirg — und heut' auf der Fahrt hierher —"

„Was war denn da?"

„Verzeihen Sie, Hoheit: Sie kamen mir so — ablehnend, so — verschlossen vor."

Anna trat vom Spiegel weg, in dem sie jetzt nur Seraphinens kluges, allzu kluges Gesicht betrachtet hatte. „Soll ich Ihnen auch was sagen, Fräulein Seraphine? Mir kamen Sie zu neugierig vor — und das mag ich nicht. Da werd' ich dann so — kirchenstill!"

„Ich bin untröstlich, Hoheit, wenn vielleicht meine Lebhaftigkeit —"

Ein Klopfen an der Korridortür unterbrach sie; auf Annas „Herein" erschien ein junger Kellner, noch Knabe, einen kleinen Strauß von weißen und roten Rosen in der Hand. Er näherte sich ehrfurchtsvoll. „Erlauben Eure Hoheit, daß ich diesen Strauß —"

„Das sind Blumen für mich?" fragte Anna.

„Zu Befehl, Hoheit."

„Noch mehr Geburtstagsblumen?" Sie sah gleichgültig hin. Der Strauß war aber so anders als die andern, so bescheiden klein, so ungärtnerisch zusammengebunden; es stieg eine plötzliche, freudige Vermutung in ihr auf. Sie war aber schnell bemüht, die Freude nicht zu zeigen. „In Gottes Namen!" sagte sie; „geben Sie her. — Wunderschöne Rosen!" — Mit einer lässigen Bewegung nahm sie sie in die Hand.

„Von wem kommen die?" fragte Seraphine den kleinen Kellner.

Anna zuckte; sie fiel der Neugierigen rasch und scharf ins Wort: „Lassen Sie! Das frag' ich!" Von dem Knaben abgewandt sprach sie leise weiter: „Sie sind nicht meine Aja, noch meine Behüterin; ich lerne nur mit Ihnen. Das ist wieder die Neugier, die ich meinte... Bitte, lassen Sie mir meine stille Geburtstagsträumerei!"

Seraphine verneigte sich tief — sie war stark errötet — und ging in ihr Zimmer, das wie der Salon auf der westlichen Gartenseite lag.

„Wer hat Ihnen das Bukett gegeben?" fragte Anna.

Der kleine Kellner verneigte sich. „Ein Mann im Bergwandrerkostüm, Hoheit; aber doch ein Herr, glaub' ich. Er sagte, Hoheit wüßten schon."

„Es ist gut. Ich danke."

Das Bürschchen verneigte sich noch einmal und ging. Sowie er draußen war, drückte Anna die Rosen an ihren Mund; nun wußte sie's gewiß! Der süße Wohlgeruch beglückte sie, wie ein heimlicher Gruß von ihm; sie lächelte: hauchte es sie nicht so an, als wär's ein andrer Duft? — Ob wohl gar ein Brief darin —? Sie suchte, sie wühlte. Da! Ganz klein zusammengewunden ein rosiges Briefchen zwischen den Stielen versteckt! — O wie kühn, dachte sie. Aber wie süß! Sie trat geschwind ans offene Fenster, denn im Salon war's schon dunkel; sie öffnete das Briefchen, stellte sich auf das Taburett, das am Fenster stand, recht in das letzte Tageslicht. Wenn's eine gewöhnliche Schrift war, hätte sie's noch lesen können, mit den scharfen Augen; die Buchstaben waren aber so winzig klein, auf dem kleinen Blättchen, sie schwammen durcheinander. „Teure" — oder „Teuerste" — „Süße" — — Es war nur noch ein Erraten. Sie strengte die Augen an, bis sie schmerzten. Sie seufzte. „Ich bring's nicht heraus!"

Es klopfte; mit dem kleinen Kellner kam ein erwachsener, sie trugen brennende Lampen, die sie auf den großen Tisch und auf den Kamin stellten. Dann gingen sie mit derselben Feierlichkeit, mit der sie gekommen waren, fast geräuschlos ab. Anna hatte ihnen mit kindlicher Freude zugesehn; ach! dachte sie nun, so hab' ich das im „Faust" nie gefühlt:

Ach wenn in unsrer engen Zelle
Die Lampe freundlich wieder brennt ...

Sie trat an den Tisch und las:

„Teuerste! Süßeste! Du mein Schicksal! und die Krone meines Lebens, komme was da komme! Da

mich mein Heimweg heut' über Salzburg führt, so hab' ich's nicht ausgehalten, ohne einen Gruß vorbeizugehn. Ach, laß mich Dir wenigstens diese Rosen schicken — und vergib, daß ich's wage — und hab mich lieb. Wie wird's nun in diesem neuen Jahr Dir und mir ergehn? Schauer schütteln mich, Hoffnungen durchglühen mich. Bin nur einmal um das Haus herumgegangen, durch den dunkelnden Garten des Hotel de l'Europe, hab' Deine Engelsnähe gefühlt; nun geht's in mein Bergnest zurück. Dort erwart' ich, o mit welcher Sehnsucht, Deinen verheißenen Brief. Leb wohl! Tausendmal Lebwohl!"

Sie küßte das Briefchen, oft, wenn auch nicht tausendmal; ihr wurde so wonnig feierlich gut. Sie verbarg es dann an ihrem Busen; nahm dort das Sträußchen weg, mit dem sie sich geschmückt hatte, und steckte sich Erichs rote und weiße Rosen an die Brust. Das Sträußchen warf sie auf den Tisch, zu den andern Blumen . . . Es klopfte wieder.

Ihr frohes Gesicht verzog sich. Was kam denn nun? Was konnte denn —? — Sie hatte vergessen, was ihr drohte. Mit fast hörbarem Unwillen rief sie: „Herein!"

* * *

In die Tür trat die nur zu wohlbekannte, schlanke, elegante, gepflegte Gestalt mit dem „bildhübschen" Gesicht, der Erbprinz Albrecht, den ihr Seraphine angekündigt hatte. Er trug ein großes Bukett in der Hand und trat mit einem etwas geziert festlichen Lächeln auf sie zu. „Teure Cousine! Ein etwas verspäteter, aber doch noch nicht zu später Verehrer macht von seinem alten, schönen Vorrecht Gebrauch, dich an diesem hohen

Festtag mit den besten Wünschen und den dir ähnlichsten Blumen zu begrüßen."

„Schönsten Dank," erwiderte sie und nahm den Strauß, den die Kunst des Gärtners nach neuester Mode zusammengestellt und gebunden hatte. „Verspätet? Wir sind ja auch erst gegen Abend aus den Bergen gekommen. Daß du schon auf dem Bahnhof Queue machen würdest, das erwartete ich doch nicht! — Man soll die Blumen in Wasser stellen. Hab Dank!"

Erbprinz Albrecht lächelte, in seiner überfeinen Manier, die er aber, da er zu Anna sprach, durch ein frischeres, freieres Wesen zu beleben suchte. „Vetter nennst du mich noch immer nicht. Darin bleibst du dir treu — wie in so vielem andern!"

„Warum soll ich dich denn so nennen, wenn du's doch nicht bist? Ein Halbvetter, ja; aber ein echter, rechter nicht."

Er zuckte die Achseln; sie setzten sich. „Ich hab' dich doch immer Cousine genannt; schon als kleines Prinzeßchen —"

„Ja, du mich!"

„Und wir waren doch so manches Jahr gute Kameraden!"

„Das bleiben wir auch — wenn du willst."

„Hm!" — Er sah sie eine Weile fragend an. „Nur das? Weiter nichts?"

„Was denn noch? — Du lächelst so."

„Nun ja. — Als ich eben auf meinem Balkon stand, unter dem schwülen, dunklen Wolkenhimmel, da dacht' ich: ob Cousine Anna wohl noch weiß oder nicht, was sie mir bei unsrer letzten Begegnung sagte? — Auf deinem

Gesicht ist nichts darüber zu lesen, das bleibt völlig still. — Ich hatte dich gefragt, ob ich — hoffen dürfte. Da antwortetest du: Ach, was weiß ich denn von mir? Ich bin noch so jung. Wart, bis wieder mein Geburtstag ist, bis ich neunzehn alt bin!"

„Und das bin ich heut."

„Und drum komm' ich fragen." Prinz Albrecht kämpfte mit einem Unmut, den er noch hinter einer leichten, galanten Ironie zu verstecken bemüht war. „Verehrte, träumerische Cousine, es liegt aber — wie soll ich sagen — es liegt kein recht ermutigender Sonnenschein auf deinem Gesicht!"

„Verzeih, Albrecht. — Ich wundre mich."

„Worüber?"

„Daß du noch an diese Frage denkst, daß du noch den Mut hast. Ich bin seit damals so in Verruf gekommen —"

„Um Gottes willen! Was für ein Wort!"

„Die Exzentrische — die Rote — die Republikanerin. Um so was wirbt man doch nicht mehr!"

Prinz Albrecht lächelte etwas selbstgefällig. „Der reine Durchschnitt wohl nicht. Ich hoffe doch, zu dem gehör' ich nicht. Mir sind deine herrlichen Eigenschaften so ins Herz gedrungen und so gut bekannt —"

„Daß du dich vor den schlimmen nicht fürchtest?"

„Ich bilde mir ein, die — halten nicht stand!"

„Vor was? Vor deiner Übermacht?"

„Das Wort kann ich nicht annehmen; so eitel bin ich nicht. Aber das — Zusammenleben, die Liebe, die Ehe —"

„Liebe? Liebst du mich?"

Der Prinz strafte sie durch einen edel beleidigten Blick: „Säß' ich sonst so hier? — — Auch die Ehe, denk' ich,

braucht doch vor allem gute Kameraden. Das waren wir; ‚das bleiben wir auch,' sagtest du vorhin. Das Wort halt' ich fest! — Wenn ich zurückdenke, wie viel schöne Zeiten wir miteinander verlebt haben — oft ein bißchen Krieg, o ja — noch halbe Kinder — aber auch viel Kinder*poesie*, nicht wahr; und viel Zutraulichkeit und Offenheit. Nun, dann denk' ich mir: wir passen zusammen, wir sind füreinander geschaffen! — Das ‚Exzentrische', das ist die Jugend —"

„Meinst du?"

„Und deine herrlichen geistigen Gaben sind wie Sonnenstrahlen, die saugen diese Dünste weg!"

„Dünste —"

„Verzeih; das Wort entfuhr mir so. — Ich mein's *ehrlich*, Anna; ich glaub', dafür kennst du mich. Mein ganzes Herz schlägt für dich. Wie wenn es ohne dich nicht mehr leben könnte. O sag mir irgend ein gutes Wort!"

„Kommst du eben von meinem Vater?" fragte Anna, statt auf seine Rede einzugehn.

„Von deinem Vater? — Ich hab' ihn gesehn. Ich hab' ihn gefragt, ob ich dir die Blumen da bringen dürfte. ‚Natürlich!' sagte er."

„Weiter spracht ihr nichts über mich?"

„Er mochte sich wohl denken, daß ich — — Warum fragst du so?"

„Dein Herz, sagst du, schlägt für mich?"

„Könnt'st du's schlagen hören!"

„Ach wie traurig, daß es das tut — da meines es nicht erwidern kann."

Von Prinz Albrechts blühenden Wangen ging all der

schöne Purpur weg. Er stand auf. Ihm wurde der Atem kurz. „Das ist allerdings — —"

„Es tut mir so leid, Albrecht," sagte Anna, in der nun im Augenblick ihre Gutherzigkeit, das Mitleid erwachte. „Ich dachte nicht an ein so ernstes Gespräch! Ich dachte: das ist vorbei! vorbei!"

Der Prinz ging umher. Er rang nach Ruhe, er kam sich vor wie vom Thron gestürzt; vergebens machte er den Nacken steif und trat fest und hart auf den Teppich. Wie kann mir das geschehn? sagte er sich, und immer wieder. Wie kann mir, mir das geschehn? — Plötzlich stand er vor Anna still, die sich auch erhoben hatte. „Warum kannst du's nicht?"

„Was?"

„Erwidern?"

„Muß denn da ein Warum.—"

„Ich beschwöre dich! Sag mir's offen, ehrlich! Du bist's ja immer gewesen, ich auch. Ist es nur die pure Gleichgültigkeit — das Abscheulichste, das Greulichste, was es gibt — oder hat unterdessen dein Herz gewählt? Das müßte ich ertragen. Natürlich. Das andre — — Du warst mir herzlich gut — ja, du warst mir gut; mehr doch als den andern! Wenn das nun so einfach erstorben wär' — daß mein Anblick und meine Werbung dir auch nicht einen Blutstropfen lebendiger macht — ohne daß dich ein wirkliches Herzensschicksal — — Ich bin empfindlich, ich bin eitel, nun ja doch; nenn' es wie du willst. Martre mich nicht! Ich beschwör' dich, Anna! Sag mir, wie's in dir ist!"

Ach, so ein Korb muß schrecklich sein, dachte Anna. Ihr weiches Herz füllte sich ganz mit Bedauern und Mit-

gefühl. Sie sah jetzt nur den armen hübschen Jungen, der seinen blonden Bart und die Lippe biß; der sich als Knabe für sie geschlagen und dem sie eben nein gesagt hatte. „Aber Albrecht!“ erwiderte sie sanft mitleidig. „Ist denn ein so großer Unterschied —?“

„Wenn du das nicht fühlst, ich fühl's. Sei noch einmal der gute Kamerad; kann ich das nicht verlangen, Anna? Sag mir, ob du einen andern liebst!“

„Der gute Kamerad; du machst dir doch wohl ein schöneres Bild davon, als die Wirklichkeit war. Aber wenn du mich beschwörst — ach Gott — martern will ich dich nicht. Nein, nein — was ich später auch den andern sag', sollst du heut schon hören; du allein. Ich vertrau' dir, Albrecht, daß du schweigen wirst.“

Er legte die Hand auf sein Herz.

„Ja, ich hab' einen andern lieb.“

„Prinz Eduard?“

„Nein. — Keinen aus deiner Welt.“

„Aus unsrer, willst du sagen.“ — Sie antwortete nicht. — „Ja, um Gottes willen, wen dann?“

Sie errötete einen Augenblick, ein scheues, jungfräuliches Gefühl stieg ihr in die Wangen. Sie sah an ihm vorbei und faßte sich: „Ich sag' dir's, und dann geh' ich. Dann laß mich! — Ich hab' dir einmal Gedichte von ihm vorgelesen, die gefielen dir. Erich Krieger heißt er. Ich werd' seine Frau. — Gute Nacht!“

Sie eilte in ihr Zimmer.

* * *

Prinz Albrecht sah starr auf Annas Tür, zur Bildsäule geworden, mit leerem, dummem Gesicht; er be-

griff nicht, er faßte nicht. So überrascht, übertölpelt, hilflos hatte sich sein gewandter Kopf wohl noch nie gefühlt! — Prinzessin Anna und Erich Krieger — Erich Krieger und Prinzessin Anna — weiter dachte er minutenlang nichts. Endlich kam er zu sich, obwohl er sich noch wie auf den Schädel geschlagen fühlte; er hob den rechten Arm gegen Annas Tür: Verrückt geworden! Verrückt geworden! lachte und raste es in ihm; all der elegante Firnis war weggewischt. Wahnsinnig! Positiv verrückt! — Prinz Albrecht gegen Erich Krieger! Er lachte in seiner Empörung laut auf: „Und ich flieg' in meiner Wagschale einfach in die Luft!“

Als er seine Stimme hörte, erschrak er doch; er sah nach allen Türen, ob jemand käme, ob man ihn gehört hätte. Er schnellte seinen Mittelfinger am Daumen weg: jetzt keinen Unsinn machen! Jetzt sich fassen, wie er sich im Leben schon hundertmal gefaßt hatte; dafür hieß er ja „der Besonnene“, bei Feinden und Neidern auch „der Kalte“. Jetzt im ersten Anlauf, eh' etwas versäumt wurde, das Rechte tun! — Schweigen? Dazu still sein? Er schüttelte den Kopf. Ich hab' zwar versprochen zu schweigen, dachte er; aber nein, meine teure, hirnverbrannte Cousine. Da verstummt die Ritterpflicht. Da gibt's andre Pflichten! Dem Wahnsinn ein rasches Ende machen — dich vor deinem Versmacher retten — uns vor dem Skandal — mich vor der Blamage — das ist meine Pflicht!

Er schaute schon eine Weile auf eine Tür, ohne es zu wissen; jetzt sah er sie mit Bewußtsein an. Was ist das für eine dritte Tür? Wohnt da nicht die Mohrmann? Sie sagte mir doch vorhin, zwischen ihr und Anna ist der Salon mit den Geburtstagsblumen; — ja, das sagte sie,

meine schöne, spröde Sera. Sera muß mir helfen! Die hat den Kopf und die Schneid dazu. Die kann's und die soll's!

Er war schnell entschlossen; ein junger Moltke, wie er sich a u c h gerne fühlte: „erst wägen, dann wagen!" Er ging hin und klopfte an diese Tür.

Seraphine öffnete sie. „Ah! S i e sind's, Hoheit!"

Prinz Albrecht dämpfte die Stimme: „Ja. Ich muß mit Ihnen sprechen. Bitte, lassen Sie mich —"

„In mein Zimmer?" Sie schüttelte den Kopf. „Verzeihen Sie, Hoheit, das kann nicht sein. Das ist ganz unmöglich."

„Ach, ich will ja nicht — — Ich muß mit Ihnen vertraulich und leise sprechen;" er deutete mit einem Blick auf Annas Tür: „wir stehn vor dem Feind! — Also seien Sie gut, lassen Sie mich hinein!"

Sera sah seine mühsam verhaltene Aufregung, ihre Neugier erwachte, sie suchte einen Ausweg. „Nein, nein, nein, so nicht; höchstens b e i o f f e n e r T ü r! Durch die Tür müssen wir jeden Augenblick sichtbar sein; Hoheit, anders nicht!"

Er fügte sich und trat zwei, drei Schritte hinein; die Tür blieb offen. „Sie wissen offenbar noch nicht," fing er an, „was sich hier begibt! Ihre Prinzessin — Prinzessin Anna —"

„Um Gottes willen, was ist?"

„Ihnen ist ja bekannt, Fräulein Sera, daß gewisse Gründe — — kurz, daß Prinzessin Anna und ich —"

„Ich weiß, Hoheit."

Wie um sich gegen Seraphine zu entschuldigen, nahm er ihre Hand: „Kalte, politische Gründe —"

Sie zog ihre Hand sacht zurück. „Wie Sie mir versichern."

„Es ist so! — Aber nun hören Sie. Und fallen Sie nicht um; schreien Sie auch nicht! Ihre Prinzessin — in dem Zimmer da — sie hat mir's soeben gesagt — gesagt —"

„Was denn, Hoheit?"

„Sie ist schon verlobt. Mit wem? Raten Sie! Nein, Sie raten's nicht. Erich Krieger heißt er."

„Nein!"

„Sie hören. Ja! ja! ja! — Nun fassen Sie sich geschwind — geschwind — das können Sie ja meisterhaft — vielleicht noch besser als ich. Und hören Sie, was ich von Ihnen will; das heißt, was ich von Ihrer Freundschaft erbitte! Ich will keinen Erich Krieger — verstehn Sie. Mein Herz ist hier nicht engagiert, aber meine Ehre. Ich will, daß dieser Wahnsinn vorübergeht — schnell vorübergeht — daß Prinzessin Anna von dem andern läßt und mich — — Sie verstehn!"

„Ich verstehe; freilich."

„Dazu kann niemand so helfen wie Sie! Sie, Sie allein haben einen geistigen und gemütlichen Einfluß auf Prinzessin Anna; — oder ist das nicht mehr so?"

„Doch," antwortete Seraphine, getrost über die Wahrheit hinweg, „es ist noch so."

„Außerdem kennen Sie diesen ‚Verlobten', diesen Erich Krieger, sind mit ihm befreundet; — oder ist das vorbei?"

„Nein, es ist nicht vorbei."

„Und drittens haben Sie Ihren Verstand, Ihre gefährliche — Feinheit, Ihre Energie. Kurz, Sie können helfen! — Ich will Ihre Hilfe nicht umsonst, das versteht sich. Fräulein Sera! Sie sagten mir einmal, als Sie

sich von mir gekränkt glaubten — Sie sind zuweilen sehr empfindlich —: ‚O hätt' ich nur so viel, daß ich in voller Freiheit davon leben könnte, ich ginge morgen auf und davon!' — Ich hoffe ja um meinetwillen, daß Sie bleiben; aber — — wenn Sie wollen, dieses Ziel können Sie erreichen."

Geld? dachte Sera. Freiheit? Leben wie ich will? — Das Blut schoß ihr schön zum Herzen, und dann zum rasch phantasierenden Hirn hinauf. Da bin ich mit dabei — o Gott! — Aber ihre Freude geschwind versteckend, mit abwehrendem, sich sträubendem Ton sagte sie: „G e l d, Hoheit?"

„Mein Gott, Sie brauchen es ja; und ich hab's. Ich bin nicht zu stolz, um Ihre Hilfe zu bitten; seien Sie doch auch nicht zu stolz, Ihren Lohn zu nehmen. Wenn es Ihnen gelingt, die Prinzessin und ihren Versemacher wieder auseinander zu bringen — wirklich und richtig auseinander, verstehn Sie — dann leg' ich Ihnen auf diese kleine Hand hunderttausend Mark."

Seraphine betrachtete die kleine Hand, als sagte ihr blaugraugrüner Blick: die Hand ist noch zu groß dafür. Dann sah sie den Prinzen fest und mit unbeweglicher Miene an.

Er wartete eine Weile. Endlich, da sie still blieb, entschloß er sich: „Z w e i m a l hunderttausend Mark."

„Hoheit —!"

„Auf mein fürstliches Wort. — Sind wir nun einig? Wollen Sie? — Nur ein ganz kleines Wort, zwei Buchstaben, bitt' ich. Was machen Sie? Was geht in Ihnen vor? Ihr schönes Gesicht wird ja wie ein Abgrund — vor dem man sich fürchten könnte. Intrigieren Sie schon? Oder was bedenken Sie noch?"

Ja, sie intrigierte schon. Ein schauerlicher, furchtbarer Gedanke war eben in ihr aufgestiegen, wie aus schwarzer Tiefe; sie sah ihn sich mit einer Art von Entsetzen, dann mit festen Augen, dann mit wollüstiger Verwegenheit an. Ja, an diesem kalten, verschmähenden Erich eine späte Rache! Über die hochfahrende, zurechtweisende Prinzessin Anna mit einem Löwensprung hinweg! Seraphine Mohrmann als Schicksalsmacherin! — Sie blickte noch einmal auf ihre kleine Hand; jetzt war sie nicht mehr zu groß für das, was hinein sollte. Zweimalhunderttausend Mark!

„Intrigieren?" erwiderte sie. „Ich intrigiere nur, wenn's einer guten Sache gilt, Hoheit. Ich finde, dies ist eine gute Sache. Ja, da will ich helfen! Will auch nicht zu stolz sein; Sie haben recht. Ich will soviel für Sie tun, daß ich den ‚Lohn', den Sie mir bieten, ganz gewiß verdiene!"

„Darf man hören, was —?"

„Was ich tun will? — Vielleicht später, Hoheit; heut' noch nicht. Bitte, lassen Sie meine Hand. Bitte, lassen Sie mich jetzt allein — damit ich meinen Gedanken zu Ende denke. Sie hören von mir! bald!"

„Gut, gut, gut, ich gehe. Wenn ich jetzt diesen geheimnisvollen, gefährlichen Augen auf den Grund sehen könnte. Aber ich geh' schon. Auf Wiedersehen morgen!"

„Gute Nacht, Hoheit!"

* * *

Seraphine war allein. Sie tat zwei, drei Atemzüge, einer tiefer als der andre; sie drückte die Augen zu, öffnete die Lippen. Ihr graute doch. Kann man so mit sich

umgehn? dachte sie. Kann man sich das antun? Unmenschlich! Oder übermenschlich! — Ich nenn's übermenschlich; dann steh ich doch groß und erhaben da. Geld, Freiheit, Rache! Drei so wunderbare Sachen — dafür kann man auch was Wunderbares tun. „Ach was!" sagte sie und reckte sich mit wilder Entschlossenheit. „Alles oder nichts!"

Sie trat aus ihrem Zimmer, schritt durch den Salon und klopfte an Prinzessin Annas Tür. Auf deren „Herein" öffnete sie und verneigte sich, ohne noch zu sprechen; es lag nun aber eine Welt von Aufregung, Schauder, Verzweiflung auf ihrem zu jedem Gefühlsausdruck fähigen Gesicht.

Anna fragte kühl verwundert: „Fräulein Seraphine? Was wünschen Sie?" Dann erschrak sie aber. „Wie sehn Sie denn aus? Als hätten Sie ein Gespenst gesehn?"

„Ich hab' auch eins gesehn, Hoheit." Seraphine trat ein wenig näher, schwankte dann aber, wie von einem Taumel ergriffen, und stützte sich auf den nächsten Stuhl. „Ach, verzeihen Sie. Ein Schwindel —"

Anna, die an ihrem Schreibtisch gesessen hatte, stand auf, ging zu ihr. „Was haben Sie denn? Was ist Ihnen geschehn?"

„Ich stehe vor einem so entsetzlichen, grauenvollen Entschluß! — Aber meine anbetende Liebe zu Eurer Hoheit — — O mein Gott, mein Gott, was hab' ich eben gehört! Seine Hoheit — der Erbprinz —"

Anna fuhr auf. „Was hat Ihnen der Prinz gesagt?"

„Ich traute meinen Ohren nicht. Erich Krieger — Eurer Hoheit Verlobter —"

„Das hat Ihnen der Prinz gesagt? Ihnen? — Allmächtiger Gott! Das ist seine Verschwiegenheit?"

„Die Aufregung — es entfuhr ihm so." Seraphine warf sich auf die Kniee. „Hoheit, Sie können Erich Kriegers Frau nicht werden! Es kann, kann nicht sein! Es ist ganz unmöglich!"

„Wie erdreisten Sie sich —? Sind Sie von Sinnen? — Stehn Sie auf. Was soll das?"

„Ich muß mich in den Staub werfen, um Sie zu retten! Hier liegt sein Opfer. Ich war seine Geliebte. So, nun ist's heraus! Zertreten Sie mich nun mit Ihrer Verachtung. Ich konnte nicht schweigen. Auch diese Sünde konnt' ich nicht noch begehn. Er und Ihre reine Hoheit! O Gott!"

Anna zitterte an allen Gliedern. Es war ihr, als werde sie nun auch bald am Boden liegen — aber nicht auf den Knieen. Lea! fuhr ihr durch den Kopf, wie ein Blitz. Lea! Und die da auch? Die auch? — Sie schüttelte aber den Kopf; sie wollte nicht glauben, nicht von Erich abfallen: da lag die Verzweiflung. „Sie lügen!" stieß sie mit bebender Stimme hervor. „Erich Krieger — nein, nein!"

„Hoheit! Lügt man so? Glauben Sie, solchen Wahnsinn gibt's? solche Selbstvernichtung? — Ich will büßen und meine Fürstin retten. Dann vergibt mir vielleicht mein Schöpfer und Richter, den ich so verließ!"

„Stehn Sie auf," sagte Anna, in der sich ein Ekel rührte. Seraphine lag aber still. „Ihr Richter — Ihr Richter ... Und dieses Gefühl in meiner Brust sagt mir doch: es kann nicht sein! — Wie starren Sie mich an. Ich kann Sie nicht sehn. — Wann? Wann? Und wie?"

„Vor zwei Jahren, Hoheit. Da draußen im Gebirg; bei ihm. Ich will ihn nicht anklagen; meine Schwachheit ... Sein Wille war stärker als ich. O, er war auch dann noch stärker, als er — mich verließ! Ich hatte nicht den Mut, ihn festzuhalten —"

„Was sagen Sie? Als er Sie verließ?"

„Als ich fühlte: nun erkaltet sein Herz für mich! Als ich all die schrecklichen Zeichen der hinschwindenden, absterbenden Liebe —"

„Der absterbenden —"

„Da verzagte ich, Hoheit. Meine Kraft war hin! So geh, dacht' ich in meinem blutenden Stolz. Hast du keine Treue — fesseln will ich dich nicht! Betteln will ich nicht! Und ich ließ ihn ziehn —"

„Nein, nein, nein!" rief Anna, obwohl ihr das Herz in der Brust erbebte. „Das ist nicht! So verräterisch, so treulos, so schlecht ist Erich Krieger nicht! Er hätte Sie zu seiner Frau gemacht ... Stehn Sie endlich auf! — Und vorgestern, bei der Bricciuskapelle, sprachen Sie mit ihm —"

„Hoheit! Vor der Welt, den andern! Soll denn auch die Welt das wissen — oder erraten — was ich meiner angebeteten Fürstin in der Angst meines Herzens hingebeichtet hab'? — Sie sagen ‚nein, nein, nein', aber Sie fühlen ja, daß es ist!"

„Fühlen. Was fühl' ich? Gott — ich weiß es nicht!"

Seraphine stand auf. „Fragen Sie ihn, Hoheit. Vielleicht leugnet er's ab, auch das ist möglich; um Sie zu behalten. Vielleicht glauben Sie dann ihm, nicht mir. Ich heb' hier meine Hand vor Gott: ich hab' mein Opfer gebracht, hab' in Todesqual das Meine getan!

Mein Unglück, meine Schuld hab' ich preisgegeben, um die Reinste der Reinen zu retten!"

Anna ward von einem Schauder geschüttelt, der nicht weichen wollte; er rieselte ihr durch Mark und Bein. Sie nahm endlich von einem Sessel ein hingeworfenes, leichtes rotes Tuch, zog sich's um die frierenden Schultern. O wie schlecht ist die Welt, dachte sie. O wär' ich aus der Welt!

Seraphine hatte, als sie in ihrer gespielten Verzweiflung eintrat, die Tür zum Salon offen gelassen; auf einmal stand jetzt Prinz Nikolaus auf der Schwelle; Christiane und Oskar standen hinter ihm. Das langbärtige Gesicht des hochaufgerichteten Nikolaus war stark gerötet, er kämpfte offenbar mit keiner gewöhnlichen Erregung. Er blickte auf Seraphine, als störe die ihn. „Ah, da bist du ja," sagte er dann. „Sehr gut. Wir möchten mit dir reden! Bitte, Fräulein von Mohrmann —"

Seraphine verneigte sich: „Ich gehe, Hoheit."

Er wünschte sie nicht in der Nähe zu haben, während hier Familienpolitik gemacht wurde; „vielleicht hinunter in die Lesezimmer!" sagte er verbindlich. Seraphine ging; er horchte, bis er die Salontür zum Korridor ins Schloß fallen hörte. Nun begann er langsam, wie sich am Zügel haltend, mit gedämpfter Stimme: „Es hat sich hier etwas begeben — etwas Unerhörtes. Mein Gehirn will es noch nicht fassen! Prinz Albrecht hat uns soeben gesagt, was für eine Krone du deinen Phantasien aufgesetzt hast —"

„Ah!" rief Anna. „E u c h hat er's a u c h —! — O was für ein Mensch! — Kein Mensch!"

Dem Prinzen Nikolaus schwoll die Zornader auf der

Stirn, ihm verging die Selbstbeherrschung: „Du klagst ihn noch an? Durft' er uns auch nur eine Stunde verschweigen, was bei deiner Art vielleicht schon in einer Stunde unheilbar geworden ist? Er tat seine Pflicht gegen unser Haus, weiter nichts!"

Der Onkel will wieder durchgreifen, dachte Prinz Oskar; wozu das? Unsinn! Diplomatisch! — Er trat auch ins Zimmer: „Bitte, laß mich einmal reden, Onkel! Du siehst, sie ist blaß, und offenbar bewegt, erschüttert; vorhin zitterte sie. Vielleicht fühlt sie selbst — — Anna! Schwester! Einzige Schwester! Laß uns ruhig reden!"

Anna, in der andre Schmerzen wühlten, sah über die drei mit halb abwesenden Blicken hin. „Ihr könnt mich ja verstoßen, verwerfen, verleugnen; dann ist alles gut!"

„Nein, dann wäre nicht alles gut. Nicht bloß daß wir dich verlören — bitte, lächle nicht so schauderhaft — du ließest auch noch einen Schutthaufen von Zerstörung hinter dir zurück! Ein Skandal wie dieser — ja, Schwester, ein Skandal, wie unser Haus noch keinen erlebt hat — eins der geachtetsten, vornehmsten Häuser in der ganzen Fürstenheit — das würf' uns ja in den Sand hinunter! Was wir uns langsam aufgebaut haben — unsre Väter und Ahnen, mein' ich — das fiel' hin wie ein Kartenhaus! — Dann Emilie. Die einzige Prinzessin, die du nicht kritisierst, für die du eine Schwäche hast; die nichts als Grazie und Güte ist. Die hat mich gern, das weißt du. Und wenn sie mein wird, das ist so gut, als heiratete ich eine Königs- oder Kaisertochter! Werd' ich aber ein lächerlicher Possenprinz — dessen Schwester einen bürgerlichen Schnakendichter und Dulliehsinger heiratet — dann bin ich ein toter Mann für das stolze Haus.

Dann hast du mein Glück zerstört, mich um einen Segen gebracht, der mich solid gemacht, mich veredelt hätte — und hast noch viel mehr zerstört: unsres Hauses Zukunft!"

„Ich bitte dich, reiß nicht so an mir," sagte Anna, der die Augen glühten: „ich bin schon wund genug. — ‚Schnakendichter'! Wenn du längst vergessen bist, wird man noch seine Bücher lesen, seine Lieder singen!"

„Ja, so träumst du ihn dir. Es ist 'ne Art von Verzauberung über dich gekommen; wie über Titania, die Elfenkönigin, im Sommernachtstraum; — entschuldige! Sans comparaison! — Das sind diese burschikos sentimentalen Poeten, die den Frauenzimmern so wunderbar gefallen —"

Anna fuhr zusammen.

„Was hast du?"

Seraphine! dachte Anna. O Gott!

Prinzessin Christiane hatte bisher in der Tür gestanden; mit fassungslosem Kopfschütteln, mit gefeuchteten Augen trat sie nun ins Zimmer. „Anna! Anna meines Herzens! Ich versteh's noch nicht! Es ist nur eine närrische Phantasie, nicht wahr; Prinz Albrecht hat falsch gehört! — Sie starrt mich an und spricht kein Wort. — O du mein Heiland! Das gibt's ja nicht. Meiner Schwester Kind! — Du sagst, ich wär' ihr ähnlich an Seel' und Leib; und du, du bist in so vielem wie sie; und nun bist du mir heut' so fremd, als fielst du eben vom Mond herunter! — — O bedenk' doch, was du mir antätst, Kind. Keine frohe Stunde mehr! Ich hab' um keinen Menschen so viel geweint wie um deine Mutter. Ich dacht' in meinem Herzensjammer: wir haben doch ihre Anna noch! Die wird ihre Fortsetzung sein — und

wird glücklicher werden als sie — und wird mein Trost, meine Wonne sein. Kind! Wenn du nicht in dich gingst" — Christiane war dem Weinen nahe; sie warf einen furchtsam verstohlenen Seitenblick auf ihren Beherrscher —: „ich hab' schon so viel gelitten — das würf' mich ins Grab!"

Anna lächelte. „Ich dachte, ich wär' nichts. Hab' ich so viel Macht, zu zerstören, unglücklich zu machen?" Sie sah in Nikolaus' steinernes Gesicht: „Dich auch?"

„Nein," erwiderte er, „sei ruhig, ich würde ganz gewiß nicht um dich jammern oder sterben; die Ehre tu' ich dir nicht an! Aber ich will dir ein Wort ins Gewissen rufen; wenn du noch nicht ganz entartet bist, schlägt's doch wohl hinein! Wir andern, wir sind a u c h nicht von Holz und a u c h nicht von Eisen. Einfach unsrer Pflicht gehorchen, das tut auch u n s e r n menschlichen Trieben oft recht tüchtig weh. Aber wir haben gelernt, wir andern, daß wir nicht uns allein gehören, wir haben uns beugen gelernt! Die deutschen Fürsten, auch die kleinen — — du in deinem demokratischen Dünkel, deiner grünen Jugend spottest so gern über sie. Aber laß dir sagen: wie sie auch unter dem Führer, dem Kaiser stehn — und wie gern sie dem Reich auch dienen — von Gottes Gnaden sind sie auch! Gott hat sie emporwachsen lassen, zu Herrschern gemacht, die kleinen wie die großen; er hat ihnen die Macht und das Recht und die Pflicht gegeben, das deutsche Volk an ihrem Teil zu führen, zu bilden, an Zucht und Ordnung und Gottesfurcht zu gewöhnen, zu Bürgern eines Staats zu erziehen. Frag doch im Reich herum, ob sie das getan haben oder nicht! ob die k l e i n e n Staaten ebenso gut regiert und verwaltet werden wie die großen, ebenso gedeihen und blühen,

oder nicht! Frag dein eigenes Herz, was es fühlt, wenn es an Weimar denkt! um nur das zu nennen. Und die Leute frag, die Leute in den Herzogtümern und Fürstentümern: ob sie noch an ihren alten Regentenhäusern hängen oder nicht. Das ist Lieb' und Treue! Alte deutsche Treue, vom Volk zum Fürsten und vom Fürsten zum Volk!"

„Warum mir das alles —"

„Es ist eine Ehre für dich wie für uns, zu einem dieser edlen Häuser zu gehören; ein Vorrecht, das Gott dir gegeben hat. Denkst du, diese Ehre und dieses Vorrecht hast du ohne Pflicht? ohne eine hohe und heilige Pflicht, der du zu dienen, der du auch Opfer zu bringen hast — wie wir's alle tun? Uns allen wurde das in die Wiege gelegt, ein ‚kategorischer Imperativ', so gut wie ihn die Philosophen haben: laß von der Würde und Ehre und Hoheit deines Hauses, deines Standes nichts verloren gehn! Laß sie dir heilig sein, damit sie auch dem Volk heilig bleiben kann. Beflecke sie nicht! Gib dein kleines Ich, dein Gelüste hin, wenn dein Stand es fordert!"

Christiane faltete die Hände, zu Anna hin. „O hör' ihn! O hör' ihn!"

Anna sah mit wilden Augen umher und zur Decke hinauf. „Sie schlagen alle auf meine Brust. — Laßt mich, laßt mich, laßt mich!" Sich die Hände gegen die Ohren drückend, um nichts mehr zu hören, stürzte sie aus dem Zimmer, in den Salon hinein.

* * *

In der Tür zum Korridor stand Prinz Karl, der Vater; er war kläglich blaß, seine weichen Züge voll Kummer,

voll Vorwurf, voll Mitleid mit sich selbst. Er stand schon eine Weile so, das Ende von Nikolaus' Rede abwartend. Jetzt, da er die Tochter sah, seufzte er auf. „Anna! Es ist nicht möglich! Es ist nicht möglich!"

Nikolaus kam aus Annas Zimmer, hinter ihm die andern. „Nicht so laut!" murmelte er. „Schließ die Tür!"

Prinz Karl machte sie hinter sich zu. „Über mich kommt alles! — Ich war bei Albrecht. Er hat mir's gestanden. Anna! Meine Tochter!"

„Bitte, laß mich, Vater —"

„Dazu still sein? Ich? Damit Gott vom Himmel herunterfragt: was sagt denn der V a t e r zu seinem unglückseligen Kind? — Ja, es ist wie ein U n g l ü c k über dich gekommen; so seh' ich's an. So fühl' ich's; mir lag ja schon lang' eine schwere Ahnung auf der Brust! Mir blutet das Vaterherz; und es bebt vor Mitleid. Laß mich, Nikolaus; ja, es bebt; es bleibt darum doch stark und fest. Ich denke, meine Anna wird weich, wenn sie ihres Vaters Mitleid sieht. O Kind, Kind! Was ist über dich gekommen!"

Anna bat mit matter Stimme: „Wenn du m o r g e n, Vater —"

„Nein, das würd' eine Nacht ohne Schlaf! — Alles kommt auf mich! Gott ist mein Zeuge, wie viel ich neben deiner Mutter gelitten hab' —"

„Und du meinst, sie nicht?"

„Und nun türmt sich's erst! himmelhoch! — Ich hab' neben deiner Mutter so oft gedacht: warum m i r das alles? Warum grade mir, mir so eine ruhelose, rätselhafte, ewig ungenügsame Frau? Aber da ahnt' ich nicht,

es würd' mir von ihr eine Tochter kommen, die das Maß meines Unglücks voll machte; in der das alles reif würde, was in ihr nur gärte! O Gott, deine Mutter ging doch ihres Weges weiter; sie siegte über ihr heißes Blut, wohl hundertmal; sie verließ uns nicht. Oder als sie's tat — — einmal ist's geschehn; das weißt du nicht. Heut', heut' sollst du's hören —"

Christiane erschrak. Sie wehrte ab: „Karl! Karl!"

„Ja, heut' soll sie's hören; es erschüttert vielleicht ihr krankes Gemüt! — Als deine Mutter einmal — sie war ganz verstört und verwirrt — als sie unser Haus schon verlassen hatte; „ich komm' nicht wieder!" hatte sie zum Abschied geschrieben — da kam nach zwei Tagen doch ein Brief. „Nein! Ich fühle, was Gott auf mich gelegt hat. Ich will lieber sterben, als Unehre auf unsre Häuser bringen!" Und sie kam zurück. Sie blieb. — Anna! Kind! Du siehst mich so betroffen an. Es geht dir zu Herzen. Ja, ja, ich seh's. Du bist noch nicht fort! Nur deine Seele ist von uns gegangen. Sie hat sich verirrt, wie ein junges Lamm von der Herde weg. Hör die Vaterstimme! Und der Mutter Beispiel! ‚Lieber sterben als' — Komm zurück! Komm zurück!"

Anna hörte Tränen in seiner Stimme; vor ihrer eignen erschütterten Seele stand der Mutter Bild. Sie schüttelte sich aber, von seinem Klageton abgestoßen: „Bitte, weine nicht. Es tut mir weh, aber — es faßt mich nicht. Sprich nicht wie die andern, hab mich wie ein Vater lieb. Ich soll leben! leben!"

Prinz Karl brach in ein nervöses, krampfhaftes Weinen aus. „Hab' ich dich nicht lieb?"

„Laß mich leben nach meiner Art! Deine hab' ich nicht!"

„O du trotziges, verirrtes Kind. Wenn dein Vater so vor Jammer vergeht, daß er weinen muß — wenn er, statt zu befehlen, seine Tochter anfleht — sein Vaterherz vor ihr niederwirft —“

Er schien drauf und dran, sich selber niederzuwerfen; seine Kniee neigten sich. „Hör die Vaterstimme —“

Oskar hielt ihn, zog ihn empört in die Höhe. „Donner und Doria! Du wollt'st doch nicht niederknien vor — vor Herrn Kriegers Braut?“

„Nein, ich wollt' nicht knien. Ich wollt' ihr nur noch einmal sagen: komm zu mir zurück! — Aber mit diesen trocknen, trotzigen Augen stiert sie mir ins Gesicht? — Du willst mich also in die Grube bringen? ‚Leben nach deiner Art‘ ... Soll auch noch diese Schande über mich kommen, dann nur gleich ins Grab! Tritt dann wenigstens nicht als Anna Krieger an mein Grab! Laß mir meine Ruhe!“

„Anna!“ rief Christiane. „Hörst du das?“

„Ja, ja, ja, ich höre. Nicht bloß in der Hölle wird gemartert. Auch schon hier auf Erden!“

Jetzt erhob Nikolaus noch einmal seine ingrimmige, eherne Stimme: „Du beharrst aber auf deinem Sinn! — Gott ist unser Zeuge, wir haben alles Menschenmögliche versucht, um dich aufzuwecken; bis zu diesem herabwürdigenden Flehen des Vaters vor seinem Kind! Das ist nun zu Ende. Jetzt heißt's für ihn und für uns: tut eure Pflicht vor Gott und den Menschen, brecht ihren Sinn! — Du bist noch unmündig, das weißt du doch. Bist noch zwei Jahre ein Kind in des Vaters Hand! Dein Verlöbnis gilt nicht —“

„Bist du mein Vater?“ fiel ihm Anna ins Wort.

„Ich spreche für ihn. Sieh doch, wie er in seinem Jammer nickt. Dein Verlöbnis gilt nicht; es gibt keinen Erich Krieger für uns. Du wirst ihn nicht sehn —“

Anna wollte reden, er wiederholte mit mächtig gehobener Stimme: „Du wirst ihn nicht sehn! Dafür laß uns sorgen! Wie eine Gefangene wirst du leben, wenn du nicht verzichtest; ich geb' dir mein Wort! Keine Zeile von dir zu ihm, keine Zeile von ihm zu dir. Strenge, kalte Fürsorge für dein Dasein und weiter nichts! weiter nichts! — In diesen zwei Jahren, denk' ich, wirst du zur Vernunft kommen —“

„Nie! Zu eurer nie!“

„Na, so werden wir weiter sehn! — Du, die du dich so groß, so frei dünkst, du wirst noch erstaunen: du kennst die Mächte des Lebens nicht. Wirst noch unter ihren Rädern zusammenbrechen. Dann klag Gott nicht an und nicht Gottes Welt, sondern dein wildes, trotzendes Herz!“

Anna streckte die Arme aus, wie um ihn und sie alle von sich wegzustoßen: „Laßt mich endlich! Laßt mich! In meiner Marter, meiner Seelennot laßt mich wenigstens allein! — Ich bin a u ch von dem Gott geschaffen, auf dessen Gnaden ihr euch beruft. Bin ein Mensch! ein Mensch! — So geht doch. Ich will euch nicht mehr sehn. Ich will nicht mehr hören. Gott, laß mich zu d i r! zu d i r!“

Sie warf sich auf den Boden, das Gesicht nach unten.

„Anna!“ rief Christiane und wollte zu ihr; Nikolaus zog sie aber am Arm zurück. „Laß sie!“ sagte er. „Gut so. Laßt sie nur allein! Feuer müssen ausbrennen. Karl, komm; wir gehn. Die Tür schließ' ich zu; die andern

auch, vom Korridor. Die zwei Jahre beginnen jetzt. Eherne Geduld!"

Er winkte, sie gingen alle. Anna hörte, wie die Tür von draußen verschlossen ward. Sie hob den Kopf und horchte; auch in den beiden andern Türen am Korridor drehten sich die Schlüssel. In ihrem toten Gesicht erwachte ein die Augen weit öffnender, alles belebender Entschluß. Sie richtete sich auf, riß das rote Tuch von ihren Schultern und hüllte ihr Haar, ihren Kopf hinein. „So steh' Gott mir bei!"

Dann stand sie am offenen Fenster, sah in den Garten hinunter; kein Mensch. Nur grad hell genug. Sie stieg auf das Taburett, aufs Fensterbrett und sprang hinaus.

Siebentes Buch

Die alte Kreszenz war mit Erich bei beginnender Dämmerung nach Salzburg gekommen; sie fuhr dann ohne ihn ins Bayerland weiter, er hatte noch dies und das, wie er sagte, in Salzburg zu tun. Vom Berchtesgadener Bahnhof war sie heimgegangen und wirtschaftete nun wieder im Kriegerschen Haus, zufrieden und vergnügt. Wie viel eingedrungener Staub war wegzuwischen, wie viel herzurichten in der Küche und sonst! Sie summte sich Lieblingslieder dazu. So gingen die Stunden hin; endlich wunderte sie sich doch, daß Erich immer noch ausblieb; das Wundern kam von der Einsamkeit. Sie saß mit ihrer Lampe unten im Wohnzimmer, auf ihn wartend; sie setzte ihre Hornbrille auf und las in einem Buch mit bayrischen Dialektgedichten, das sie von oben aus ihrem Zimmer geholt hatte. Eines der beiden Fenster, die auf die Fahrstraße gingen, war von innen durch Läden verschlossen; durch das andre fiel jetzt schräges Mondlicht herein, der Mond hatte sich durch die Wolken doch noch durchgekämpft. Kreszenz las, dann wollte sie sich zu den Gedichten auch die Melodien spielen; sie war eine alte, nicht übel geschulte Zitherspielerin. Doch während sie nun auf der Zither klimperte und sich wehmütig freute, da so mancherlei Erinnerungen aus ferner Zeit dabei

aufstiegen, horchte sie hinaus, immer wieder: kommt da nicht sein Wagen? Es kam keiner. Sie seufzte, sie erboste sich. Ach, dachte sie endlich, und ihre Hände lagen still auf den Saiten, auf die Letzt' hat man bei allem Zeitlang, auch beim Zitherg'spiel!

„Guten Abend, Kreszenz," sagte eine Stimme. Sie erschrak, so daß sie zusammenfuhr. In der Tür, die zum Vorplatz und zur Haustür führte, stand Erich, den Hut auf dem Kopf, mit Rucksack und Bergstock, eine große weiße Tüte in der linken Hand.

Kreszenz sprang auf und schrie: „Jessas Maria und Joseph! Da ist er!"

„Warum bist denn du noch auf?" Erich lächelte: „Und warum schreist du so?"

„Hab dich doch derwarten wollen. Hab immer denkt: jetzt, da hör' ich's! Da rollt sein Wagen! Wann's in der Welt gar so still is, da hört man ja wohl all's was man will. Und auf einmal stehst in der Tür! wier a G'spenst!"

„Ich bin mit'm Salzburger Fiaker g'fahren bis zur Almbachklamm; da hab' ich nimmer sitzen mögen, mich hat die Unruh oder was gerissen; fahr heim! hab' ich ihm g'sagt, und bin zu Fuß durch die Nacht marschiert. Hat mir gut getan." Er legte die Tüte auf den Tisch, nahm den Rucksack ab; jetzt sah er auf einem Stuhl seinen braunen Samtrock liegen. „Schau, da is der schon! — Die Kreszenz denkt an alles. Die Kreszenz is gut!"

Er streichelte ihr die Wange. Sie hielt recht schön still; das war jetzt ihr Liebstes. „'s muß dir in deinem Haus doch g'mütli sein."

Erich warf die Joppe ab und fuhr in den Samtrock.

„Na, also den letzten Salzburger Zug nach hier hast noch richtig erwischt?"

„O mein! Hab noch zehn Minuten drin g'sessen, bevor er abg'fahren is. Bin jetzt schon a halbete Ewigkeit hier! — Noch was essen, Erich?"

Er schüttelte den Kopf: „Nur an' Wein noch trinken." Aus der Flasche, die neben dem offenen Buch auf dem Tisch stand, füllte er sich ein Glas und trank. „Hast dir die halbete Ewigkeit weggelesen und weggespielt?"

„Ja; mein bißl Zitherg'spiel! Und vorher hab i den Franz von Kobell g'nommen, die oberbayrischen Gedicht', die du mir g'schenkt hast. Hab drin allerlei von unserm Berchtesgaden g'lesen, von der Schönau und Barthlmä und der Eiskapell'n; du, der Kobell, der kann's! Und dann hab i aa was g'funden vom Zitherg'spiel;" sie lächelte: „dös hat mi trauri g'macht."

„Traurig? Warum?"

„Ja, da schreibt der Kobell, was für a g'spaßigs Ding es is um dös Zitherg'spiel: 's is so schön und lusti, sagt er, und daß man dengerscht dabei weinen könnt. Das hat ihm a Musikant erklärt, sagt er; die Zither macht halt verliebt! Und da kimmt's die Jungen trauri für, weil's noch ung'stillte Sehnsucht haben —"

Die Alte nahm das Buch und las:

„Und bei an' Alten is's a so:
Kimmt er amal in Schwung,
So moant er: waar's no nit vorbei
Und waar' i wieder jung!"

Erich lächelte und streichelte ihr wieder das faltige Gesicht. „Möcht'st so viel gern wieder jung sein, Kreszenz? und sakrisch verliebt?"

„'s geht halt all's zu geschwind dahin!" — Sie seufzte leise. Ihr fiel wieder die große Tüte in die Augen. „Aber du, was steckt in dem Stanitzl da?"

Erich nahm die Tüte und schüttelte ihren Inhalt, einen Haufen weißer und roter Rosen, auf den Tisch. „Da schau her!"

„Saparadi! Die san wohl schön."

„Da hat in Salzburg so ein junges Dirndl g'standen, fein und sauber, aber ein blasses G'friesel, große dunkle Augen. Hat noch so viele Rosen g'habt zum Verkaufen und so bittend herg'schaut. Da hab' ich ihren größten Buschen g'nommen und hab ihn mit heraus-g'schleppt."

„Aber das is ja doch ka Buschen mehr?"

„Na, zum Teil hab' ich sie — wegg'schenkt. — Die da bleiben bei mir; zum — zum Träumen. Bitt' schön, trag sie in mein Träum- und Dichterzimmer hinauf. Da will ich noch 'ne Weil sitzen und —"

Er ward still. Von ihr abgewandt lächelte er in schön träumender Seligkeit in die Luft.

„Was hast, Erich?" hätte die Alte gern gefragt; so viel Neugier, wie sich für ein rechtes Frauenzimmer gehört, die hatte sie auch. Sie blieb aber stumm; schickt sich nicht! dachte sie. Sie tat die Rosen, denen sie oben Wasser geben wollte, wieder in das Stanitzl hinein; nahm auch die Joppe und den Rucksack und wollte gehn. „Du!" sagte sie und horchte. „Jetzt rollt ein Wagen."

„Wo?" fragte Erich, der aus seinen Gedanken erwachte.

„Ich hör' doch noch besser als du! — Auf'm Weg zu uns. So spat in der Nacht?"

„Er fahrt wohl vorbei. — Da fallt mir ein: ich hab'

draußen noch nicht zug'sperrt. Hab durchs Fenster die Lamp' g'sehn, wollt' dich überraschen —"

„Wart, gleich spirr i zu!"

Kreszenz ging zum Fenster, durch das der Mond ins Zimmer schien, schloß auch dort die Läden; dann blieb sie wieder horchend stehn. „Aber nein, er fahrt nit vorbei! Da halt't er vor unserm Haus!"

Erich wunderte sich und lauschte auch. Es stieg jemand aus, er hörte etwas rauschen. Die Haustür ward geöffnet. Leise Schritte kamen über den Vorplatz. Erich machte die Tür auf. „Wer ist da?"

„Ich bin's," sagte eine weibliche Stimme. Sie fuhr ihm in alle Glieder hinein. „Anna!"

Sich in zwei Augenblicken fassend, trat er in die Tür. „Hoheit! Sie!"

* * *

Anna stand vor ihm, auf dem dunklen Vorplatz, aber von der Lampe fiel ein Schein hinaus. Erich erschrak, wie er sie nun sah: ohne Mantel, ohne Hut, nur ein rotes Tuch um den Kopf gewunden, im weißen Kleid. Und welch ein Gesicht! — Sie nickte ihm aber zu, trat ein, sah und grüßte die alte Frau, und lächelte, so gut es ging. „Ja, ich bin's — Herr Krieger. Ich — hab' mich verirrt. Der Kutscher, mein' ich. Da sahn wir hier Licht!" Sie bat ihn durch einen Blick: schick die Frau hinaus! Dann lächelte sie wieder so obenhin: „Wenn Sie mir freundlichst sagen wollten —"

„Alles, was Sie wünschen!" fiel er ihr ins Wort. „Wenn Sie sich nur erst setzen wollten, Hoheit; mir scheint,

der — Unfall hat Sie etwas aufgeregt. Also geh, Alte, trag die Sachen hinauf!"

Kreszenz nickte stumm. Sie warf im Gehn nur noch ein Auge auf die weißgekleidete, schöne, blasse junge Dame; die Dame von der Bricciuskapelle! Wie kam die hierher? Wie war das zu reimen? — Mit den Rosen, der Joppe und dem Rucksack ging sie aus der Tür und die Wendeltreppe hinauf.

„Gott im Himmel!" sagte Erich leise. „Anna! Was gibt's?"

„Ich will sterben bei dir. Ich kann nicht mehr leben!"

„Jesus Maria! Was ist dir geschehn?"

„Bitte, rühr mich noch nicht an. Verzeih. Eine Frage. Was war zwischen Seraphine Mohrmann und dir?"

Erich verstand nicht; er sah ihr in die großen, aufgeregten Augen. „Zwischen Seraphine Mohrmann und mir?"

„O verzeih dies Fragen. Du hast sie verlassen, sagt sie. Nachdem du —"

Sie brach ab. Versteh doch! sagte ihr jungfräulicher Blick.

„Wie? Was ist das? Ich hätt' ihr versprochen, sie —"

„Viel, viel schlimmer — sagt sie. Nachdem sie dir alles — alles — gegeben —"

Sie verstummte wieder.

Erich griff sich an den Kopf. „Das sagt Seraphine? So klagt sie mich — und sich selber an? Das ist ja die märchenhafteste, unbegreiflichste Lüg', die ich je gehört hab'!"

„Erich! Erich!" rief nun Anna aus voller Brust und warf sich ihm ans Herz. „Verzeih mir! Verzeih mir! — Ich hab's nicht geglaubt! — Und hab's d o c h geglaubt! — Ich glaub' nur, was du mir sagst!"

Er drückte sie an sich, umfaßte sie, als hätt' er sie eben wiedergewonnen, und küßte ihr Augen und Mund. „Aber was ist das für ein Teufelswerk?" sagte er dann. „Was will sie mit dieser grausigen Lüg'? Wozu hat sie dir" — er liebkoste voll Mitleid ihre weiche Wange — „wozu hat sie dir dieses Gift in dein armes Herz getropft? — Du sollst nicht glauben, was ich dir sag', du sollst wissen — denn ich kann's beweisen! Diese Seraphine — — Aber mein Gott. Wie standst du eben da und was sagtest du! Nicht mehr leben — sterben —"

„O still," unterbrach sie ihn, „laß das noch. Sprich von Seraphine. Laß mich diesen Trost ganz zu Ende trinken!"

„Ist denn solch ein Teufel in diesem Weib? Was sie einmal gewollt hat — ja, nun sag' ich's frei heraus — aber nicht getan hat — dessen klagt sie sich vor dir an! um irgend etwas rätselhaft Höllisches zu begehn! — Vor zwei Jahren war's —"

„Vor zwei Jahren — so sagte sie —"

„Da wohnten sie hier den ganzen Sommer, ihr Vater, der damals noch lebte, und sie; als Nachbarn, im nächsten Haus. Und wir sahn uns oft, bei ihnen oder bei mir. Es wurd' aber eine wunderbar innige Freundschaft zwischen Seraphine und meiner alten Kreszenz; und so kam sie oft auch allein und auf lange Stunden ins Haus. Ich gefiel ihr, das merkte ich; sie kam um meinetwillen. Zuerst gefiel sie mir auch; dann sah ich aber etwas Unheimliches, Unnennbares, Schauerliches in ihr, daß mein Herz sich zusammenzog. Nein, dacht' ich, lieber noch eine Sennerin heiraten als dieses Edelfräulein mit der berückenden Larve und dem blitzenden,

verwegenen Geist! — So kam jener Abend. Sie besuchte die Kreszenz, dann ging die schlafen, und sie kam zu mir. Sie erzählte und saß und — — Aber du könnt'st denken: da steht Wort gegen Wort! sie spricht so, er so! — Ich hab' einen Zeugen aus jener Zeit. Willst du eine Minute warten, daß ich ihn von oben herunterhol'?"

Anna nickte, mit gleichsam verdoppelter, gläubiger, dankbarer Zärtlichkeit. Er ging und kam bald zurück, ein Blatt in der Hand. „Da, nimm! Diese Verse schrieb ich am nächsten Tag. Unten steht das Datum. Der erste Mensch, der sie sieht, bist du. Tu mir die Liebe und lies!"

Anna nahm das Blatt in die Hand; „Sera" stand darüber. Sie las mit gleichsam scheuer, schwacher Stimme:

„Der Tag ging schlafen. An den Bergen droben
Hing noch des Abends rosiger Scheidegruß.
Die Sterne kamen, Gott den Herrn zu loben,
Und Sera kam, weil sie — dem Teufel dienen muß.

Sie trat herein, das Bild der Urgefahr,
Im tiefen Blick die Glut des Evawillens —"

Sie hielt beklommen inne. „Bitte, lies d u ' s."
Erich nahm das Blatt; er las weiter:

„Im Lächeln die Verheißung des Erfüllens,
Auf ihrem stummen Mund das Wort: ich bring' mich dar!

O nimm mich hin, so schien der Mund zu sprechen;
Nimm hin! Zu lang' schon leb' ich so allein.
Werd' ich heut dein, so bist du morgen mein;
Den Liebesschwur der Nacht wirst du am Tag nicht brechen!

Doch ich, wie glüh'nder Stahl, in Eis getaucht,
Still ward ich, kalt und tot. — Die Sterne wichen.

Die Red' schlief ein. Die Flamme war verraucht.
Mit Hasseslächeln ist sie scheidend heimgeschlichen.

Was trieb sie her? Was brannt' auf ihren Wangen?
War's echter Liebe Scham? War's Höllenglut?
Als meine Feindin ist sie fortgegangen.
Fahr wohl! 's ist besser so, du bist mir nicht mehr gut!"

Anna umschlang ihn, fest wie noch nie. „Erich! Mein, mein Erich!"

„Willst du dies Blatt noch —"

„Nein, nein! Ich will's nicht mehr sehn! — Nein," sagte sie, während er es in seine Brusttasche steckte, „ich will nur dich noch sehn — den ich wiederhab' — dem ich noch auf den Knieen abbitten will, daß ich an ihm gezweifelt hab'. Und dann in deinen Armen alles Erdenelend, alles Todesgrauen vergessen — und wie ein einschlafendes Kind aus der Welt!"

Er riß sie an seine Brust. „Sag das nicht mehr! Anna! Es klingt wie Wahnsinn aus deinem jungen roten Mund. Was hat man dir angetan?"

„Ich kann nicht mehr leben, Erich! — Als ich in Salzburg aus dem Fenster sprang, da dacht' ich: ich will noch, ich will noch leben; und wie zwei Flügel trug mich die wilde Freude, sie alle, alle zu hassen — Vater, Bruder — die Welt. O, und mit festen, trotzigen Füßen stand ich unten auf der Erde; mir war nichts geschehn; es schrie in mir: und mir wird auch nichts geschehn! — Als ich dann aber im Wagen saß — gegenüber am Bahnhof fand ich einen — und in die Nacht hineinrollte, ‚zur Villa Krieger', zu dir — — draußen steht er noch! ich dachte: wenn Seraphine doch die Wahrheit sagte —" Sie drängte sich innig, fest an ihn. „Aber nun bleib' ich bei dir. Wenn

du mich nicht fortschickst. Nein, du schickst mich nicht fort. Hier ist mein einziger Platz auf der Welt!"

„O sei ruhig, du bleibst bei mir. Dein Wagen — den schick' ich fort." Sie nickte, wie im Traum. „Setz dich nieder, du süße Gestalt; du zitterst. Ich bin gleich wieder hier!"

Er ging hinaus. Sie riß sich das rote Tuch vom Kopf, sank auf einen Stuhl. Ja, ja, dachte sie, etwas zittr' ich wohl. Wenn einem doch vor der Welt und — dem Tod so graut! — Ob wohl viele so früh solches Zittern kennen? Ob die Erde, die ich einst wie ein Wunder angebetet hab', so voll Grauen ist?

Erich kam zurück: „Er fährt heim." Ihr Anblick erschütterte ihn: „Wie du dasitzst in deinem weißen Kleid — wie ein Engel, der von oben herunterschaut. — Nein, du bist noch hier! bei uns!"

„Nur bei dir!" sagte sie; es war, als klammerten sich ihre Augen an ihn.

„Was haben dir denn die andern getan?"

„Sie wissen jetzt, ich gehör' zu dir, hab' mich dir verlobt. Und wie Wölfe, die einen einsamen Menschen im Schlitten verfolgen, alle um mich her! ‚Unsre Ehre!' ‚Mein Glück!' ‚Mein Leben!' ‚Deine Pflichten gegen dein Haus, gegen den Fürstenstand!' Ich schüttelte alles ab — so dacht' ich — nur hin, hin zu dir! Aber wie ein Bremsenschwarm, der einmal im Wald hinter mir her zog — — ich fuhr und es zog alles mit. Es sprach wie mit Stimmen; es saß mir im Hals, daß mir das Atmen verging; es schnürte mir die Brust. Wer bist du denn, sagten sie, daß du so viel Glück zerstörst, so viel Elend machst? Soll dein Bruder um dich die Braut verlieren,

die ihn wohl gut und brav machen würd', wie sie selber ist? Und wenn's die Tante, die Pflegemutter, die dich lieb hat, ganz zu Boden wirft? und vielleicht deinen Vater ins Grab? Ja, ja, ja, und du hast auch Pflichten, du Fürstenkind! Wenn du auch den Kopf schüttelst. Kein Mensch lebt allein! Jeder trägt sein Pflichtenkreuz! Und es kam dann noch eine Stimme dazu — o Erich, das war die schlimmste von allen, die feierlichste, die lauteste. Die hatte vor ein paar Wochen bei Melanie auf mich eingeredet: Achim von Wittich — mein treuer Freund. Als hätt' er geahnt, was kommen wird! ‚Dann müssen Sie auch dieser Idee Opfer bringen können; sie ist groß genug dazu.' Und: „Ja, die Opfer bringen, die man in dieser Welt der Notwendigkeiten immer bringen muß!' Ich hörte seine Stimme. Ich sah sein gutes, edles Gesicht dazu. Und es überlief mich, und ich sagte mir: Hast du die nicht immer verachtet, die nur an sich selber denken? Und nun fährst du so in dein Ich zusammengekrochen, wie ein Blatt, das sich losgerissen hat, in die Welt hinein?" — Sie umfaßte Erichs Arm mit beiden Händen: „Da hab' ich gesessen und geweint — konnt' mich nicht mehr freuen, Erich — und fuhr doch zu dir!"

Er starrte sie an. „Und nun —?"

„Mit dir fliehn? Wohin? Wie der Knab' und das Mädchen in dem alten Lied: ‚sie sind verdorben, gestorben'? Ich dein Leben zerstören — das so schön hinaufsteigt — o Gott! — Oder hätt' ich daheim bleiben sollen? Ich hab' unterwegs an alles gedacht. Zwei Jahre auf die Mündigkeit warten? In der Hölle, Erich! Von dir losgerissen, als wärst du tot! Und wenn wir's doch aushielten, beide, und ich käm' dann zu dir —

ach, wen hättest du dann? Eine Verstoßene — Verachtete —"

„Meine Sonne! Mein Glück!"

Es kam eine bleiche Angst über sie, mit flehenden Armen umschlang sie ihn: „O ich bitt' dich, Erich, Erich! male mir das Leben nicht schön, weck nicht wieder die Lust in mir; fort muß ich doch! Rings um mich her ist der Tod! Ich hab' mich so frei geglaubt — ich bin's nicht. Der Gewissenswurm! All die unbegreiflichen, schaurigen Gefühle! — Ich hatt' eine edle Mutter, Erich. Die schrieb einmal: ‚Ich will lieber sterben als — —' Das kam immer wieder. Ja, ja, ja, lieber sterben! Denn von dir lassen, das kann ich nicht. Hier in deinen Armen sterben! O gönn mir den süßen Tod bei dir!"

Es erwachte auf einmal ein dunkles, starkes, erlösendes Gefühl in ihm. Er sah Lea tot, aus dem Wasser gezogen; er sah sich hier mit diesem weißgekleideten Opfer allein. Ihr fest und tief in die braunen Augen blickend sagte er: „Dann mit mir!"

„Nein, nein!" fiel sie ihm ins Wort. „Du mußt lange leben — dich herrlich zu Ende leben. Aber was bin ich? Ich hab' mich schon ausgelebt! — Und wenn sie dann auch um mich weinen werden — ja, sie werden wohl weinen — aber der Tod versöhnt so gut. All die Entzweiung, die stirbt mit mir. Eine kleine, kleine Sage von der so jung gestorbenen Fürstentochter lebt wohl noch 'ne Weile, flattert um mein Grab. Der Schmerz um mich, der Vater- und Bruderschmerz — der lebt nicht so lange. Und du — o, dich will ich heut noch so küssen, daß du dir immer sagen sollst: Die hat mich geliebt!"

„Anna, sprich nicht so! Ich ertrag' es nicht!"

„Hast du mich's nicht selber gelehrt, hast du's nicht geschrieben: ‚Lieber eine Stunde Seligkeit als ein lang elend Leben‘? Und das andre, dein himmlisch trauriges Sterbewunschgedicht, hast du das vergessen? Als ich's zum erstenmal las, da ergriff mich's so, ich hab' weinen müssen; und es kam mir eine Sehnsucht: einmal so sterben wie in dem Gedicht! Und damit ich auch jeden Augenblick so davongehn könnt', wenn mir das Leben zu schwer würde, verschafft' ich mir heimlich das beste, rascheste, sanfteste Gift, und gelobte mir — lach mich nicht aus — ich lernte grad die Karthagerkriege — gelobte mir, es immer bei mir zu tragen, wie einst Hannibal; damit ich, wenn die Stunde käme — — Ach, ich ahnte nicht. Nun ist sie wirklich gekommen. Nun hab' ich das Gift!" — Sie lächelte ihn an: „Sieh, so hab' ich alles Gute von dir!"

* * *

Die Tür zum Vorplatz ward aufgerissen, Kreszenz kam herein. „Mit Verlaub!" stieß sie hervor. „Du hast's wohl nit g'hört, Erich: ein Wagen kommt — oder zwei!" Sie warf einen unsicheren, zurückhaltenden Blick auf die ‚Hoheit‘: „Weil's so — ung'wohnt und merkwürdig is, hab i's melden wollen."

Anna war aufgesprungen, zu Tod erschreckt. „Erich!" flüsterte sie. „Die haben entdeckt, daß ich fort bin! Sie jagen mir nach!"

„Und Seraphine weiß mein Haus." Erich faßte sich schnell: „Sei ruhig, Liebste! Wenn's so wär' — laß sie kommen!" Er sprach laut und lächelnd weiter: „Das ist meine kluge Kreszenz, Hoheit. Hör zu, Alte! Es werden wohl Leut' in dem Wagen sein, die Ihre Hoheit die Prin-

zessin suchen. Sie will aber heut nicht gefunden werden, verstehst du —"

„I versteh' schon, Erich," erwiderte Kreszenz, die keine Miene verzog. „Warum sollt i dös nit verstehn?"

„Darum muß dena Leut' ebbes vorgemacht werden; und das muß die Kreszenz tun! — Das Haus hab' ich zugesperrt. Mit der Hoheit geh' ich hinauf, ins Dichterzimmer. Wenn die andern kommen, herein wollen — es werden wohl vornehme Leut' sein —"

„I werd schon mit ihna reden, Erich," sagte die Alte mit einem schlauen, unverzagten Lächeln.

„Du sperrst dann also auf! Und wenn sie nach der Prinzessin Anna fragen —"

Kreszenz deutete auf die Straße hinaus und flüsterte: „Da halten s' schon!"

Erich fuhr rascher und leiser fort: „Dann sagst du, ja, sie ist hier gewesen; und ich bin mit ihr fortgegangen, zum Bahnhof oder auch nach dem Königssee zu; das könnt' beides sein. Und wenn sie dann doch nicht fortgehn wollen —"

Draußen ward ans Fenster geklopft. Kreszenz blieb ruhig, sie raunte nur: „Werd's schon machen, Erich."

Er legte ihr eine Hand auf den Kopf und schüttelte ihn zärtlich: „Ja, du wirst's dermachen!" Dann ging er leise voran, die Wendeltreppe hinauf; Anna folgte ihm, das rote Tuch wieder auf dem Kopf.

„Bitte, aufgemacht!" rief Prinz Oskar, der wieder ans Fenster klopfte. „Da brennt ja Licht, durch die Spalte sieht man's. Holla! Aufgemacht!"

Kreszenz hatte erhorcht, daß zwei Wagen gekommen waren und auf der Fahrstraße hielten; sie ging jetzt aufs

Fenster zu. „No ja," rief sie, „i kimm schon! I spirr schon auf! Nur an' Augenblick Geduld!"

Prinz Nikolaus' Stimme ließ sich kräftig, aber freundlich vernehmen: „Lassen Sie uns ins Haus, gute Frau!"

Kreszenz ging zur Haustür, schloß auf und öffnete. Draußen sah sie im Mondlicht drei Herren und eine Dame stehn; die zweispännigen Wagen hatten Kutscher auf dem Bock. „Nur hereinspaziert!" sagte sie gemütlich. „Mit was kann i dienen? Was schaffen S'?" — Der lange Herr mit dem großen Bart trat ohne weitres ins Haus; die andern folgten ihm. Kreszenz ging hinterdrein. Als sie ins Zimmer kamen, warf die Dame einen schwarzen Schleier zurück; nun erkannte die Alte sie und erstaunte sehr. „Aber mein! Fräulein Seraphine! Sie san aa dabei! Wo kemma denn Sie so mitten in der Nacht daher?"

Seraphine gab ihr die Hand: „Nicht wahr, das ist ein seltsames Wiedersehn, meine liebe Kreszenz? nach so langer Zeit? — Ich hab' die Herrschaften hergeführt, die eine junge Dame suchen; durch ein Mißverständnis ist die nach Berchtesgaden gefahren, statt nach Salzburg, verstehn Sie; und in der Unruhe um sie haben wir uns aufgemacht. Und da ich dachte, die Dame kennt Ihren Herrn Krieger, sie wird wohl zu ihm gefahren sein — — Ist Herr Erich Krieger hier?"

Kreszenz nickte: „Heunt nacht is er heimkemma. Und nacher is aa a jung's Fräulein kemma; in an' weißen Kleid —"

„Ja, ja!"

„Und a rot's Tücherl am Kopf —"

Oskar bestätigte, zu den andern hin: „Sie hatte ein rotes Tuch."

„Um die Schultern,“ sagte Nikolaus.

„Am Kopf hat sie's g'habt! Und hat zum Herrn Krieger g'sagt, er möcht sie begleiten — ihr 'n Weg zeigen, oder was — ganz verstand'n hon i's nit. Und nacher san's aa furtganga —“

„Fortgegangen?“ rief Seraphine. „Wohin?“

„Ja mein!“ antwortete Kreszenz bedächtig. „Ganz g'wiß woaß i's nit. Vom Bahnhof hat er was g'sagt; sie vom Königssee. Und so san's furt. I hab' ihna nachg'schaut. A Stück vom Weg zum Bahnhof san's ganga, moan i. Ob dann aber ebba af'n Fußweg zum Königssee — da war i halt scho' wieder im Haus!“

„Hm!“ sagte Nikolaus leise; sie traten an ein Fenster. „Was nun tun?“

„Die Frau kann lügen,“ murmelte der Erbprinz Albrecht, der auf Nikolaus' Betreiben mitgefahren war.

„Das kann sie,“ flüsterte Oskar. Kreszenz nahm Buch und Zither und Wein vom Tisch und trug sie ins Nebenzimmer; dann kam sie langsam zurück, immer mit demselben stillen Gesicht.

„Sie kann aber auch die Wahrheit sagen,“ entgegnete Nikolaus. „Mir sieht das nach Wahrheit aus!“

„Mir auch,“ flüsterte Oskar.

Prinz Albrecht schüttelte den Kopf. „Mir nicht. Ich glaub', Anna ist noch hier im Haus!“

Die drei Männer blickten fragend auf Seraphine. „Ich weiß nicht,“ sagte sie achselzuckend. „Beides hat —“

Nikolaus fiel ihr ins Wort: „Beides kann aber nicht sein! Wir müssen uns entschließen, entscheiden; so können wir hier nicht ewig stehn. Teilen wir uns! Dann wird nichts versäumt! Ich fahre mit Oskar zum

Bahnhof; — was täten sie zwar die halbe Nacht beim Bahnhof? Vor morgen früh geht kein Zug."

Oskar sann nach: „Sie könnten etwa im Wartezimmer —"

Ein End' machen! dachte Kreszenz. In der Tür zum Nebenzimmer stehend fragte sie: „Wünschen die Herrschaften noch was, Fräulein Seraphine?"

Nikolaus antwortete: „Wir gehn gleich, liebe Frau! — Dann fahr' ich also mit Oskar zum Bahnhof," flüsterte er; „und wenn wir da nichts finden, auf der Straße nach dem Königssee. Sie, liebes Fräulein, Sie bleiben mit Seiner Hoheit Erbprinz Albrecht und dem andern Wagen hier; Sie kennen die alte Frau; Sie stellen sich unpäßlich, angegriffen, brauchen etwas Ruhe. Heucheln dann etwas Schlaf. So bleiben Sie beide hier, bis es Tag wird; oder bis wir wiederkommen. Das weitere ergibt sich!"

Prinz Albrecht ward lebendig; er hatte bisher mit Gähnen und Mißvergnügen gekämpft. „Das ist ein vortrefflicher Plan!"

„Also ergreifen Sie das Wort," flüsterte Nikolaus Seraphinen zu. „Bitte, nur nicht ‚Hoheit' sagen!"

Seraphine machte ein ausdrucksvoll leidendes Gesicht; sie legte sich auch eine Hand auf die Stirn. „Ach, meine Herren," sagte sie laut, wie jemand, der sich gegen einen Schmerz möglichst tapfer zusammennimmt, „ich muß dennoch bitten, lassen Sie mich noch 'ne Weile hier! Von all der Aufregung ist mein Kopf so elend; schon wieder weiterfahren, das könnt' ich nicht. Liebe, gute Kreszenz, wenn ich mich in dem Lehnstuhl da — — bis mir ein bissel besser wird! Den Lehnstuhl kenn' ich so gut!"

Dös is a dumme G'schicht, dachte Kreszenz. Oder

is's a Komedispielerei? — „Aber versteht si! Natürli!" erwiderte sie in aller Freundlichkeit; was war da einstweilen andres zu tun. „Legen S' Jhna 'nein in den alten Stuhl, bis der Kopf wieder besser is! A halbete Stund' oder a ganze kann i noch recht gut aufbleiben; dös kann i schon."

Seraphine wurde von plötzlichem Mitleid überfallen, sah aber unendlich leidend aus: „Nein, Sie müssen schlafen gehn!"

„Es tut sich noch. Legen S' den Kopf nur hin!"

Nikolaus nickte der Alten freundlich zu: „Wir danken Ihnen, gute Frau. — Also, Albrecht, du bleibst mit dem Fräulein eine Weile hier, kommst uns so bald wie möglich nach. — Gute Nacht, liebe Frau!"

Er ging mit Oskar hinaus; Kreszenz hörte, wie sie zum Kutscher sprachen und einstiegen und der Wagen davonrollte. Sie ging auch, zum Vorplatz. Sakra! dachte sie, verstohlen seufzend. Waar'n die zwoa nur aa scho' furt! — Nach oben kimmt mir aber kaner 'nauf. I setz mi auf die Wendelstieg'n!

* * *

Seraphine lag im Lehnstuhl, sie schloß die Augen. Prinz Albrecht blieb daneben stehn, sah auf sie hinunter; sein rechter Arm lag auf der Lehne, sein Kopf war auf die Hand gestützt.

„Die Alte ist hinausgegangen," sagte er mit gedämpfter Stimme. — „Wie traumhaft liegen Sie da. — Schlafen Sie, Fräulein Seraphine?"

„Nein."

„Es steht Ihnen aber wunderbar gut. Ich hab' Sie noch nie so daliegen sehn. — Fräulein Seraphine!"

Sie schwieg. Steht mir's wunderbar gut? dachte sie. O dieser Erich, damals. Der blieb doch so kalt! — Und ist nun doch die andre bei ihm? Hab' ich mich so erbärmlich gerächt?

Prinz Albrecht war eine Weile still. Endlich beugte er sich leise nieder und küßte sie auf den kirschroten Mund.

Seraphine sprang auf, wie von einer Schlange gebissen; ihr ganzes Gesicht ward e i n e Flamme. „Hoheit! Das ist empörend! Unglaublich! Das ist —"

Er faltete die Hände: „Bitte, nicht so laut. Ich flehe um Vergebung; Sie waren eben so berückend schön — die ganze Situation so neu, so — — es riß mich hin. Fräulein Seraphine, verzeihen Sie!"

„Sie fahren hinter einer Dame her, mit der Sie sich verloben wollen, und überfallen eine andre so!"

„Aber fahr' ich denn hinter ihr her? Freiwillig nicht; ich wollt' ja nicht. Aber Prinz Nikolaus, mit seinem Ministergesicht, nahm mich gleich beim Arm: ‚Der unglückliche Vater bleibt hier, du fährst mit, dir kommt es zu!' Und so ging's zur Tür hinaus. Während ich bei mir dachte: eine Zukünftige, die aus dem Fenster springt, in die Nacht hinaus — Teufel auch, das ist denn doch —!"

„Sie wollen sie ja um jeden Preis!" sagte Seraphine, noch sehr gekränkt. „‚Meine E h r e ist engagiert'! sagten Sie zu mir!"

„Die Ehre ist aber doch die Ehre, Fräulein Seraphine; jetzt sieht sie den Fall schon a n d e r s an. Zum Teufel, wozu steh' ich hier in H e r r n K r i e g e r s H a u s?"

„Um die Prinzessin von ihm loszumachen und für sich zu retten. Wollen Sie das nicht mehr?"

Er schüttelte den Kopf: „In mir rebelliert jetzt eine ganze Welt dagegen — n a c h d e m F e n s t e r s p r u n g. Nein, das mag ein a n d r e r tun! Wenn wir sie wieder nach Hause bringen — Gott weiß, w i e — ich kann nicht und ich will nicht mehr!"

„Ah! — Dann ist meine Prämie hin?"

Aus Prinz Albrechts Zügen verging allmählich der edle Unwille; seine wohlgepflegte Schönheit erhellte sich wieder, sie nahm einen geheimnisvoll galanten, schmeichelnden, heitren Ausdruck an. „Fräulein Seraphine! Bitte, setzen Sie sich wieder und schenken Sie mir noch mal ein geneigtes Gehör! — Ist es eigentlich nicht ziemlich märchenhaft, wie uns das Schicksal diese Nacht hier zusammenführt? Ach, wenn Sie sich noch einmal so in den alten Lehnstuhl zurücklegten und so schön die Augen zumachten — ich könnt' Ihnen allerlei sagen, das zu diesem Tete a tete paßte — und mit geschlossenen Augen hört man besser zu. Sie wollen nicht? Sie schütteln so energisch den Kopf? Na — dann geht's auch s o! — Meine Ehre ist engagiert, sagt' ich Ihnen heute. Ich sagte aber auch: ‚mein H e r z ist hier n i c h t engagiert!' Das war anderswo. Sie, als eine Dame, und eine der klügsten, Sie wissen wohl, wo es ist. Kann Ihr Stolz — den ich sonst liebe; er ist prachtvoll, entzückend — kann er sich nicht entschließen, dieses Herz anzunehmen? Wenn Sie die ‚Prämie' verlieren — es scheint ja so — hat denn dieses arme Herz g a r k e i n e n Wert? Sie ahnen ja nicht, was es für Sie täte. Es würd' ja die Prämie ü b e r p r ä m i e n! Wenn Sie's in Ihre Hand

nähmen, in diese feudal schöne Hand, so würd' es die Henne im Märchen sein, mit den goldnen Eiern. Und würd' selig sein. Ach, wenn Sie und dieses Herz gute Freunde würden! Seraphine!"

„Ich Ihr ‚guter Freund', während Sie eine Gattin suchen?"

„Ich such' ja Prinzessin Anna nicht mehr! Ich hab's aufgegeben! Und warum denn eine andre — jetzt?" Der Prinz lächelte übermütig: „Ich mach' ein Trauerjahr, eh ich weitersuche. Oder zwei — wenn die alte Tante Politik mir Zeit läßt. Ich lehne mich auf und erkläre mich für noch zu jung!"

Draußen auf dem Vorplatz schien etwas zu schleichen, zu schlurfen; er horchte eine Zeitlang und runzelte seine heitere Stirn. „Da rührt sich die Alte," sagte er noch leiser; „ich hör's. Süße Seraphine — Sie sehn schon etwas freundlicher drein — wie steht Ihnen das zum Erschießen gut — Schönste Seraphine! Wozu stehn wir hier? wo diese alten Mausohren lauern? Und auf einmal springt sie auf, die Tür. Während doch draußen unser geschlossener Wagen wartet! Kann man's besser haben? Wir setzen uns hinein; lassen ihn im Schritt hin und her fahren, in der schönen Nacht. Das besagte Herz hat Ihnen noch viel von sich zu erzählen — und von seiner Hoffnung." Er legte zart, versuchend einen Arm um sie. „Steigen Sie mit ein? in den Wagen des Glücks?"

Seraphine hielt still. Sie sah ihn aber wie mit bangen Augen an. „Ich fürchte mich."

„Wovor? Vor dem Glück?"

„Ach, Sie. Woher weiß ich, es ist das Glück?"

„Sie mit ihrem Geist?"

„Ach, da sind wir alle blind!" — Sie fühlte, er zog sie leise zur Tür; sie gab zögernd nach, sie widersetzte sich nicht. „Und die alte Kreszenz?" flüsterte sie nur.

„Die wird sich sagen: der Kopf ist halt wieder gut!"

Er führte sie hinaus. Die Alte war nicht zu sehn. Er führte sie zum Wagen hin.

* * *

Unterdessen saßen Erich und Anna oben in dem Dichterzimmer, in süßester Zärtlichkeit aneinandergeschmiegt; oder sie gingen umher, sie in seinem Arm, an den Wänden hin, wo sie alles, die Bilder, die verwelkten Blumen, die Kränze, mit Augen voll träumender und fragender und eifersüchtig gönnender Liebe betrachtete. Oder sie standen am verschlossenen Fenster und sahen, selig stumm beisammen, durch einen Spalt in die von Mondlicht und Wolkenschatten wechselnd durchwanderte Nacht hinaus. Anna hatte das rote Tuch vom Kopf genommen und sich dafür fünf oder sechs von den roten Rosen um das herrliche braune Haar gewunden; nun erschien sie dem trunkenen Erich ebenso irdisch wie himmlisch schön, er wandte fast nicht die Augen von ihr. Wie eine Trunkene war sie auch. In ihren Augen lag oft ein Glanz, eine Verklärung, ein nicht begreifendes Staunen, als wäre heut in diesem Haus etwas in die Welt gekommen, das noch nicht gewesen. Sie legte ihre beiden Hände gegen seine Schultern; „bist du's wirklich?" sagte sie. „Und bin ich die Anna, die all die Leute Prinzessin nannten? — Da steh' ich und seh' dich an. Und du bist so schön. Und wir sind allein auf der Welt; hier — in unsrer Welt — wie im Paradies. Erich! Das ist Seligkeit!"

Er nahm ihre Hände von seinen Schultern und küßte sie. „Aber sag nicht mehr, du allein willst sterben! Denkst du so von mir? Bist zu mir gekommen, hier die Stätte zu finden, wo du dein süßes Haupt zur ewigen Ruh' niederlegen kannst; und du meinst, ich drück' dir die Augen zu und geh' weiter mit meiner Schuld? O begreif nun doch, wie mir ist: du stehst wie ein Engel da, der mir helfen soll, meine Schuld zu sühnen. Selig zu sühnen, bis in den Tod vereint mit dir! — Wie hab' ich in diesem Jahr manchmal dagesessen und mich gesehnt: wär's doch aus! Und hab' mir in tiefen Schmerzen gesagt: mein Leben ist verschandelt, entweiht, nicht das Leben Erich Kriegers mehr; hab' mich eurer so unwert gefühlt, deiner holden Hoheit und der unbekannten Anna; ahnte nicht, ihr seid ein Mensch! Nun kann ich mit euch beiden zusammen sterben; ich hab' euch wie zwei Flügel an mir, ihr tragt mich aus dem Schuld- und Reueland zum Himmel hinauf!"

„Ach, wie stürb' ich gern mit dir. Mit dir einzuschlafen — wie süß. Aber deine Jugend! Dein Schaffen! Dein Ruhm!"

„Nein, nein, sag nichts mehr. Fühl doch, wie mir ist! Ich hab' schön gelebt; und nun hab' ich das Wunder aller Wunder erlebt; was sollt' nun noch kommen? — Darum bitt' ich dich auch nicht mehr: leb und kämpfe noch! Ach, daß du vergehn sollst — diese Wunderblume — es ist so ein Schmerz; aber sollst lieber in dieser höchsten Stunde vergehn, als im wüsten, greulichen, gemeinen Kampf deine goldne Lebensflamme verzehren! Und ich — — Als du mit mir hereinkamst, hier herein, wo ich von dir und von der ‚Anna' geträumt hab' — nun wart

ihr eins und bei mir — und deine himmlischen Küsse, die mich in all meiner Schuld verklärten, erlösten — und wie du dich mit den Rosen schmücktest — Prinzessin Anna, meine Braut, mein Weib —. da ist's wie Gottesodem über mich gekommen: nach dieser Stunde keine mehr! Anna! Keine mehr! Mit dir vergehn!"

„Ja, ja," sagte sie; es kam nun eine Art von Andacht über sie. „Ich trink' deine Worte wie Wein. Ich glaub' ja an dich, hab' immer an dich geglaubt. Ich will, was du willst! — — Warum lange, Erich? Vor Gott dem Ewigen gibt's keine Zeit. Stunden sind wie Jahre. Zwei Jahre war ich heut bei dir! Und vorgestern beim Glocknerhaus — wohl auch jahrelang!" Sie lächelte: „O wie alt sind wir schon! — Wir zwei. ‚Sommerfäden' . . . Das Wort hört' ich einmal von Melanie; sie meinte es von Herzensneigungen zwischen Mann und Weib, die keine Goldfäden sind, keine Dauer haben. Ich verstand's noch nicht. Aber es sind ja auch Schicksalssachen; so wie zwischen mir und dir. Für das Leben zu zart, unser Liebesband. Das Schicksal reißt es entzwei! — — Ach, laß uns nur schön vergehn. Der Schwan von Tuonela! Ich las einmal vom Reich des Todes, das die alten Finnen Tuonela nannten; ein breiter Strom fließt um das Totenland herum, schwarz und schauerlich. Aber ein Schwan, weiß, herrlich, edel, zieht singend auf dem schwarzen Strom dahin; der Schwan von Tuonela! — So seh' ich ihn. So schwimm' ich ihm nach, den Strom hinab."

„Mit mir!"

„Ja, mit dir! — Das konnten sie uns doch nicht nehmen, Erich! — Und wenn sie dann wiederkommen und

uns finden — sie tragen mich still mit fort — deine arme Kreszenz wird schweigen, sagst du — und die hochfürstliche Ehre bleibt unbefleckt. — Ach, in tausend Jahren, wird's dann a u c h so sein? Wird's a u c h so viel Formen und Fesseln geben und so wenig Freiheit? So viele Beherrschte, die neidisch hinaufschauen, und so viele Herren, um die ihre Ketten klirren? — — Aber mit so schweren Gedanken wollen wir dem Schwan nicht nach. Ich seh' dich noch an und wundre mich, wie gut und wie hold du bist! Erich Krieger ... Erich Krieger ... Ich weiß noch, wie ich das erste Gedicht von dir las. Und dann — o was für ein Märchen das Leben ist — dann wurdest du meines Lebens Licht!" Sie legte den Kopf an seine Brust: „O wie mir hier ist, in dem Dichterzimmer. Ich bin z u H a u s! Aus der Fremde zu Haus! Das ist die Heimat, die ich mir erkämpft hab'. Diese Rosen duften für mich. All die Gedanken und Träume, die hier schweben, die umschweben m i c h. Und alles Ringen und Streiten und Sehnen ist gestillt. Frieden an deiner Brust!"

Erich küßte sie; lange lagen sie Mund an Mund. Endlich horchte er: von unten hörte er Kreszenz singen, einen Vierzeiler, den er so manches Mal in den Knabenjahren von ihr gehört hatte, wenn sie ihm nach irgend einem Schelmstreich insgeheim vermelden wollte: die Luft ist wieder rein! Sie stand offenbar unten an der Stiege und sang, mit einer gewissen respektvollen Schüchternheit:

„Und was hockst in dei'm Loch,
Du verdunnerte Maus?
Kimm außa, kimm außa,
Die Katz' is aus'm Haus!"

„Ist das deine Kreszenz?“ fragte Anna, noch in seinen Armen.

Er nickte. „Sie meldet eben, daß alle fort sind. Ich dacht' es schon, ich hört' auch den zweiten Wagen rollen. Nun sind wir ganz allein im Haus, mein Leben du — bis sie wiederkommen!“

„Ich will sie noch sehn, deine Kreszenz. Willst sie rufen, Erich?“

Sie standen auf; er rief hinunter. Als die Alte kam, sah sie die beiden mitten im Zimmer stehn; sah die roten Rosen in Annas Haar, und wie sie, an Erichs Schulter gelehnt, ihm voll träumender Liebe in die Augen blickte. „Maria und Joseph!“ sagte Kreszenz.

Anna wandte sich: „Nein, nicht erschrecken, liebe, gute Frau. Das war uns zugedacht, das ist Gottes Wille. Und wir gehn wie durch den Himmel des Glücks!“ — Sie kam zu der Alten und nahm ihre beiden Hände. „O, ich hab' Sie lieb. Ich dank' Ihnen, Kreszenz, für alles, was Sie dem Erich getan haben; so viel Lieb' und Treu'; ich kenn' ja sein Gedicht an Sie. Ich dank' Ihnen von ganzem Herzen; so!“

Sie küßte sie auf Wangen und Stirn.

Kreszenz verging fast vor Überraschung und Freude. „Hoheit!“ brachte sie nur heraus, weiter nichts.

O dieses himmlisch gute Herz! dachte Erich, dem sich die Augen feuchteten. Und das soll morgen nicht mehr —! — Von jähem Schmerz überwältigt sank er beim Sofa, neben dem er stand, auf die Kniee, legte den Kopf aufs Sofa und schluchzte.

Anna trat zu ihm. „O nicht weinen,“ sagte sie leise. „Dann entflieht das Glück!“

Er richtete sich auf, bezwang sich, lächelte sie an. „Sehn Sie," sagte Anna zu der verstörten Kreszenz, „er ist nicht so traurig. Das tut nur so. Wir haben unsern schönsten Tag! — Gehn Sie ruhig schlafen. Lassen Sie uns noch ein wenig allein!"

Kreszenz, todesbang, eine Ahnung im Herzen, starrte auf die Prinzessin und auf ihren Erich; sie wollte etwas sagen und konnte nicht. Anna ging noch einmal zu ihr, nickte ihr ein Gutenacht zu, mit einem holden, heiteren Blick. Dem widerstand die Alte nicht; dankbar und wieder aufgerichtet, wieder irgendwas Gutes hoffend, küßte sie Anna die Hand, wollte stumm hinaus.

„Nein, nicht so!" sagte Anna und küßte sie auf den Mund.

„Die Ehr' — o die Ehr'!" stammelte Kreszenz, mit dem Weinen kämpfend. Sie ging aus der Tür, zu ihrem Schlafzimmer, das auch im Oberstock lag.

Anna setzte sich auf das Sofa. „Du geliebter Mann. Warum weinen?"

Erich schüttelte den Kopf: „Es überlief mich nur so. Es ist ganz vorbei." Vor ihr auf den Knieen, hinaufschauend, „o du!" sagte er. „Mir zittert das Herz vor Liebe und vor Dankbarkeit! — O wie die Rosen und deine Jugend duften. Wie dich dein goldner Gürtel schmückt, du Schlanke. Könnt' ich dich auch noch mit Liedern schmücken, dem einzigen Geschmeide, das ich hab'; mit Liedern, die dir meine Liebe sagen! Nun hängen aber meine Augen an dir, und alles andre ist tot. Als ich herwanderte — — Was ist dir?"

„Mir fiel nur ein — ich dachte nur. Die Welt soll's nicht wissen; aber Melanie? und Wittich? Er ist nun in

Reichenhall bei ihr. Ich schreib's ihr, für beide. Als Abschiedsgruß. Ist dir's recht? O sag!"

„Anna! Du wolltest irgendwas auf der Welt und mir wär's nicht recht?"

Sie setzte sich an seinen Schreibtisch — zum ersten und zum letzten Mal — nahm Papier und Feder und schrieb. Es war bald geschehn. „Lies wenigstens das Letzte," bat sie, „und sag mir: ist's nach deinem Sinn?"

Erich nahm's und las:

„Um in das Seelenadelsland zu kommen, in das kein andrer Weg führt, haben wir den Tod gewählt. Anna und Erich Krieger."

Er nickte auf das Blatt hinunter. Dann vereinte er ihre und seine Lippen, wie im Todeskuß.

Anna schrieb die Aufschrift und schloß den Brief; nahm auch eine Marke aus einem Kästchen und beklebte ihn. Darauf drehte sie sich zu Erich herum: „Ach, ich unterbrach dich. ‚Als ich herwanderte,' sagtest du. Was war da mit dir?"

„Da dacht' ich in Glück und Sehnsucht an dich, und mir war, als gingst du neben mir; das ergriff mich so. Und es kamen Verse. Es ward aber nur ein Anfang, denn —"

Sie nahm seine Hand. „O sag sie doch. Gib mir auch noch dieses Glück!"

„Ach, 's ist nichts. — Ich dachte:

Wir sind nicht hundert Schritt' zusammen
Gewandert durch die Gotteswelt;
Uns haben keine Herdesflammen
Bis heut der Liebe Heim erhellt;
Es hat noch nie an heil'gen Stätten
Geist Gottes dich und mich umschwebt;

Und doch ist mir zu Mut, als hätten
Wir lang' schon Hand in Hand gelebt!

Denn deine Briefe, meine Lieder —

Süße Liebste! Weiter kam ich nicht!"

„'s ist schad'," sagte sie liebreich lächelnd. „Davon hätt' ich gern noch etwas gewußt!"

„Hätt'st du? — So eine holde Muse war noch nie bei mir. Ich versuch's!" — Er ging mit ihr durchs Zimmer, eine Hand um ihre Schulter gelegt, schweigend und sinnend. Dann führte er sie zum Sofa, ließ sie niedersitzen, setzte sich zu ihr; und indem er zuweilen ihre Hände küßte, sprach er die zweite Strophe langsam hin, gleichsam ihr in die Augen hinein:

„Denn deine Briefe, meine Lieder,
Sie hatten heimlich uns vermählt;
Wir waren eins, wir sind's nur wieder,
Hat nur noch Blick und Wort gefehlt.
Ich schrieb für dich und konnt's nicht wissen,
Du schriebst für mich und hast's gewußt;
Und nun so Herz an Herz gerissen —
O Gotteswerk in Menschenbrust!"

„Erich!" Sie umschlang ihn. „Hab Dank! Hab Dank! — Auch mein Dichter noch? Nun hab' ich wohl ausgewünscht!" Sie ergriff seine Hand und küßte sie.

„Was? Du mir?" — Er kniete noch einmal vor ihr, er küßte das Kleid auf ihren Knieen. Darauf sah er aber, daß sie horchte. Sie fuhr empor. „Was ist?"

„Horch!" sagte sie. „Ein Wagen rollt! — Hörst du's nicht?"

„Nein. — O noch nicht! Noch nicht!"

„Noch fern. Aber es klang eben durch die tiefe Stille —

eine Stimme aus der Welt. So schauerlich.“ Sie blickte im Zimmer umher: „Unser Paradies! — Scheiden, Erich; eh' sie kommen. Aus der Welt in die Stille gehn; ohne Seufzer, nicht? Bin ich nicht bei dir, bist du nicht bei mir?“

Er nickte, nach einem langen Kuß. „In die Freiheit, Anna! Nach der Seligkeit!“

„Ich trag's hier auf der Brust.“ Sie zog aus dem Busen ein Fläschchen hervor, das an einer Schnur hing; öffnete am Hals ihr Kleid und zog die Schnur dem Fläschchen nach. Sie drehte den Pfropfen heraus. „Ob es bitter schmeckt?“

„Mir die Hälfte, Anna.“

Eine Weile sah sie ihn schweigend, voll abschiednehmender Liebe an. „Bitte, schau nicht her, wenn ich trink'.“ Sie wendete sich ab; es war ihr auf einmal der Gedanke gekommen: ich trink's allein! Sie setzte das Fläschchen an den Mund, suchte es geschwind zu leeren, nichts für ihn zu lassen.

Erich hatte sie aber im Aug' behalten, als traute er ihr nicht; noch zu rechter Zeit riß er ihr das Fläschchen fort. „Was machst du da? Du willst alles? Mich so verraten?“

„Ach — vergib! Vergib! — Er muß leben! dacht' ich —“

„Dich überleben und mich?“ — Er setzte an und trank aus, bis zum letzten Tropfen.

„Ach, vergibst du mir? — Ich war wohl ein Kind. — Gibst du mir noch einen Versöhnungskuß?“ Sie schmiegte sich an ihn. Er küßte sie, mit Inbrunst; vergeben und sühnen! dachte er.

„Ja, ja,“ sprach sie dann an seiner Wange; „rasch wirkt's wohl. Es tut aber nicht gar so weh. Oder dir?“

„Befreiung! — Und ich hör' dein klopfendes, so süß laut schlagendes Herz."

„Der Schwan von Tuonela!" — Annas Augen blickten wie in weite Ferne; das Sterben erschien auf ihrem erblassenden Gesicht. Sie lächelte aber Erich noch an und sang mit ihrer lieblichsten Stimme:

„Ich liebe dich,
So wie du mich,
Am Abend und am —"

Ihr Kopf neigte sich zu ihm, um ihn noch zu küssen. Ihr Mund berührte noch seine Wange; nun fiel aber der Kopf gegen seine Schulter. Das junge Leben verging.

Erich nahm sie in die Arme, betrachtete sie, das schuldlos edle Gesicht. „Ach, schon ausgelöscht? — Aber ich komme bald!" — Es erwachte ein Gedanke in ihm. „Kreszenz!" rief er laut. „Kreszenz!" — Die lag nun aber wohl in festem Schlaf.

Im nächsten Augenblick öffnete sich die Tür; die Alte hatte keine Ruhe gefunden, war zwischen ihrem und Erichs Zimmer hin und her geschlichen. „O du mein Herrgott!" schrie sie auf.

„Schlafst du doch noch nit?"

„Hab nit können. — Erich! Erich!"

„Es ist gut so, Kreszenz. Schau, an dieser Brust stirbt sich's gut! — Auf dem Tisch liegt ein Brief, den trag morgen zur Post. Sag den Menschen von Anna nichts; nie ein Wort! Sie hat sterben wollen; ich mit." Die Stimme verging ihm schon; er grüßte noch mit der zitternden Hand. „Schön war's. Gute Nacht!"

Kreszenz sank auf die Kniee und betete.

* * *

Am nächsten Tag kamen Achim und Melanie von Reichenhall gefahren, durch Annas furchtbar unerwartete Todesbotschaft gerufen. Frau von Lenk vermochte es nicht, sie blieb in Reichenhall zurück. Die beiden fanden Anna nicht mehr: Prinz Nikolaus und Oskar, noch in der Nacht von ihrem Umherirren zurückgekehrt, hatten die Tote in der Villa Krieger bei der wachehaltenden Kreszenz gefunden, ihren Kutscher durch einen Vorwand ins Haus gelockt, hinter seinem Rücken die Leiche in den Wagen getragen und so nach Salzburg gebracht. Schon am Vormittag war nach Berchtesgaden die Nachricht gekommen, Prinzessin Anna sei Nachts an einem Schlagfluß verschieden, zum Entsetzen der hohen Anverwandten; man führe sie in die Heimat zurück.

Oben im Dichterzimmer lag Erich, von Kreszenz und einer Nachbarin aufgebahrt, von brennenden Kerzen umstellt; ein erschütternd edles, friedliches Bild. Die Alte hatte ihm die Blätter der Salzburger Rosen, die weißen und die roten, über die Decke gestreut. Viele Leute aus dem Ort und der Gegend umstanden das Haus; es verlautete, in einem Anfall von Schwermut, wie er deren mehr gehabt — Kreszenz versicherte es — hab' er Gift genommen. Manche, die ihn gut gekannt und als einen gar treuherzigen, zutraulichen, wohltätigen Herrn liebgewonnen hatten, wurden von Kreszenz ins Haus gelassen und hinaufgeführt; sie knieten oder beteten, kamen wohl auch mit nassen Augen wieder auf die Straße.

Was in Achim vorging, als er vor diesem Toten stand, konnte niemand erraten als Melanie. In ihr wogten die einander widersprechenden schmerzlichen Gefühle. Kreszenz ging fast unhörbar, wie ein Schattenbild, ab und zu.

Ihre Tränen waren versiegt, ihr Schmerz, wie es schien, in so vielen Stunden dumpf und stumpf geworden. Sie konnte den beiden mit Ruhe und Fassung erzählen, wie das alles gewesen sei; Melanie hatte ihr Annas Brief gezeigt, um ihr den treu verschwiegenen Mund zu öffnen. Zuweilen trat die Alte still vor ihren Erich hin, beschaute ihn mit einer Art von Andacht und nickte ihm zu.

Dann wieder nahm sie Melanie, zu der sie schnell Vertrauen gefaßt hatte, traurig wichtig beiseite: Erich sei ein so gar guter Mensch gewesen und hab' so für sie gesorgt, daß sie nie werd' Mangel haben, und leb' sie auch hundert Jahr'.

Draußen war nichts Heiteres, das die Trauer störte; als Melanie und Achim, aus dem Sterbezimmer hinausgegangen, in einem Nebengemach ans Fenster traten, sahen sie, wie vollkommen der Südwest gesiegt hatte: triefendes Gewölk, wie schmutzgrauer Nebel, verdeckte fast die ganze Welt. Von Erichs Liebling, dem Watzmann, war nichts zu sehn. Achim erinnerte sich an jenen Berchtesgadener Tag, vor zwei Sommern, als er von den „Vier Jahreszeiten“ in das herrliche Land hinab- und hinausgesehn und er und Melanie den Göll und den Watzmann verglichen hatten. Damals hatte er noch einen hohen Mut gehabt; und die Melanie heirat' ich doch noch! hatte er zu sich gesagt. Ach Gott! dachte er jetzt.

„Seelensturmwind!“ sprach Melanie neben ihm, gegen das regennasse Fenster, das die Alte geschlossen hatte.

„Was meinen Sie damit?“ murmelte Achim.

„Ich dacht' an Prinzessin Anna,“ erwiderte sie leise. „Als sie zum letztenmal bei mir war — und auch Sie dann kamen — da war sie so hold zu mir und so über-

schwenglich; und ich streichelte sie und sagte: ‚Sie Seelensturmwind!‘ wie einem so ein Wort plötzlich über die Lippen geht. Sie lächelte. O, wie ist mir nun. Ja, die Überschwengliche. So im Überschwang ist sie nun auch in den Tod gegangen. Wie sie sich ins Leben gestürzt hat, so auch in den Tod!“

„Ein Seelensturmwind. Das war sie wohl.“

„An eben dem Nachmittag, ich weiß noch, sagt' ich auch zu ihr: ‚Sie sind wie nicht von dieser Welt!‘ — Es geht uns oft so wunderlich. Wir werfen ein Wort hin, ohne viel zu denken; wir meinen es auch nicht so ernst, wie es klingt; — und in unserm tiefsten Innern, da war's doch so ernst gemeint. So ist mir jetzt in diesem Gram zu Mut; als hätt' ich's gewußt. Sie war nicht von dieser Welt!“

„Hm!“ murmelte Achim und drückte sein Gesicht gegen die Fensterscheibe.

Melanie sah hin; das „Hm“ klang so trübsinnig, so schwermutsvoll, daß es in ihr auch so widerklang, ihr Herzweh machte. Sie schwieg eine Weile. „Warum dieser Ton eben?“ sagte sie gedrückt. „Was meinten Sie?“

„Sie war nicht von dieser Welt! sagen Sie. Muß man denn? Ist es gar so schön in der Welt? — Das sind vielleicht die klügsten, weisesten Menschen, diese jungen Leute, die sich eine große Seligkeit mit dem Tod erkaufen; hui! dann ist's aus. Es war schön, und sie sind frei! — Wie selig zufrieden liegt nebenan dieser Krieger da; als wollt' er uns noch sagen: kann man's besser machen als ich? Wie himmlisch lag wohl die Prinzessin da; wie im Paradies. Der Seelensturmwind hatte ausgestürmt — ein göttlicher Orkan des Glücks — und all das klägliche

Gesäusel und Gemurre ging sie nichts mehr an. Nun ja, Sommerfäden: sie hielten nicht. Aber doch — — aber doch — —“

Er mochte nicht weiterreden, er preßte die Stirn an das Fenster an.

„Was heißt dieses ‚Aber doch‘?“ fragte sie leise.

„Nicht viel. Nur so viel: u n s r e Sommerfäden, Ihre und meine, könnten gern mit diesen tauschen; ’s wär kein schlechter Tausch!“

„Achim!“ sagte Melanie nach einer großen Stille. Es fuhr ihm durch die Glieder; so hatte sie ihn noch nie genannt: nur „lieber Freund“ oder gar nicht. Er wiederholte sich den Klang, er behorchte ihn. Ihm war aber nicht nach Sprechen zu Mut.

„Lieber Achim!“ kam dann; es durchfuhr ihn wieder; eine weichere Stimme, die gab’s wohl nicht. Diese Innigkeit! — Sie sprach weiter: „Ich dacht’ auf der Herfahrt schon — — mocht’ nur heut nichts sagen. Aber es drückt mir so das Herz zusammen — wie Sie eben redeten. Wir haben viel erlebt. Wissen manches besser. Sollten sie nun nicht halten? Unsre Fäden, mein’ ich. Wenn Sie wollten, Achim —“

„Melanie!“

„Ich würd’ Ihre Frau.“

Er atmete tief, in langen Zügen. Aus dem gerührten, schweigenden Ernst, mit dem er sie ansah, ward ein dankbares Lächeln. Zuletzt schüttelte er aber doch den Kopf. „Gute Melanie. Wie Ihnen das ähnlich sieht! Ihre Opferseele —“

„Nein, nein!“

„Solang’ ich lebe, werd’ ich Ihnen diese Stunde

und dieses Wort nicht vergessen. Aber es annehmen — nie!"

„Achim! Wenn mein Herz Ihnen sagt — lügen tut es nicht —"

„Doch, es ist so edel und gut, es lügt Ihnen ins Gesicht! — Es stirbt heut vor Mitleid mit mir — und es ist so weich geworden durch dies große Schicksal — nun bringt es sich als Opfer dar. ‚Freundschaft!' sagten Sie mir in Berlin. ‚So 'ne Freundschaft wie unsre, wer weiß, ob sie nicht besser als Liebe ist'. ‚Eine Schwesterhand'! Jetzt steckt sich diese Schwesterhand einen Ring an den Finger; 's ist ein Trauring! sagt sie. — Ach, Sie gute Melanie. Werd' es nie vergessen. Gehn wir lieber — und kehren wir aus dem Traumland hier in die Welt zurück!"

„Fortgehn, wann Sie wollen. Aber es ist kein Traum in mir, es ist Klarheit und Wirklichkeit. Was ich damals in Berlin sagte, sag' ich heut nicht mehr! Ich werd' Ihre Frau, sag' ich heut. Wenn Sie mich wollen. Es schien doch so. Als Sie gestern kamen —"

„Das war das verwünschte Wiedersehn. Das macht mich allemal verrückt! Allmählich gewöhnt man sich wieder an den alten Unsinn —"

„Sehn Sie! Da sagen Sie ja selbst, daß es ein Unsinn ist!"

„Ja, ja, aber ein ewiger — wie Hunderte in der Welt!"

„Nein, 's ist keiner ewig. Das glaubt nur ihr Positiven, die ihr nicht an den ewigen Fortschritt zur großen Menschwerdung glaubt! Die ihr immer wieder — — Aber mit Ihnen streiten, und gar hier, das will ich nicht.

Ich will nie mehr streiten. Sie sollen ein Haus voll Frieden haben —"

„Da hören Sie's!" unterbrach er sie. „Damit wir Mann und Frau werden können, müssen Sie Ihre Ideen und Ideale verleugnen, eine Trappistin aus sich machen — was Sie so wenig können wie ich!"

„Gut, dann will ich's nicht. Ich will mit Ihnen streiten, so oft Sie wollen. Zuletzt soll es aber doch immer mit Frieden und Versöhnung enden;" — sie sah nach der Tür, hinter der Erich lag und die Kerzen brannten, es überschauerte sie: „nur nicht mit dem ewigen Frieden wie hier!"

Er antwortete nicht. Sie nahm ihn bei der Hand und führte ihn ins Sterbezimmer, vor den Toten hin. „Achim!" sagte sie mit feierlich gedämpfter Stimme, mit liebevollem Blick. „Wir gehn, ich will Ihnen nur noch vor diesem schönen, stillen Mann und vor seiner Anna sagen: ich bin immer da. Wenn Sie mich einmal suchen, werden Sie mich finden. Ich gehör' zu Ihnen! — Da kommt seine Kreszenz. Der sagen wir nun Adieu. Wenn sie ihn begraben, sind wir wieder hier!"

Den da? dachte Achim. Aber er nickte; seine Seele beugte sich vor ihr.

Melanie drückte der Alten die Hand und ging.

Geh. = Geheftet, Lnbd. = Leinenband, Ledbd. = Lederband,
Hlbfrzbd. = Halbfranzband

Andreas-Salomé, Lou, Fenitschka.
Eine Ausschweifung. Zwei Erzählungen Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Ma. Ein Porträt. 3. Auflage Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Menschenkinder. Novellensammlung. 2. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Ruth. Erzählung. 4. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Aus fremder Seele. 2. Auflage Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Im Zwischenland. Fünf Geschichten. 2. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Anzengruber, Ludwig, Letzte Dorfgänge Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Wolken und Sunn'scheln. 3.—5. Auflage Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
Arminius, W., Der Weg zur Erkenntnis. Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Yorks Offiziere. Historischer Roman Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Auerbach, Berthold, Sämtliche Schwarzwälder
Dorfgeschichten. Volks-Ausg. in 10 Bdn. Geh. M. 10.—, in 5 Lnbdn. M. 18.—
—„— Auf der Höhe. Roman. Volks-Ausg. in 4 Bdn. Geh. M. 4.—, in 2 Lnbdn. M. 6.—
—„— Barfüßele. Erzählung. 38. u. 39. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Das Landhaus am Rhein. Roman. 4. Aufl.
Taschen-Ausgabe in 3 Bänden Geh. M. 7.50, in 1 Lnbd. M. 8.50
—„— Drei einzige Töchter. Novellen. Miniatur-
Ausgabe. 4. Auflage In Leinenband M. 3.—
—„— Waldfried. Vaterl. Familiengeschichte. 2. Aufl. Geh. M. 6.—, Lnbd. M. 7.50
Baumbach, Rudolf, Erzählungen und Märchen.
15. u. 18. Tausend Lnbd. M. 3.—, Ledbd. mit Goldschnitt M. 5.—
—„— Es war einmal. Märchen. 14. Tausend Lnbd. M. 3.80, Ledbd. M. 5.80
—„— Aus der Jugendzeit. 9. Tausend Lnbd. M. 6.20, Ledbd. M. 8.—
—„— Neue Märchen. 7. Tausend Lnbd. M. 4.—, Ledbd. M. 6.—
—„— Sommermärchen. 38. u. 39. Tausend Lnbd. M. 4.20, Ledbd. M. 6.—
Bertsch, Hugo, Bilderbogen aus meinem Leben.
3. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Bob, der Sonderling. 4. Auflage Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Die Geschwister.
Mit Vorwort von Adolf Wilbrandt. 10. u. 11. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
Böhlau, Helene, Salin Kalische. Novell. 2. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Boy-Ed, Ida, Die säende Hand. Roman. 3. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Um Helena. Roman. 2. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Die Lampe der Psyche. Roman. 2. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Die große Stimme. Novellen. 3. Auflage Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
Bülow, Frieda v., Kara. Roman in drei Büchern Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Burckhard, Max, Simon Thums. Roman. 2. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Busse, Carl, Die Schüler von Polajewo. Novell. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Träume. Mit Illustrationen von Kunz Meyer Geh. M. 2.60, Lnbd. M. 3.50
—„— Im polnischen Wind. Ostmärkische Geschichten Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Dove, A., Caracosa. Roman. 2 Bände. 2. Aufl. Geh. M. 7.—, in 2 Lnbdn. M. 9.—
Ebner-Eschenbach, Marie v., Božena. Erzählung
7. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Erzählungen. 5. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Margarete. 6. Auflage Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—

Ebner-Eschenbach, Moriz v., Hypnosis perennis.
Ein Wunder des h. Sebastian. Zwei Wien. Gesch. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
Eckstein, Ernst, Nero. Roman. 3. Auflage Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—
El-Correi, Am stillen Ufer. Roman vom Gardasee Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Ertl, Emil, Miß Grant und andere Novellen Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Liebesmärchen. 2. Auflage Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Mistral. Novellen Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Fontane, Theodor, Ellernklipp. 3. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Grete Minde. 5. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Quitt. Roman. 3. u. 4. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Vor dem Sturm. Roman. 9. u. 10. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Unwiederbringlich. Roman. 5. u. 6. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Franzos, K. E., Der Gott d. alten Doktors. 2. Aufl. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Die Juden von Barnow. Geschichten. 8. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Judith Trachtenberg. Erzählung. 5. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Ein Kampf ums Recht. Roman. 5. Auflage.
2 Bände Geh. M. 6.—, in 1 Lnbd. M. 7.50
—„— Leib Weihnachtskuchen u. sein Kind. 2. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Ungeschichte Leute. Geschichten. 3. Auflage Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Junge Liebe. Novellen. 4. Aufl. Min.-Ausg. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Mann und Weib. Novellen. 2. Auflage Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Der kleine Martin. Erzählung. 3. Auflage Geh. M. 1.—, Lnbd. M. 2.—
—„— Moschko von Parma. Erzählung. 3. Aufl. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Neue Novellen. 2. Auflage Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Tragische Novellen. 2. Auflage Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Der Pojaz. Eine Gesch. a. d. Osten. 6.—8. Aufl. Geh. M. 4.50, Lnbd. M. 5.50
—„— Der Präsident. Erzählung. 4. Auflage Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—„— Die Reise nach dem Schicksal. Erzähl. 2. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Die Schatten. Erzählung. 2. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—„— Der Wahrheitsucher. Roman. 2 Bände.
3. Auflage Geh. M. 6.—, in 2 Lnbdn. M. 8.—
Fulda, L., Lebensfragmente. Novellen. 3. Aufl. Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
Gleichen-Rußwurm, A. v., Vergeltung. Roman Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Grasberger, H., Aus der ewigen Stadt. Novellen Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.20
Grimm, Herman, Unüberwindliche Mächte.
Roman. 3. Auflage. 2 Bände Geh. M. 8.—, in 2 Lnbdn. M. 10.—
—„— Novellen. 3. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Grisebach, Ed., Kin-ku-ki-kuan. Chines. Novellenbuch Leinenband M. 4.—
Haushofer, Max, Geschichten zwischen Diesseits
und Jenseits. (Ein moderner Totentanz) Geh. M. 5.—, Hlbfrzbd. M. 7.—
—„— Planetenfeuer. Ein Zukunftsroman Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Heer, J. C., Felix Notvest. Roman. 12. u. 13. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Joggeli. Geschichte einer Jugend. 10. u. 11. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Der König der Bernina. Roman.
31.—33. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— An heiligen Wassern. Roman. 25.—30. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Der Wetterwart. Roman. 24.—26. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Heilborn, Ernst, Kleefeld. Roman Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
Herzog, Rudolf, Der Graf von Gleichen.
Ein Gegenwartsroman. 7. u. 8. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—„— Das Lebenslied. Roman. 12. u. 13. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Die vom Niederrhein. Roman. 12.—14. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—„— Der alten Sehnsucht Lied. Erzählgn. 5.—7. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—„— Die Wiskottens. Roman. 26.—30. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

Heyse, Paul, L'Arrabbiata. Novelle. 11. Auflage — Leinenband M. 2.40
—,— L'Arrabbiata und andere Novellen. 9. Aufl. Geh. M. 3.60, Lnbd. M. 4.60
—,— Buch der Freundschaft. Novellen. 7. Aufl. Geh. M. 3.60, Lnbd. M. 4.60
—,— Crone Stäudlin. Roman. 4. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— In der Geisterstunde. 4. Auflage Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—,— Über allen Gipfeln. Roman. 10. Auflage Geh. M. 3.60, Lnbd. M. 4.60
—,— Das Haus „Zum ungläubigen Thomas" und andere Novellen Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Kinder der Welt. Roman. 22. Aufl. 2 Bde. Geh. M. 4.80, in 2 Lnbdn. M. 6.80
—,— Himmlische und irdische Liebe u. andere Novellen (Ges. Werke XXII, 2. Aufl.) Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Neue Märchen. 4. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Marthas Briefe an Maria. 2. Auflage Geh. M. 1.—, Lnbd. M. 2.—
—,— Melusine und andere Novellen. 5. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Merlin. Roman. 5. Auflage. Geh. M. 3.60, Lnbd. M. 4.60
—,— Ninon und andere Novellen. 4. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Novellen. Auswahl fürs Haus. 3 Bände. 10. u. 11. Auflage Geh. M. 7.50, in 3 Lnbdn. M. 10.—
—,— Novellen vom Gardasee. 6. Auflage Geh. M. 3.60, Lnbd. M. 4.50
—,— Meraner Novellen. 11. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Neue Novellen. Min.-Ausg. 6. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Im Paradiese. Roman. 13. Aufl. 2 Bde. Geh. M. 7.20, in 2 Lnbdn. M. 9.20
—,— Das Rätsel des Lebens. 4. Auflage Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—
—,— Der Roman der Stiftsdame. 12. Auflage Geh. M. 3.60, Lnbd. M. 4.60
—,— Der Sohn seines Vaters u. a. Novellen. 3. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Moralische Unmöglichkeiten u. a. Novellen. 3. Aufl. Geh. M. 4.50, Lnbd. M. 5.50
—,— Victoria regia und andere Novellen. 4. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Villa Falconieri und andere Novellen (Ges. Werke XXIII, 2. Aufl.) Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Aus den Vorbergen. Vier Novellen. 3. Aufl. Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—
—,— Vroni und andere Novellen Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Weihnachtsgeschichten. 4. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Unvergeßbare Worte u. a. Novellen. 5. Aufl. Geh. M. 3.60, Lnbd. M. 4.60
—,— Xaverl und andere Novellen Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Hillern, Wilhelmine v., Der Gewaltigste. 3. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— 's Reis am Weg. 3. Auflage Geh. M. 1.50, Lnbd. M. 2.50
—,— Ein Sklave der Freiheit. Roman. 3. Auflage Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—
—,— Ein alter Streit. Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Hobrecht, Max, Von der Ostgrenze. Drei Nov. Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.20
Höcker, Paul Oskar, Väterchen. Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Hofe, Ernst v., Sehnsucht. Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Hoffmann, Hans, Bozener Märchen Tuchband M. 4.20
—,— Ostseemärchen. 2. Auflage Leinenband M. 4.—
Holm, Adolf, Holsteinische Gewächse. Aufgezogen und zur Schau gestellt (in Wort und Bild) Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—,— Köst und Kinnerbeer. Und sowat mehr. Zwei Erzählungen aus dem holsteinischen Landleben Leinenband M. 2.40
Hopfen, Hans, Der letzte Hieb. 5. Auflage Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
Huch, Ricarda, Erinnerungen von Ludolf Ursleu dem Jüngeren. Roman. 7. u. 8. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Jugenderinnerungen eines alten Mannes (Wilhelm v. Kügelgen). Originalausgabe. Herausg. von Philipp von Nathusius. 24. Aufl. Geh. M. 1.80, Lnbd. M. 2.40
Junghans, Sophie, Schwertlilie. Roman. 2. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

Kaiser, Isabelle, Seine Majestät! Novellen Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—,— Wenn die Sonne untergeht. Nov. 2. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
Keller, Gottfried, Der grüne Heinrich. Roman.
3 Bände. 45.—49. Aufl. Geh. M. 9.—, Lnbd. M. 11.40, Hlbfrzbd. M. 15.—
—,— Die Leute von Seldwyla. 2 Bände. 49.—53. Aufl.
Geh. M. 8.—, Lnbd. M. 7.60, Hlbfrzbd. M. 10.—
—,— Martin Salander. Roman. 29.—33. Auflage
Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 3.80, Hlbfrzbd. M. 5.—
—,— Züricher Novellen. 48.—52. Auflage
Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 3.80, Hlbfrzbd. M. 5.—
—,— Das Sinngedicht. Novellen. Sieben Legenden.
40.—44. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 3.80, Hlbfrzbd. M. 5.—
—,— Sieben Legenden. Miniatur-Ausg. 3. Auflage Geh. M. 2.30, Lnbd. M. 3.—
—,— Romeo und Julia auf dem Dorfe. Erzählung.
3. Auflage. Miniatur-Ausgabe Geh. M. 2.30, Lnbd. M. 3.—
Kossak, Marg., Krone des Lebens. Nordische Novellen Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Kurz, Isolde, Unsere Carlotta. Erzählung Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—,— Italienische Erzählungen Leinenband M. 5.50
—,— Frutti di Mare. Zwei Erzählungen Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—,— Genesung. Sein Todfeind. Gedankenschuld.
Drei Erzählungen Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Florentiner Novellen. 3. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Phantasieen und Märchen Leinenband M. 3.—
—,— Die Stadt des Lebens. Schilderungen aus der Florentinischen Renaissance. 3. Auflage.
Mit 15 Abbildungen Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.50
Laistner, Ludwig, Novellen aus alter Zeit Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Langmann, Philipp, Realistische Erzählungen Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—,— Leben und Musik. Roman Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Ein junger Mann von 1895 u. and. Novellen Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
—,— Verflogene Rufe. Novellen Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
Lindau, Paul, Arme Mädchen. Roman. 9. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Spitzen. Roman. 8. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Der Zug nach dem Westen. Roman. 10. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Mauthner, Fritz, Hypatia. Roman. 2. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Aus dem Märchenbuch der Wahrheit.
Fabeln und Gedichte in Prosa. 2. Auflage
von „Lügenohr“ Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Meyer-Förster, Wilh., Eldena. Roman. 2. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Meyerhof-Hildeck, Leonie, Das Ewig-Lebendige. Roman. 2. Auflage Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—,— Töchter der Zeit. Münchner Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Muellenbach, E. (Lenbach), Abseits. Erzählungen Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Aphrodite und andere Novellen Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Vom heißen Stein. Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Olfers, Marie v., Neue Novellen Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Die Vernunftheirat und andere Novellen Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Pantenius, Th. H., Kurländ. Geschichten. 2. Tausend. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Petri, Julius, Pater peccavi! Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Prel, Karl du, Das Kreuz am Ferner. 3. Aufl. Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 3.—
Proelß, Joh., Bilderstürmer! Roman. 2. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Raberti, Rubert, Immaculata. Roman aus dem römischen Leben der Gegenwart Geh. M. 8.—, in 2 Lnbdn. M. 10.—
Redwitz, O. v., Haus Wartenberg. Roman. 7. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Hymen. Ein Roman. 5. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—

Riehl, W. H., Aus der Ecke. Novellen. 4. Aufl. Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Am Feierabend. Sechs Novellen. 4. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Geschichten aus alter Zeit.
1. Reihe. 3. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Geschichten aus alter Zeit. 2. Reihe. 3. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Lebensrätsel. Fünf Novellen. 4. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Ein ganzer Mann. Roman. 4. Auflage Geh. M. 6.—, Lnbd. M. 7.—
—,— Kulturgeschichtliche Novellen. 5. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Neues Novellenbuch. 3. Aufl. (6. Abdruck) Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Roquette, Otto, Das Buchstabierbuch der Leidenschaft. Roman. 2 Bände Geh. M. 4.—, in 1 Lnbd. M. 5.—
Saitschick, R., Aus der Tiefe. Ein Lebensbuch Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
Seidel, Heinrich, Leberecht Hühnchen
Gesamtausgabe. 5. Aufl. (26.—30. Tausend) Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Vorstadtgeschichten. Gesamtausgabe. 1. Reihe Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Vorstadtgeschichten. Gesamtausgabe. 2. Reihe Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Heimatgeschichten. Gesamtausgabe. 1. Reihe Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Heimatgeschichten. Gesamtausgabe. 2. Reihe Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Phantasiestücke. Gesamtausgabe Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Von Perlin nach Berlin. Aus meinem Leben. Gesamtausgabe Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Reinhard Flemmings Abenteuer zu Wasser und zu Lande. Erster Band. 7. u. 8. Tausend Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Dasselbe. Zweiter und dritter Band.
1.—4. Tausend Geh. je M. 3.—, Lnbd. je M. 4.—
—,— Wintermärchen. 2 Bände. 4. Tausend Geh. je M. 3.—, Lnbd. je M. 4.—
Skowronnek, R., Der Bruchhof. Roman. 2. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Stegemann, Hermann, Der Gebieter. Roman Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—,— Stille Wasser. Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Stratz, Rudolph, Alt-Heidelberg, du Feine...
Roman einer Studentin. 7. u. 8. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Buch der Liebe. Sechs Novellen. 3. Auflage Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—,— Die ewige Burg. Roman. 5. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Der du von dem Himmel bist. Roman.
5. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Du bist die Ruh'. Roman. 5. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Gib mir die Hand. Roman. 6.—9. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Ich harr' des Glücks. Novellen. 4. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Die törichte Jungfrau. Roman. 5. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Der arme Konrad. Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Montblanc. Roman. 6. u. 7. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Der weiße Tod. Roman aus der Gletscherwelt. 13.—15. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Es war ein Traum. Berl. Novellen. 4. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Die letzte Wahl. Roman. 4. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
Sudermann, Hermann, Es war. Roman.
42.—46. Auflage Geh. M. 5.—, Lnbd. M. 6.—, Hlbfrzbd. M. 6.50
—,— Frau Sorge. Roman. 94.—99. Auflage
Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50, Hlbfrzbd. M. 5.—
—,— Geschwister. Zwei Novellen. 27.—29. Auflage
Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50, Hlbfrzbd. M. 5.—
—,— Iolanthes Hochzeit. Erzählung.
28.—30. Auflage Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—, Hlbfrzbd. M. 3.50
—,— Der Katzensteg. Roman. Jubiläumsausgabe.
Mit Porträt Geh. M. 4.—, Pergbd. M. 5.50

Sudermann, Hermann, Der Katzensteg. Roman
66.—70. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50, Hlbfrzbd. M. 5.—
—,— Im Zwielicht. Zwanglose Geschichten.
31. u. 32. Auflage Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—, Hlbfrzbd. M. 3.50
Sydow, Klara v., Der Ausweg. Erzählung Geh. M. 2.—, Lnbd. M. 3.—
Telmann, Konrad, Trinacria Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Trojan, Johannes, Das Wustrower Königsschießen und andere Humoresken Geh. M. 1.—, Lnbd. M. 1.50
Voß, Richard, Römische Dorfgeschichten. 4. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Widmann, J. V., Touristennovellen Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Wilbrandt, Adolf, Das lebende Bild
u. a. Geschichten. 3. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Der Dornenweg. Roman. 4. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Erika. Das Kind. Erzählungen. 3. Aufl. Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Familie Roland. Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Fesseln. Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Feuerblumen. Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Franz. Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Die glückliche Frau. Roman. 4. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Fridolins heimliche Ehe. 4. Auflage Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—,— Schleichendes Gift. Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Hermann Ifinger. Roman. 6. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Hildegard Mahlmann. Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Irma. Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Ein Mecklenburger. Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Meister Amor. Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Novellen Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Die Osterinsel. Roman. 4. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Die Rothenburger. Roman. 7. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Der Sänger. Roman. 4. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Die Schwestern. Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Sommerfäden. Roman Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Vater Robinson. Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Vater und Sohn u. andere Geschichten. 2. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Villa Maria. Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Große Zeiten u. andere Geschichten. 3. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
Wildenbruch, E. v., Schwester-Seele. Roman.
14. u. 15. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
Worms, C., Aus roter Dämmerung.
Baltische Skizzen. 2. Auflage Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
—,— Du bist mein. Zeitroman Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Erdkinder. Roman. 3. Auflage Geh. M. 3.50, Lnbd. M. 4.50
—,— Die Stillen im Lande. Drei Erzähl. 2. Aufl. Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—
—,— Thoms friert. Roman. 2. Auflage Geh. M. 4.—, Lnbd. M. 5.—
—,— Überschwemmung. Eine balt. Gesch. 2. Aufl. Geh. M. 2.50, Lnbd. M. 3.50
Zimmermann, M. G., Tante Eulalia's Romfahrt Geh. M. 3.—, Lnbd. M. 4.—